

Das Zuschauspiel

Lebendige Körper im Theater

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie
in der
Fakultät für Philologie
der
RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM

vorgelegt von
Margrit Proske
Schulstr. 5
45665 Recklinghausen

Veröffentlicht mit der Genehmigung der Fakultät für Philologie der
Ruhr-Universität Bochum

Referent: Prof. Dr. Guido Hiß

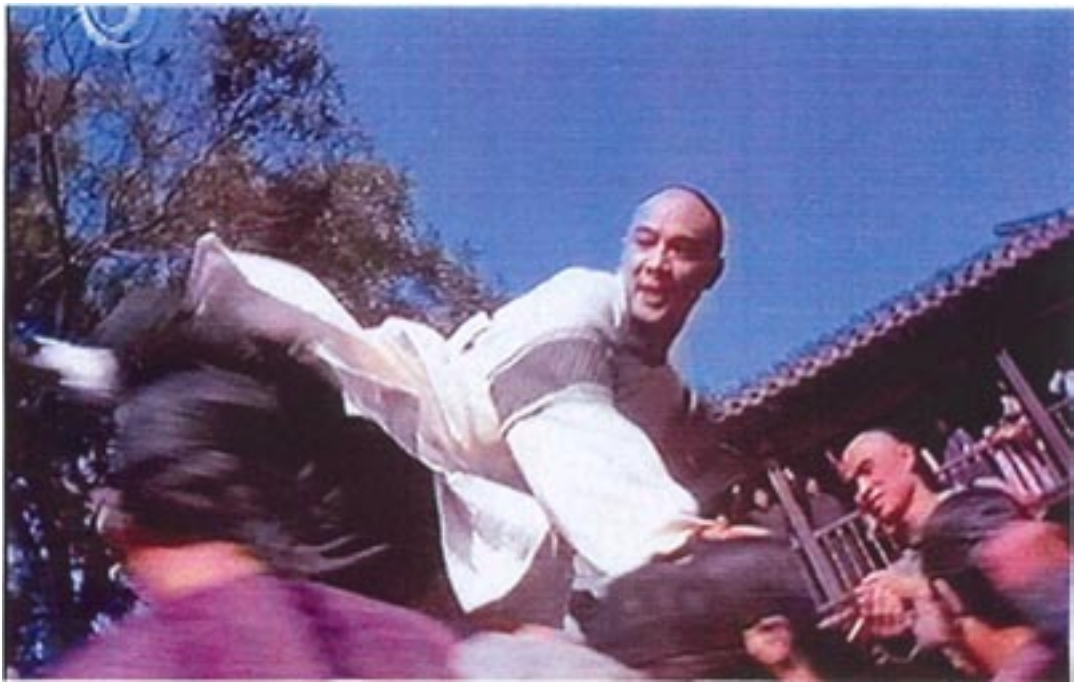
Korreferentin: Prof. Dr. Ulrike Haß

Tag der mündlichen Prüfung: 1. Juni 2001

Einleitung	4
1 Einführung ins Projekt	11
1.1 Die Entdeckung des Körpers im Fach	11
1.2 Den Prozeß des Zuschauens reflektieren	22
1.3 Der gesuchte Körper - Ausgangsthesen	27
2 Der Körper	29
2.1 Frühe Prägung	30
2.2 Zentrierte und dezentrierte Struktur	41
2.3 Ganzkörper, Nicht-Ganzkörper	55
2.4 Diskurs und Widerpart	62
3 Der Leib	65
3.1 Reflexion durch Reduktion	66
3.2 Strukturen der phänomenalen Welt	72
3.3 Der phänomenale Leib	76
3.4 Leib und Körper	99
3.5 Leiber im Theater	102
4 Der Körper als äußerer Beobachter	108
4.1 Auf der Bühne des Gehirns	109
4.2 Körper als autopoietisches System	123
5 Der Körper als innerer Beobachter	136
5.1 Bewußtheit durch Bewegung	137
5.2 Erleben und Wissenschaft	144
6 Die Energie	149
6.1 Energie und Körper	150
6.2 Im Feld der lebenden Körper	158
6.3 Resonanz, Struktur und Zeit	171
6.4 Sprache als Sediment und Feld	180
7 Lebendige Körper im Theater	186
7.1 Theorie des lebendigen Körpers	187
7.2 Zuschauen im Theater - Der plurale Körper	194
7.3 Status und Nutzen des Modells	203
Literatur	207

Einleitung







Die vorangestellten Abbildungen entstammen einem Film aus Hong Kong¹: Kämpfer kämpfen auf den Körpern der Zuschauer. Die Körper der Zuschauenden tragen die Körper der Kämpfenden, sie spielen mit, sie legen den Grund, die Basis. Sie bilden den „Bühnenboden“, auf dem sich die Kämpfenden bewegen, sie bilden den Raum. Und die Zuschauenden sind beeindruckt im wahrsten Sinn des Wortes: ihre Körper haben blaue Flecken, sie sind geschunden und erledigt, die Körper der Zuschauenden sind gezeichnet vom Kampf der Kämpfenden.

Zuschauende, die in dieser Weise an einem Theaterereignis teilnehmen, sind Teilhabende. In der Geschichte des westeuropäischen Theaters hat sich ein anderes Modell des Zuschauens etabliert: es besteht eine visuelle Entfernung zwischen Zuschauenden und den Schauspielenden. Die Grenze zwischen den zwei Räumen - Bühne und Zuschauerraum - ist für alle Beteiligten klar ersichtlich oder zumindest Teil der Grundvereinbarung des modernen Theaters. Schauspielende

¹ Vgl. „Der Vollstrecker“, Regie: Corey Yuen, Hong Kong 1992 , mit Jet Li (Fong Sai Yuk) und Josephine Siao (Fongs Mutter)

und Zuschauende sind konfrontativ aufeinander bezogen. Dennoch ist der Aspekt der Teilhabe nicht verloren gegangen. Vorausgesetzt, es handelt sich um eine lebendige Aufführung, dann berichten Schauspieler häufig davon, daß die Zuschauer sie „getragen“ haben. Dieses Getragenwerden der Schauspieler von den Zuschauern wird in der Regel metaphorisch verstanden. Ich möchte diese Zuschauersituation *konkret* auffassen und das verborgene Moment des Einandertragens herausarbeiten.

Das gemeinsame Agieren der Kämpfenden und der Zuschauenden, auf deren Körpern der Kampf stattfindet, ist auf den Ausschnitten des Hong-Kong-Films unmittelbar ersichtlich. Das gemeinsame Tun von Schauspielenden und Zuschauenden im westeuropäischen Theater fällt dagegen nicht mehr ins Auge. Die vorliegende Arbeit geht jedoch von dieser Prämisse aus. In einer lebendigen Aufführung agieren nicht nur die Schauspieler auf der Bühne, sondern auch die Zuschauer. Sie sind aktive Mitspieler der Aufführung, und zwar mit ihrem ganzen Körper. Bourdieu schreibt, daß der spielende Körper an das Spiel glaubt und daß dieser praktische Glaube ein Zustand des Leibes ist.² Die Zuschauer spielen das Zuschauerspiel und gehen - immer in einer lebendigen Aufführung - in diesem Spiel auf. Sie sind nicht distanziert, sondern beteiligt. Ihre körperliche (leibliche) Anwesenheit im Theaterraum schafft dafür die Voraussetzung. Einen solchen umfassenden Zuschaukörper möchte ich beschreiben.

Die Beschreibung dieses Zuschaukörpers erfolgt in dieser Arbeit in zwei Schritten:

1. Modell eines lebendigen Körpers erarbeiten
2. Struktur des konkreten Zuschaukörpers beschreiben

Theaterwissenschaftliche Fragestellungen haben sich in den letzten Jahren von der theatralischen Repräsentation zur Präsentation verlagert. Diese Verschiebungen des Interesses stehen im Kontext aktueller Denkbewegungen, die sich an die Postmodernedebatte anschließen, und reagieren auf die aktuelle theatralische

² Vgl. Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S.126 und 135

Praxis, die in der Theaterwissenschaft mit Begriffen wie Präsenz, Aura, Materialität zu erfassen versucht wird. Diese Begrifflichkeiten bleiben dabei jedoch beunruhigend ungeklärt. Implizite Aufgabe der Arbeit ist es, zu ihrer Klärung beizutragen. Der konkrete Körper - zumal in seiner physischen Dimension - kann durchaus als Desiderat der Theaterwissenschaft bezeichnet werden (Kap.1). Daher nimmt die Erarbeitung eines adäquaten Körperbegriffs in dieser Arbeit nahezu den gesamten Raum ein.

Körper und Diskurs stehen in einem Spannungsverhältnis. Der Körper ist abwesend im Diskurs anwesend. Und der Diskurs kann mit seinen Regeln und Gewohnheiten zusätzlich den Blick auf den Körper verstellen. Im Diskurs reden wir über den Körper in eingeschliffenen Denkmustern, über die der Diskurs wacht. Der Diskursrahmen produziert die Körperbilder, die unsere Rede bestimmen.

Das Körperbild, das hier erprobt werden soll, ist ein zusammenhängendes und nichthierarchisches. Es soll eine unverkrampftere, experimentellere, mutigere und genauere Rede zum Körper ermöglichen als es Körperbilder vermögen, die die - oft ungesagten - Voraussetzungen eines dualistisch geprägten Diskurses in sich tragen. Im Körper-Geist-Dualismus etwa gerät der Körper bereits von vornherein in den Status der Nichtbeschreibbarkeit. Gesucht wird die Grenze, die tatsächlich zwischen Diskurs und Körper besteht; nicht akzeptiert wird die Grenze, die Diskursmächte der Rede über den Körper oktroyieren wollen. Vorsicht und Achtsamkeit ist nötig, denn das Vorhaben wäre mit Sicherheit gescheitert, wenn dieser zu erarbeitende Körperbegriff der Überflutung des Körpers durch den Diskurs Tür und Tor öffnete. Das ist gerade nicht gemeint.

Die Anfänge der Begriffsbildung zum Körper in der abendländischen Philosophie bilden den Horizont der abendländischen Tradition, die Wurzeln der bis heute latent wirksamen Körperbegriffe können dort aufgezeigt werden.

Körperbegriffe entstehen durch Diskursrahmen. Jacques Derrida hat die grundsätzliche Begriffsstruktur der metaphysischen abendländischen Denk-

tradition dekonstruiert. Durch seine Arbeit wird der Übergang von der Matrix eines dualistisch geprägten Körperbegriffs zur Matrix eines ungeteilten, umfassenderen Körperbegriffs möglich. Es geht nicht darum, nur einen anderen Begriff vom Körper zu entwickeln, vielmehr gewährt diese Umwandlung der Matrix Einblick in die Prozesse, die Begriffe überhaupt generieren; und es wird eine bewußtere Wahl der Begriffe möglich. Auf der Basis dieser Matrix, von der Derrida sagt, sie gehe der metaphysischen voraus, geht es mir darum, ein Modell vom Körper zu entwickeln, das den lebendigen Zuschauererfahrungen im Theater mehr entspricht. Dieses Modell verfolgt das Ziel, den lebendig wahrnehmenden Körper zu charakterisieren und Einblick in die Prozesse des Zuschauens im Theater zu ermöglichen (Kap. 2).

In vier perspektivischen Suchbewegungen wird dieser Körperbegriff gefüllt: in der phänomenologischen, physiologischen, psychosensorischen und energetischen Per-spektive (Kap. 3 - 6).

Die phänomenologische Philosophie rückt vom Denken in Dualismen ab. Sie sucht mithilfe der phänomenologischen Reduktion die *Prozesse* der Wahrnehmung in den Blick zu bekommen. Sie interessiert sich für die unmittelbaren Wege und die unmittelbar gegebenen Dinge der Wahrnehmung. Sie entwickelt einen Leibbegriff, der Anteil hat an den lebendigen Strukturen, er beschreibt die Einbindung des menschlichen Körpers in die Welt. (Kap. 3)

Es gibt eine innere und eine äußere Grenze zwischen Körper und Diskurs, je nach der Perspektive des Redenden oder der Redenden.

Die in der Erforschung der Physiologie des Körpers gemachten Erkenntnisse können nutzbar gemacht werden, um Vorurteile, die ein den Körper unterdrückender Körperbegriff mit sich gebracht hat, zu entkräften. Daraus wird ein Konzept enthierarchisierter Wahrnehmung abgeleitet. Der Körper als autopoietisches System behandelt in prägnanter und bestechender Radikalität sowohl die Autonomie als auch die Verflochtenheit des Körpers in einem zusammenhängenden Konzept (Kap. 4).

Der Körper ist nicht der Diskurs. Es gibt aber Möglichkeiten, auch im Erleben Erkenntnisse über den Körper zu gewinnen, sich dem Körper zu nähern bzw. ihm zuzuhören. Durch Arbeit am eigenen Körper kann Wahrnehmung verbessert werden, möglich etwa durch den Zusammenhang von Körperfunktionen wie Bewegung und Bewußtsein. Erlebtes und Gedachtes gerät in ein engeres Verhältnis (Kap.5).

Grundlegende These der Arbeit wird es sein, den Körper als offenen und geschlossenen Prozeß aufzufassen. In allen genutzten Disziplinen suche ich daher auch nach exemplarischen Beschreibungen von prozesshaften Abläufen, die diese These veranschaulichen. Der Zusammenhang von Körper und Energie ist dabei wesentlich. Genutzt werden Erkenntnisse über lebendige Prozesse, um die Strukturen des Lebendigen und des Prozeßhaften, die genau den lebendig wahrnehmenden Körper konstituieren, weiter zu profilieren (Kap. 6).

Die Gliederung der Arbeit wird bestimmt von den unterschiedlichen Methoden, einen Diskurs über den Körper zu führen. Gerade bei der Rede über den Körper, der wir ja selber sind, scheint oft zu verschimmen, daß wir zwar jede und jeder ein Körper sind, aber dennoch nicht von diesem Körper in einem Diskurs reden. Daraus entstehen Mißverständnisse. Daher ist die Arbeit streng methodisch gegliedert und nicht nach den inhaltlichen Problemen, die nacheinander abgearbeitet werden könnten. Im letzten Kapitel geschieht die inhaltliche Bündelung der diskutierten Probleme. Dabei soll sich herauskristallisieren, daß - bei aller Diversität der genutzten Disziplinen - die verwendeten Ansätze und Konzepte in einer einheitlichen Begriffsstruktur arbeiten und eine konzise Struktur des lebendig wahrnehmenden und kommunizierenden Körpers ergeben. Abschließend erörtere ich möglichen Schaden und Nutzen des Modells eines konkreten Zuschaukörpers für die theaterwissenschaftliche Arbeit und Ausbildung (Kap. 7).

1 Einführung ins Projekt

Am 16.9.1997 sitze ich im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und erlebe eine Aufführung von Horvaths "Kasimir und Karoline" in einer Inszenierung von Christoph Marthaler. Es wird für mich ein großes Erlebnis. Als ich nach Stunden das Theater verlasse, bin ich tief beeindruckt, stumm, erfüllt. Ich habe das Gefühl, ich habe alles verstanden, miterlebt, und ich habe nicht das geringste Bedürfnis, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Als Theaterwissenschaftlerin, deren einziges Werkzeug bisher die Sprache ist, muß dies ein besorgniserregender Zustand sein. Meine Neugier aber ist geweckt. Ich möchte wissen, was während dieses Theaterabends mit mir als Zuschauerin geschehen ist. Wie läßt sich dieses tief beeindruckende Geschehen beschreiben und unterscheiden von einem Zuschauen, das leicht Worte findet über das Gesehene und anschließend mit Freude die Diskussion sucht?

Mein Interesse, zu erfahren, was beim Zuschauen passiert, ohne daß ich das Gesehene/Wahrgenommene sprachlich bewußt protokolliere, ohne daß ich mich sozusagen auf wie auch immer dem Bewußtsein „zugeführte“ Ergebnisse des Wahrnehmungsprozesses stützen kann, verweist auf den *Körper des Zuschauers*.

1.1 Die Entdeckung des Körpers im Fach

Zum Körper gibt es eine breite, vielschichtige Diskussion. Bereits 1982 geben Dietmar Kamper und Christoph Wulf einen Sammelband³ heraus, der den damaligen Stand der Debatte widerspiegelt. Der Titel „Die Wiederkehr des Körpers“ verdeutlicht den problematischen Status und mögliche Bewegungen des Körpers im abendländischen Diskurs. Der Status leitet sich ab von einer unterstellten Trennung von Körper und Geist, von einem „Abstraktionsprozeß des

³ Kamper, Dietmar, Christoph Wulf (Hg.) (1982): Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Lebens mit seiner Distanzierung, Disziplinierung, Instrumentalisierung des Körperlichen als Grundlage des historischen Fortschritts.“⁴ Die Wiederkehr des Körpers setzt sein Verschwinden voraus, eröffnet einen Raum für die Hoffnung auf authentische Erfahrung des Körpers oder zeigt das Fiktionale einer solchen Hoffnung. Die Herausgeber konstatieren ein Geschehen, das sie als parabolische Bewegung beschreiben; eine Parabel, „die als kontinuierliche Leitlinie das Auftauchen, Kreisen und Wiederverschwinden der betreffenden Problematik des Körpers verdeutlichen soll.“⁵ In diesem heterogenen Spannungsfeld bewegt sich die Debatte um den Körper noch heute. Angetrieben scheint sie auch heute noch von einem „Widerstand des Körpers gegen die Zumutungen einer entmaterialisierten Geistigkeit, der zwischen Symptom- und Symbolbildung schwankt.“⁶ Kamper und Wulf schätzen ein:

„In jedem Fall erscheint die Realität des Körpers eingespannt zwischen zwei alternierenden Zuständen, zwischen Verdinglichung und Ekstase, Schwere und Explosivität, Materie und Geist, Stoff und Form usf., die je für sich beide unannehmbar sind. Dadurch gerät die Problematik in eine Schwebelage, die der jeweiligen Terminologie stillschweigend die Grundlagen entzieht. Der Übergang in eine dritte Gestalt der Reflexion wird zwingend.“⁷

Eine gewichtige Auseinandersetzung um den Körper wird seit dreißig Jahren im Bereich der *gender studies* geführt. In ihrem Zentrum steht die Offenlegung und Verschiebung der Matrix, die vom patriarchalischen Herrschaftsanspruch angetrieben wird und die allgemeinen Begrifflichkeiten des Geschlechterdiskurses im abendländischen Denken bestimmt hat.

In der deutschsprachigen Theaterwissenschaft ist die Körperdiskussion zunächst in der Debatte um die Aufführungsanalyse und ihrer Methodik virulent

⁴ Ebd., S. 9

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., S. 10

⁷ Ebd., S. 20

geworden. Die Körper sind nicht erst auf der Bühne, seit die Theaterwissenschaft von ihnen redet. Bis dahin stand aber die Repräsentation als Ziel des Interesses im Vordergrund der Betrachtungen des Fachs.⁸ Entsprechende Theaterbegriffe und theoretische Modelle mit semiotischer und strukturalistischer Provenienz wurden entwickelt. Die radikale Aufwertung präsentischer Vorgänge auf der Bühne, die den Körper der Schauspielenden selbst und damit auch Präsenz und Gegenwärtigkeit des theatralen Ereignisses an sich immer stärker und nachdrücklicher thematisierten, forderte die theaterwissenschaftliche Reflexion nachhaltig heraus. Ein neuer Höhepunkt war erreicht, als sich erkennbar der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Reflexion von der Repräsentation zur Präsenz des Theaters verlagerte. Im folgenden wird diese Entwicklung anhand markanter Texte dokumentiert. Die Begriffe, die den konkreten Körper auf der Bühne betreffen, werden herausgearbeitet.

An der bis dahin praktizierten Aufführungsanalyse kritisiert Hans-Thies Lehmann⁹ 1989 ihre Konzentration auf semiotische, Totalität vorgaukelnde und doch wichtige theatrale Elemente - „wie Rhythmus, zeitliche Erstreckung, Kontinuität oder Diskontinuität des Theaterereignisses“¹⁰ - aussparende Beschreibungs- und Deutungsraster. Vielmehr interessiere ihn

„das Moment des Intentionlosen, der libidinösen Besetzung von Vorgängen, der sinnlichen Materialität aller Signifikanten, die es nicht zuläßt, von der Körperlichkeit jener Dinge, Strukturen und Lebewesen

⁸ „Indem die Theatertheorie das Eigentliche theatralischen Ausdrucks gerade dort setzte, wo Theater seine stoffliche Grundlage (fiktional) überschreite, verabschiedete sie sich nachhaltig von dieser Basis, dem Körperlichen, dem Materiellen. Die Repräsentation überwältigte die Präsentation, das Abwesende das Anwesende, die Signifikate die Signifikanten, der Sinn das Sinnliche.“ Hiß, Guido (1999): Die Rauheit des Körpers. Variationen über ein theaterwissenschaftliches Thema, in: Heller, Heinz B., Karl Prümm, Birgit Peulings (Hg.): Der Körper im Bild. Schauspielen - Darstellen - Erscheinen, Marburg: Schueren, S. 48

⁹ Lehmann, Hans-Thies (1989): Die Inszenierung: Probleme ihrer Analyse, in: Zeitschrift für Semiotik, Bd. 11, S. 29-49. Noch 1989 war es erforderlich, für die Aufführung als zentralen Untersuchungsgegenstand der Theaterwissenschaft zu argumentieren. Ist die Aufführung aber erstmal etabliert, folgt ihr das Körperthema auf den Fuß. Die Videoaufzeichnung als Dokumentationsmittel für eine Theateraufführung kritisiert Lehmann mit dem Hinweis, dass „das Hier und Heute der realen körperlichen Situation ‘Theater’ hinzugehört.“ ebd. S. 32

¹⁰ Ebd., S.34

abzusehen, mit deren Hilfe Bedeutungen im Theater entstehen.“¹¹

Aber auch implizit schwingt die körperliche Dimension in seinem Text mit, sie spielt die heimliche Hauptrolle. Lehmann spricht vom *performance text* als dem „Kraftzentrum der Theaters.“¹² Bei einer besonders offenen Inszenierungsart (der Wiener Truppe Angelus Novus), die er als *Situation* beschreibt, ginge es um die „von Akteuren und Teilnehmern gemeinsam durchlebte Situation“¹³, sie sei der ausschlaggebende Moment, Theater sei nun zu verstehen als „Erkundung der Realität dieses Ereignisses(...)die Aufgabe der Analyse und Beschreibung kann hier nicht ohne die persönliche Beteiligung unternommen werden.“¹⁴

Lehmann hebt die „materielle Kraft der ästhetischen Signifikanten,“¹⁵ „die sinnliche, ja erotische Qualität des Theatervorgangs“¹⁶ hervor. In Abgrenzung zur zum Erscheinungsdatum des Artikels vorherrschenden Semiotik will er die „Auslassung, Lücke, das Moment des Nichtverstehens“¹⁷ nicht übersehen. Es geht ihm aber nicht darum, Affekt gegen Begriff auszuspielen: „der Begriff aber muß jene Wirklichkeit der Sinne, der Verführung, des im weiteren Sinn Erotischen am Theaterprozeß in sich aufzunehmen wissen.“¹⁸ Lehmann betont die „persönliche Beteiligung“ des Analysierenden am Theaterereignis und feiert die Qualitäten des Körperlichen, fordert dabei aber einen Begriff, der diese in sich aufzunehmen vermag. Hans-Thies Lehmann hat diese Überlegungen weiterentwickelt,¹⁹ worauf an späterer Stelle eingegangen wird.

Erika Fischer-Lichte bringt die besondere Qualität des Körperlichen auf den Begriff der „Materialität der theatralischen Kommunikation.“²⁰ Sie benennt den gemeinsamen Nenner der vielfältigen ästhetischen Verfahren des gegenwärtigen Theaters: „ihre Räumlichkeit, ihre Körperlichkeit, ihre Lautlichkeit.“²¹ In Bezug auf neue Anforderungen an die „Körperverwendung auf der Bühne“ verweist Fischer-Lichte darauf, das in den seit den 70er Jahren entwickelten Praktiken der Körpererfahrung und des Körpertrainings für Schauspieler verstärkt „der Anspruch auf ‚Authentizität‘ - auf authentische

¹¹ Ebd., S. 48

¹² Ebd., S. 42

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., S. 48

¹⁶ Ebd., S. 47

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd., S.48

¹⁹ Lehmann, Hans-Thies (1999): Das postdramatische Theater, Frankfurt am Main: Verlag der Autoren

²⁰ Vgl. Fischer-Lichte, Erika (1993): Materialität der theatralischen Kommunikation, in dies.: Kurze Geschichte des deutschen Theaters, Tübingen, Basel: Francke, S. 419 - 432.

²¹ Ebd., S. 420

Körpererfahrung und authentischen Körperausdruck - im Vordergrund stand.“²² Im Laufe des Kapitels beschreibt die Autorin anhand von Beispielen die „je spezifische Materialität.“²³

Fischer-Lichte arbeitet mit dem semiotischen Modell: „Die mit bzw. an den Körpern der Schauspieler hervorgebrachten Zeichen gehen niemals in den Bedeutungen auf, die man ihnen beilegen mag. Sie sind vielmehr Signifikanten - Zeichenkörper - mit einem sozusagen notwendigen Bedeutungsüberschuß, der in ihrer spezifischen Materialität seinen Grund hat.“²⁴ An dem Beispiel einer Robert Wilson-Inszenierung macht sie deutlich, daß der Körper des Schauspielers kein Zeichen verkörpert: „Er ist einfach auf der Bühne präsent.“²⁵ Die Semiotikerin ist nun mit der physischen Dimension des Körpers konfrontiert. Die physische Dimension des Körpers fällt also nicht unter den Tisch. Dafür stehen die Begriffe Rhythmus und Sinnlichkeit, die mit dem Signifikat Körper in Zusammenhang gebracht werden.²⁶

Körperlichkeit beschreibt Fischer-Lichte als „conditio sine qua non jeglicher theatralischen Kommunikation.“²⁷ Mit ihrem Begriff der Materialität der theatralischen Kommunikation wird der Finger in die Wunde gelegt. Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als verwiese er lediglich auf die materielle Grundlage von theatraler Kommunikation. Auf den zweiten Blick steckt in diesem Begriff aber wohl auch die prinzipielle Frage nach der Kommunizierbarkeit von Materialität. Ein präsender Körper ohne Zeichen kommuniziert nun nichts? Oder gerade seine Zeichenlosigkeit? Oder fegt seine Präsenz alle Bedeutungen weg, und jetzt? Kann Präsenz kommunizieren? Das sind Fragen, die auf die bislang marginal behandelte Seite der theatralischen Kommunikation, auf die Frage der physischen Dimension, zielen.

Auch Patrice Pavis²⁸ setzt sich kritisch mit der semiotischen Phase der Aufführungsanalyse auseinander, er verweist auf die Materialität des Bühnener-eignisses und stellt Fragen. Seine vordringliche Frage: Wie kann man materielle Prozesse konkret beschreiben und sie in eine umfassendere Aufführungsanalyse einbeziehen?

„Was heißt das, wenn der Rhythmus sich überträgt auf einen Zuschauer?
Was heißt das, wenn da Menschen kommunizieren und eine gewisse
Synchronisierung entsteht. Was heißt das, wenn das Publikum auf eine
bestimmte Weise atmet, wenn gut gespielt wird. Was heißt das, wenn der
Zuschauer sehr gespannt ist, wenn die Schauspieler schlecht spielen oder

²² Ebd., S. 423

²³ Ebd., S. 424

²⁴ Ebd., S. 425

²⁵ Ebd., S. 427

²⁶ Vgl. ebd., S. 430

²⁷ Ebd., S. 428

²⁸ Pavis, Patrice (1994): Zum heutigen Stand der Aufführungsanalyse, Vortrag gehalten am Institut für Theaterwissenschaft an der FU Berlin am 9. Juli 1994

einfach mit den Körpern schlecht umgehen, warum leiden die Zuschauer?
Warum sind wir gespannt, wenn wir sehen, wie die Tänzer springen,
wenn uns das Springen gefällt?“²⁹

Pavis fragt nach dem konkreten Wie der theatralischen Kommunikation.³⁰ Seine Ausführungen verweisen implizit auf einen erweiterten Kommunikationsbegriff. Er gibt die Anregung, daß die Kenntnis der Praxis der Analyse hilft.³¹ An theoretischen Einflüssen sind die Schauspieltheorie, Lyotard, die Anthropologie und die Chaostheorie zu erkennen. Seine Behandlung des Körpers beruht auf den Begriffen Energie und Präsenz, wobei die Energie über die „Theorie der vektorischen Begierde“ nunmehr in den Mittelpunkt gerät.

„Ich versuche immer den Blick des Zuschauers und den des Schauspielers zu verbinden. Daher ließe sich Subpartitur insgesamt definieren als ein kinesthetisches und emotionales dynamisches Schema, das sich auf die Anhalts- und Stützpunkte des Schauspielers stützt. Ein Schema, das vom Schauspieler ausgeht, aber mit Hilfe des Regisseurs geschaffen wird (dargestellt wird), das sich aber nur als nützlich erweist, ausdrückt, wenn der Zuschauer das auch selber in seiner Phantasie, in seinem Körper manifestiert sieht“³²

Bei seinem Vorschlag einer „Theorie der Begierde“ geht es um das Aushalten des Widerspruchs zwischen dem „Diskursiven“ und dem „Figuralen“ einer Aufführung. Nach ihm geht es nicht um die Entscheidung „zwischen entweder einem ganzen semiotischen Modell oder einem energetistischen Modell, das das Zeichen negiert wie bei Lyotard.“³³ Pavis sucht „eine Art Oxymoron.“³⁴

Guido Hiß bilanziert 1999 in seinem Text „Die Rauheit des Körpers“³⁵ die bisherige Diskussion und stellt skeptische Fragen. „Der Zusammenbruch der Präsentation leitete den Blick auf die Präsentation, die Krise des Sinns legte das

²⁹ Ebd. S. 11

³⁰ „Bestimmte Reaktionen sind für mich durchaus beschreibbar. Und das gehört nicht zum Mystischen, zum Unsäglichen, sondern das sind einfach Fragen der Kommunikation, die man da wiederum entdecken muß. Ich glaube, man hat die Kommunikation ein bißchen zu schnell begraben.“ Ebd.

³¹ Vgl. ebd. S. 12

³² Ebd., S. 6

³³ Ebd., S. 9

³⁴ Ebd.

³⁵ Hiß, Guido (1999): Die Rauheit des Körpers. Variationen über ein theaterwissenschaftliches Thema, in: Heller, Heinz B., Karl Prümm, Birgit Peulings (Hg.): Der Körper im Bild. Schauspielen - Darstellen - Erscheinen, Marburg: Schueren, S. 47 - 60

Sinnliche frei(...): die Körper der Schauspieler, das Körperliche, Materielle, Sinnliche der Bühne schlechthin.“³⁶ Das Sinnliche wird jetzt als „konstitutiver Teil des Theaters“³⁷ bemerkt und betrachtet. In Zusammenhang von Theater im Medienzeitalter spricht Hiß sogar von der „Kritik des medial korrumpierten Sinns durch die leuchtenden Körper der Bühne.“³⁸

Die Methodendiskussion zur Aufführungsanalyse beschreibt Hiß als ein Ausweichen „nach unten.“³⁹ Er macht dies fest an Begriffen wie das Intentionlose und der Rhythmus bei Lehmann, Materialität bei Fischer-Lichte und der Sub-partitur bei Pavis: „Und das Präfix „Sub“ bringt wieder auf den Punkt, worüber ich rede: die analytische Unterschreitung des Semantischen, des Kommunikativen.“⁴⁰ Das von Pavis vorgeschlagene Vektorenmodell bezeichnet Hiß als „janusköpfigen Ansatz, der die Grenzen des Vermessbaren in bislang kaum zugängliche Bereiche zu erweitern sucht.“⁴¹ Mit Hinweis auf Lyotard und der freudianischen Vorstellung des Libidinösen sieht Hiß dagegen den Schauspielkörper „als Generator einer erotischen Energie, die Bühne und Saal durchflutet - eben vor allem Begrifflichen.“⁴²

Hiß problematisiert die Verquickung von semantischen und energetischen Vorgängen. Er mißtraut dem Fluchtpunkt eines ganzheitlichen Sinns, der bei der Suche nach einem verbindenden Konzept aufzuscheinen scheint.⁴³ Seine skeptischen Fragen sind folgende:

„War uns das Semantische, war das, was wir für Bedeutung hielten, jemals zugänglich ohne den materiellen Unterbau?(...)“

³⁶ Ebd., S. 53

³⁷ Ebd., S. 55

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd., S. 56

⁴⁰ Ebd., S. 57

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd., S. 56f

⁴³ „Aufführungsanalyse läuft dabei Gefahr, auf das Verschwimmen des ´semantischen Statuts´ mit Konzepten eines ganzheitlichen Sinns zu reagieren: Geist plus Körper.“ Ebd., S. 58

Können wir - als kognitive Wesen - diesen Unterbau überhaupt vom Überbau trennen, können wir ´der Metaphysik entrinnen´, indem wir uns auf die Physik berufen, von der wir nicht wissen, ob sie überhaupt ungefiltert (à priori) zugänglich ist.

Trägt der Begriff der „Materialität der Kommunikation“ nicht den Widerspruch in sich? Gerade weil er - und hier sehe ich das erkenntnistheoretische Problem - hinter die grundlegende Kantische Einsicht über die Trennung des Bewußtseins von den Dingen zurückfällt.(...)

Wenn das beschworene Materielle zugleich das Nichtkommunizierbare („Unsaßbare“) wäre, wie sollen wir es dann - etwa in einem ganzheitlichen Diskurs - überhaupt kommunizieren können? Der Eindruck, daß in unseren Analysen das Materielle verloren gehe, entsteht er nicht vielleicht dadurch, daß in der verbalen *Übersetzung* einer ästhetischen Erfahrung bestimmte Bereiche dieser Erfahrung einfach nicht transportabel sind?(...)

Was läßt sich einer Entwicklung entgegensetzen, die womöglich Gefahr läuft, semantische gegen körperliche Positivitäten und Proklamationen auszuwechseln?“⁴⁴

Hiß sieht den Ausweg für seine eigene Arbeit darin, das Körperliche zu historisieren: „*Der Körper ist immer etwas anderes.*“⁴⁵ Dabei offenbare sich für ihn das Paradox: „Obwohl wir Körperwesen sind, ist uns kein universaler Begriff vom Körper gegeben.“⁴⁶ Und Hiß endet mit einem Zitat von Roland Barthes, dem es in Bezug auf die Sinnlichkeit der Stimme darum geht, „das musikalische Objekt als solches, wie es sich der Rede anbietet, zu verändern: die Wahrnehmungs- oder Erkenntnisebene zu modifizieren: den Berührungstreifen zwischen Musik und Sprache zu verlagern.“⁴⁷

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Ebd., S. 59

⁴⁶ Ebd., S. 60

⁴⁷ Ebd.

Der Körper bildet ein Zentrum theaterwissenschaftlicher Forschung. In dieser Debatte tauchen immer wieder die gleichen Begriffe auf: Energie, Rhythmus, Sinnlichkeit, Präsenz, Aura, Materialität. Ihnen gemeinsam ist der Umstand, daß sie schwer definierbar und keiner Systematik einfach zu unterwerfen sind. Sie fungieren vielmehr als Suchbegriffe, die sich im Kontext erklären.

Die physische Dimension wird benannt, aber der Versuch, sie sprachlich zu umreißen, wird erschwert. Ihr sprachliches Feld ist geprägt von Begriffen wie dem Rätsel, dem Unkommunizierbaren, dem Unsagbaren, dem Vorsprachlichen, dem Vorbegrifflichen.

Der methodischen Diskussion um den Körper in der Theaterwissenschaft ist eine Grenze eingeschrieben. Sie wird installiert durch den Transpost tradierter Dichotomien. Darauf deutet beispielsweise die Aufteilung in ein Oben und Unten hin, die sich durch die Debatte zieht: unten das Körperliche, Sinnliche, oben das Semantische. Eine solche Körperkonzeption ist im abendländischen Denksystem tief verankert. Offenbar wirken platonische Dichotomien zu wirken. Es bedarf einer Reflexion auf der Ebene, die diese Begriffe bildet, auf der Ebene der Begriffsstruktur oder Matrix. Eine Offenlegung dieser Tradierung könnte zu einer anderen Matrix führen. Eine andere Matrix produziert auch eine andere Körperkonzeption. Phänomene, die den Körper betreffen, gehören nicht zwangsläufig in den Bereich des Unsagbaren.

Es gibt eine vielfältige Suche nach Wegen, das platonische Erbe nachhaltig zu überwinden. Hans-Thies Lehmann etwa bezieht sich in einer umfassenden Reflexion⁴⁸ gegenwärtiger Theaterformen auf Arbeiten von Hans Ulrich Gumbrecht, Roland Barthes⁴⁹ und v.a. Karl-Heinz Bohrer mit Verweisen zu Adorno, Benjamin, Brecht, Müller und Lyotard.⁵⁰ Begriffe wie Aura oder Präsenz werden umkreist, Beschreibungsmöglichkeiten erprobt.

⁴⁸ Vgl. Lehmann, Hans-Thies (1999): Postdramatisches Theater, Frankfurt am Main: Verlag der Autoren, S. 162

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 368f

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 258

Für den Begriff der Aura bezieht sich Lehmann auf die Ausführungen von Walter Benjamin:

„Es empfiehlt sich, den (...) Begriff der Aura an dem Begriff einer Aura von natürlichen Gegenständen zu illustrieren. Diese letztere definieren wir als einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag. An einem Sommernachmittag ruhend einem Gebirgszug am Horizont oder einem Zweig folgen, der seinen Schatten auf den Ruhenden wirft - das heißt Aura dieser Berge, dieses Zweiges atmen.“⁵¹

Lehmann spricht von der Aura körperlicher Präsenz. Er verweist auf Gumbrecht, der seine Erörterung zur Produktion von Präsenz beim Sport an die christlichen Feier der Eucharistie anknüpft.⁵² Nach Lehmann ist der postdramatische Körper durch seine Präsenz *Sinn-Pause*,⁵³ er vergleicht diese Sinn-Pause mit dem *punctum*, das Roland Barthes bei der Fotografie von der Einstellung des *studium* unterscheidet:

„Das ist das „punctum“, das zufällige Detail, die Einzelheit, eine nicht rationalisierbare Eigenheit am Abgebildeten, ein undefinierbares Moment. Auf dieses Punctum führt postdramatisches Theater den Zuschauer hin: auf die opake Sichtbarkeit der Körper, auf ihre unbegriffliche, vielleicht triviale Besonderheit, die zu benennen man unfähig bleibt, die idiosynkratische Anmut eines Ganges, eine Geste, einer Handhaltung, einer Körperproportion, eines Bewegungsrhythmus.“⁵⁴

Das *punctum* ist nach Lehmann ein *undefinierbares* Moment, auf das der Zuschauer im postdramatischen Theater hingeführt wird. Im Theater ist dieses *punctum* der Körper, dessen Besonderheiten man *unfähig bleibt, zu benennen*.

In Anlehnung an Bohrsers Ästhetik des Schreckens⁵⁵ nennt Lehmann das

⁵¹ Benjamin, Walter (1963): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 15

⁵² Vgl. ebd., S. 254

⁵³ Vgl. ebd., S. 368

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 256ff

postdramatische Theater *Theater des Präsens*, was für ihn bedeutet, „**es als Prozeß, als Verbum zu denken**“⁵⁶ Die in Frage stehenden gegenwärtigen Vorgänge des Theaters lassen sich auch nur im Präsens erfahren, in einer Zeit also, die von Vergangenheit und Zukunft eingerahmt wird; diese Zeit schreitet fortwährend fort, sie kommt aus der einen Zeit heraus und verschwindet in der anderen Zeit. Die Erfahrung dieser theatralen Vorgänge ist an die eigene körperliche Anwesenheit gebunden, an die Anwesenheit des eigenen Körpers in eben diesem Präsens des Theaters. Und folgerichtig kommt Lehmann auf seine eigene Zuschauerposition zu sprechen:

„Das Spiel geht wesentlich meine Involvierung an: von der eigenen Verantwortung für die mentale Synthesis des Geschehens über die Aufmerksamkeit, die dem geöffnet bleiben muß, was nicht Gegenstand des Verstehens wird, die Empfindung der Beteiligung an dem, was um mich her geschieht bis hin zur Wahrnehmung der problematischen Situation des Zuschauens selbst.“⁵⁷

Diese Situation des Zuschauens selbst ist mein Thema. Lehmann geht es nicht um die triviale Anwesenheit des Zuschauenden im Theater, er schreibt dem Zuschauenden eine auf den Schauspielenden bezogene *Ko-Präsenz* zu: „Für das Theater wesentlich ist nicht allein die Einsicht in die bloß virtuelle Seinsweise von Präsenz, sondern ihre ethisch überdeterminierte Qualität der Kopräsenz, also der wechselseitigen Herausforderung.“⁵⁸ Ausgehend von der Präsenz der Schauspielenden, die er als ein Paradox beschreibt, postuliert Lehmann eine offensichtliche Präsenz, die entgegenkommt:

„Sie ist eine objektiv - auch wenn nicht der Intention nach - auf uns bezogene Ko-Präsenz. Daher ist nicht mehr sicher, ob diese Präsenz uns geschenkt wird, oder wir, die Zuschauer sie allererst erzeugen(...)Alle ästhetische Erfahrung kennt diese Zweipoligkeit: Konfrontation mit einer Präsenz, „plötzlich“ und dem Prinzip nach diesseits (oder jenseits) der brechenden, doppelnden Reflexion;

⁵⁶ Ebd., S. 259

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd. S. 255

denkende, nachträgliche erinnernde,
reflektierende Verarbeitung dieser Erfahrung.“⁵⁹

Zuschauen als Vorgang der Präsenz findet konkret in körperlicher Anwesenheit von Spielenden und Zuschauenden statt. Diesen konkreten Prozeß gilt es, genauer zu reflektieren. Wie ist ein lebendig wahrnehmender Körper an einem solchen Prozeß beteiligt? Wie kann die lebendige Teilhabe an einem lebendigen Theaterereignis beschreibend und reflexiv erfaßt werden?

Aus Lehmanns Text stammt auch folgendes Zitat Heiner Müllers „Und das Spezifische am Theater ist eben nicht die Präsenz des lebenden Zuschauers, sondern die Präsenz des potentiell Sterbenden.“⁶⁰

1.2 Den Prozeß des Zuschauens reflektieren

Der Zugang zum Projekt läßt sich aus den destillierten Begriffen zum Körper ableiten: Energie, Rhythmus, Aura, Präsenz, Materialität und Sinnlichkeit verweisen - so metaphorisch sie auch zunächst wirken - auf die Jetzt-Zeit des Theaterereignisses: Aura ist kein Requisit, (was man nach der Aufführung von der Bühne räumt und für die nächste Aufführung aufbewahrt, sie ist noch nicht einmal - an den Körper eines Schauspielers und seiner Tagesverfassung gebunden - irgendwie konservierbar und für die nächste Aufführung garantiert haltbar,) sie existiert nur in der Zeit ihres Erlebens, in der Zeit eines glücklichen Bühnenergebnisses.

Ebenso verhält es sich mit jedem dieser Begriffe. Sie sind formuliert worden zeitlich nach dem Erleben, als Ergebnis von Wahrnehmung. Um diese Begriffe bzw. die Phänomene, die hinter ihnen aufscheinen sollen, besser beschreiben zu können, möchte ich meine Aufmerksamkeit vom Ergebnis der Wahrnehmung auf den Vorgang des Wahrnehmens, auf den *Vorgang des Zuschauens* im Theater

⁵⁹ Ebd., S. 255f

⁶⁰ Zit. ebd., S. 260

richten.

Um diesen Unterschied fruchtbar zu machen, knüpfe ich an eine banal erscheinende Selbstverständlichkeit an: Der erlebende Körper im Theater ist ein anderer als der Körper, der später am häuslichen Schreibtisch seine Erlebnisse bedenkt, beschreibt und analysiert. Ich nenne sie Zuschaukörper und Wissenschaftskörper. Wohlgemerkt handelt es sich hierbei um Hilfskonstruktionen, die der Klarheit im methodischen Vorgehen und der Veranschaulichung des Gedankenganges dienen. Diese Hilfsmittel sind selbst nicht unmittelbares Ziel der Arbeit, es geht nicht darum, die in ihnen enthaltenen Zuspitzungen zu verfestigen, vielmehr geht es um eine Vermittlung zwischen den verschiedenen Existenzweisen des Körpers. Sie gehören dem selben Menschen, unterscheiden sich voneinander, stehen aber miteinander in Verbindung, und diese Verbindungen gilt es näher zu untersuchen. Aber zunächst zu den Unterschieden. Für die erste grobe Beschreibung dieser beiden Körper lassen sich folgende Merkmale unterscheiden:

Der Zuschaukörper erlebt das Theaterereignis, er läßt sich berühren, fesseln, vielleicht sogar überwältigen, er ist gefühlsbetont, gilt als einfach oder naiv, er neigt zu Sprachfaulheit oder manchmal auch Sprachlosigkeit. Der Erlebende ist mit seinem ganzen Körper beteiligt, ich halte ihn für genußsüchtig, im besten Fall verläßt der Mensch, der sich diesem, seinem Zuschaukörper weitestgehend überlassen hat, erfüllt, zufrieden und vitalisiert das Theater. Kurz, dieser Zuschaukörper gehört in den konkreten Raum der Präsenz.

Der Wissenschaftskörper gehört dagegen in den abstrakten Raum der Repräsentation. (Diejenige Theaterwissenschaft, die sich mit dem Theater als Repräsentation beschäftigt hat, fiel es leicht, den konkreten Zuschaukörper aus den Diskurs zu drängen oder einfach zu übersehen. Die Grenze zwischen konkretem und abstrakten Raum fiel nicht ins Auge, weil es den konkreten Raum im Diskurs nicht gab.) Dieser Wissenschaftskörper steht in einer wissenschaftlichen Tradition, ist tendenziell elitär und sprachmächtig. Sprache ist sein Lebenselixier, er ist ein denkender, sprachlicher, diskursiver Körper. Während

der Zuschaukörper mit ganzem Körper erlebt, kann man dem Wissenschaftskörper eher die linke Gehirnhälfte⁶¹ zuordnen. Mit seinem übrigen Körper, den er zweifelsohne auch hat bzw. der er auch ist, geht er räuberisch und herrschsüchtig um.

Die zentrale Aufgabe dieser Arbeit wird es also sein, den Zuschauvorgang zu beschreiben. Mit den Konstrukten Zuschaukörper und Wissenschaftskörper gesprochen: Der Wissenschaftskörper will den Zuschaukörper verstehen, er möchte etwas beschreiben, was sich nicht in seinem Raum befindet, er möchte etwas in Worte fassen, an dem er nicht unmittelbar Anteil hat. Dabei wird von ihm Kooperation und gerade nicht Herrschsucht gefordert. Es geht darum, dem Zuschaukörper, der sich seinerseits nicht schert um den Wissenschaftskörper, mit Achtsamkeit und Respekt entgegenzutreten. Der Wissenschaftskörper darf sich nicht von seiner Sprachgewalt verführen lassen. Gleichzeitig eröffnet die deutliche Unterscheidung von Zuschaukörper und Wissenschaftskörper aber auch eine Ermutigung an den Wissenschaftskörper, mit expliziter theoretischer und methodischer Reflexion an sein Werk zu gehen. Er ist ebenso vor dem Vorurteil zu schützen, seine Mittel versagten, wenn er sich über gewohnte Paradigmen hinwegsetzt oder seinen Gegenstandsbereich erweitert.

Der Zuschauvorgang, der hier reflektiert werden soll, wie auch der Versuch seiner Beschreibung selbst unterliegen den körperlichen Bedingungen jeglicher Wahrnehmungs- und Denkvorgänge. Es gilt zu berücksichtigen, daß dieser Körper - ich nenne ihn vorläufig Werkzeugkörper - nicht nur materielle Grundlage, sondern immer auch Teil des Themas ist, er also bei jedem Gedankenexperiment zur Versuchsanordnung gehört. Daher sind methodische Überlegungen nicht Propädeutikum, sondern integraler Teil der Bewältigung des

⁶¹ „Linke Gehirnhälfte“ bezieht sich auf das seit 150 Jahren bekannte Konzept der asymmetrischen Aufgabenverteilung unter den Hirnhälften. In der linken Hemisphäre werden die logischen, analytischen Verarbeitungsweisen und die lineare Verknüpfung zugeordnet, in der rechten findet die räumliche, assoziative, nicht textlose Verarbeitung in komplexer Verknüpfung statt. Ob links für abstrakt steht, und rechts für konkret, bliebe zu klären. Zwischen den beiden Hemisphären gibt es eine starke Verbindungsmöglichkeit, den Balken.

Themas. Im Körper fallen Zuschaukörper, Wissenschaftskörper und Werkzeugkörper zusammen. Es ist der Körper, der die Erfahrungs- Denk-, Sitz- oder welche andere Arbeit auch immer vollbringt und gleichzeitig auch Subjekt und Teil-Objekt der Untersuchung ist.

Der Werkzeugkörper gewährleistet innerhalb des Modells die Verbindung zwischen Zuschaukörper und Wissenschaftskörper. Diese beiden Körper werden hier in ihrer Unterschiedlichkeit besonders profiliert, auch um die Unterscheidung zwischen abstrakt und konkret herauszuarbeiten. Movens ist das Ziel einer gleichberechtigteren Balance zwischen Konkretem und Abstraktem, wofür es einer Arbeit an den Beschreibungsmöglichkeiten für den konkreten Körper im Diskurs der Wissenschaft bedarf. Dennoch sind Zuschaukörper und Wissenschaftskörper Aktualisierungen *eines* Körpers, ihre Gemeinsamkeiten und gegenseitigen Durchdringungen sind letztendlich größer als die Unterschiede. Beschreibbar werden diese dynamischen Körperbeziehungen durch ein dynamisches Modell, in dem der Werkzeugkörper den grundsätzlichen Aspekt der Verbindung und Einheitlichkeit der Prozesse eines Körpers repräsentiert.

Dieser Text konstruiert Modellkörper und Modellvorgänge und meint doch immer lebendiges Theater. Heiner Müller bringt es auf den Punkt: „Denken ist lebensfeindlich. Es gibt eine Differenz zwischen Denken und Sein, zwischen Denken und Leben. Das ist das Paradox der menschlichen Existenz.“⁶²

Aus der Aufgabenstellung und den formulierten Problemen ergeben sich für die Vorgehensweise zwei Hauptschritte:

1. Schritt: Eine umfassendere Körperkonzeption erarbeiten
2. Schritt: Modell eines konkreten Zuschaukörpers erarbeiten und in der konkreten Theatersituation reflektieren: Der Zuschaukörper handelt (kommuniziert, spielt aktiv) in Zeit (Gegenwart) und Raum (gemeinsam mit und getrennt von den Schauspielenden). Es entsteht der plurale Körper.

⁶² Müller, Heiner (1992): Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 315

Fünf Ebenen von Fragen ziehen sich zu diesem Zweck durch den Text, lösen sich ab, überlagern oder bedingen einander:

- Metadiskurs: Aus beschriebenen Gründen ist die Selbstreflexion über das wissenschaftliche Vorgehen inhaltlicher Teil der Arbeit. Das Mitverfolgen des Agierens des Wissenschaftskörpers ist um so wichtiger, als ich mich unterschiedlicher Diskurse bedienen werde, um den nötigen Körperbegriff zu erarbeiten. Auch um die Fallen naturalisierter wissenschaftlicher Glaubenssätze zu umgehen, wird die Kapitelgliederung den vier unterschiedlichen Suchbewegungen (der phänomenologischen, physiologischen, psychosomatischen und energetischen Perspektive) folgen und es wird genau zu klären sein, welcher Nutzen aus dem jeweiligen Diskurswissen für die übrigen Fragestränge der Arbeit gezogen werden soll.

- Begriff vom Körper: In dieser Arbeit nimmt die Begriffsklärung einen breiten Raum ein. Die Denkbewegung geht vom tradierten, häufig nur implizit vorhandenen, Körperbegriff zu einem umfassenderen Körperbegriff, der Möglichkeiten schafft, auch den konkreten Zuschaukörper zu berücksichtigen. Dies geschieht insbesondere in Anschluß an die Dekonstruktion von Begriffsstrukturen durch Jacques Derrida, der phänomenologischen Reflexion des Leibes durch Merleau-Ponty sowie der Organismuskonzeption von Humberto R. Maturana; diese Ansätze werden unter der besonderen Fragestellung der Arbeit für den theaterwissenschaftlichen Diskurs fruchtbar gemacht.

- Der konkrete Zuschaukörper im Theatermoment: Das ist die zentrale Frage des Textes. Der konkrete Zuschaukörper handelt in Zeit und Raum, und er handelt nicht allein, sondern in Verbindung mit den anderen Körpern im Raum.

- Auswirkung auf Theaterwissenschaft: In Frage stehen möglicherweise weitere Anknüpfungen in Hinsicht auf das Verhältnis von Zuschaukörper und Wissenschaftskörper, in Hinsicht auf Beschreibungsmöglichkeiten von Zuschaugruppen und in Hinsicht auf eventuelle Konsequenzen für die theaterwissenschaftliche Ausbildung.

- Theater: Im Untergrund dieser Arbeit schwingt eine Auseinandersetzung um Theaterverständnisse mit. Sie reagiert auf Theaterformen, von denen der zu beschreibende Zuschaukörper besonders profitiert, er in Teilhabe verbunden ist. Es geht ganz bestimmt um ein Theater jenseits von Text- oder Bildzentrierung, um ein Theater, das eng verbunden ist mit Aspekten wie Erleben, Energie, Erleben, Ritual. Mithilfe des gesuchten Zuschaumodells soll es aber zunächst möglich sein, jedes Theater-ereignis auf den Zuschauvorgang hin zu beschreiben.

1.3 Der gesuchte Körper - Ausgangsthesen

Die Erarbeitung des Modells geht von folgenden Ausgangsthesen aus:

Der menschliche Körper ist ein lebendiger Organismus, der sich mit seiner Umwelt in ständigem Austausch befindet (offen oder permeable). Er ist grundsätzlich veränderbar.

Zuschauen betrifft den gesamten Körper des Zuschauenden. Der Zuschaukörper ist als schöpferischer Mitspieler an der Theaterkommunikation aktiv beteiligt.

Während des Zuschauens vollzieht sich im Zuschaukörper ein komplexes Zusammenspiel von gleichberechtigten Körperregistern. Ein Modell soll das Zusammenspiel zwischen Soma, Emotion und Mentalem konstruieren.⁶³ Es geht um integrierte Wahrnehmung. Die Verbindungen zwischen diesen funktionellen Körperdimensionen wird durch Sprache bewerkstelligt, das Modell benötigt dazu ein besonderes Konzept für Sprache.

⁶³ Soma, Emotion und Mentales sind Arbeitsbegriffe, sie sollen zunächst verfremden und Reibung erzeugen zu gängigen oder tradierten Körperteilungen, etwa Geist-Körper oder Leib-Seele. Sie bilden auf keinen Fall additiv einen Körper, sondern unterscheiden sich in Qualität und Perspektive auf einen zu erarbeitenden Körperbegriff.

Aus dem unterschiedlichen Zusammenspiel von Soma, Emotion und Mentalem ergeben sich im selben Körper - u.a. abhängig von Raum und Zeit - unterschiedliche Wahrnehmungsmodi. Exemplarisch lassen sich zwei gegenüber stellen: Der Zuschaukörper und der Wissenschaftskörper. Beide können voneinander profitieren.

Der Zuschaukörper handelt/kommuniziert in der konkreten Theatersituation aktiv in Raum und Zeit. Die unterschiedlichen Räume und Zeiten in der Theatersituation können mit der Dichotomie konkret/abstrakt näher bestimmt werden. Im Prozeß des Zuschauens befindet sich der Zuschaukörper (als offener Leib) auch in einem konkreten Raum gemeinsam mit den Schauspielenden auf der Bühne. Die Körper im Raum bilden im Prozeß der Aufführung den pluralen Körper.

2. Der Körper

Körper und Diskurs stehen in einem Spannungsverhältnis. Äußerungen über den Körper tragen ein bestimmtes Verständnis vom Körper immer schon in sich. Diese impliziten Annahmen sind in unserer Denktradition in Bezug auf den Körper deswegen so brisant, weil sie den Körper potentiell aus den Diskurs verbannen. Sie bewirken als implizite Voraussetzungen, den Körper immer schon zu untergraben, auszusparen. Sie geben vor, den Körper nicht erreichen zu können und suggerieren ein Schweigegebot. Es ist daher unerlässlich, diese impliziten Annahmen aufzudecken und zu entscheiden, mit welcher Matrix der Diskurs in dieser Arbeit arbeitet, um dann erst das Verhältnis von Körper und Diskurs zu klären.

Die Begrifflichkeit, mit der die Theaterwissenschaft die dominant gewordenen Theaterformen beschreibt, wurzelt in abendländischer Tradition. Äußerlich ist das erkennbar an der Tatsache, daß die deutschsprachige Theaterwissenschaft als universitäres Fach eingebettet ist in die Geisteswissenschaften. Die innere Anknüpfung ist in der Geschichte der gemeinsamen philosophischen Grundlagen zu suchen. Auch wenn es im 20. Jahrhundert zahlreiche Versuche gibt, die wirkmächtigste Strömung im abendländischen Denken, die Metaphysik, zu kritisieren und zu überwinden, ist sie - meist immanent - noch tätig. Denk- und Begriffsstrukturen wirken in den schwer zugänglichen Fundamenten unseres Denkens, größtenteils mehr unbewußt als bewußt. Die Metaphysik hat sich in einem Prozeß herausgebildet, der bereits mit den Anfängen europäischen Philosophierens einsetzt. Derrida dekonstruiert die Matrix für diese im Abendland dominierende Denkstruktur. Er macht deutlich, daß sie eine produzierte ist und zeichnet ihre Herstellung nach; mit seinen Darlegungen wird eine Umwandlung der Matrix möglich. Diese umgewandelte Matrix öffnet den Raum für die Rede über den Körper, sie macht den Diskursraum zugänglich, der dann wirklich an die Grenze Diskurs / Körper stößt.

2.1 Frühe Prägung

Die abendländische Philosophiegeschichte setzt mit den Naturphilosophen ein. Sie werden, eher herablassend, die Vorsokratiker genannt. Dabei waren gerade sie es, die die entscheidende *Änderung des Blicks*, die die Konstitution der abendländischen Philosophie erst ermöglichte, vollzogen. Sie wendeten sich ab vom überlieferten mythologischen Denken mit seiner eigenen Vernunft, einer einheitlichen, in sich stimmigen Bewußtseins- oder Denkform und einer poetischen Sprache.⁶⁴ Sie wollten nicht mehr glauben, sie wollten wissen. Sie übernahmen die Frage nach dem Uranfang alles Gewordenen, nach der Entstehung des Kosmos, des Lebens einschließlich des Menschen aus dem mythischen, religiösen Denken; sie antworteten aber in begrifflichem Denken.⁶⁵ Sie entdeckten gewissermaßen das rationale Denken und machten es zu ihrem Werkzeug. Die Änderung der Perspektive bestand auch darin, daß sie ihre fragenden Blicke auf die konkreten Dinge richteten, die sie umgaben. Das Leben um sie herum, das körperliche Dasein wird zur Quelle der Erkenntnis. Sie forschten nach dem Stoff, der bei allem Wandel der Dinge verharret, sie forschten nach dem Urstoff, „ihr erster Begriff(...) im Grunde ein chemischer: der Urstoff.“⁶⁶ Thales nannte das Wasser, Anaximenes die Luft, beides sind konkrete sinnliche Elemente. Anaximander sieht den Urgrund nicht in einem bestimmten Stoff, sondern in einem unstofflichen Prinzip, das er *Apeiron* nennt: das Unbegrenzte, Unbestimmte, das alles lenkt und allem vorausgeht. Auch bei ihm geht es aber auch um den Versuch einer natürlichen Welterklärung im Ganzen ohne Einführung eines von der Welt getrennten etwa göttlichen Geistes. Aristoteles nannte diese ersten Philosophen die „ionischen Physiologen.“

Ohne die nur in Bruchstücken und Überlieferung erhaltenen Gedankengebäude

⁶⁴ Vgl. Hefnerich, Christoph (1992): Geschichte der Philosophie, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 3

⁶⁵ Vgl. hier und im folgenden Vorländer, Karl (1990): Geschichte der Philosophie mit Quellentexten, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, Bd.1, S.11- 49

⁶⁶ Ebd., S. 13

der ersten Philosophen simplifizieren zu wollen, läßt sich heute lesen: Die abendländische Philosophie setzt (kuriöserweise) gerade mit der Frage nach dem Körper ein! Die Entdeckung des Körpers als Gegenstand der Philosophie und die Einführung und Entwicklung des rationalen Denkens fallen zusammen. Die Geschichte der Spannungen und Widersprüche zwischen Körper und Denken beginnt im selben Moment.

Die neue Form des Philosophierens barg ein neues schwerwiegendes Problem, das sich aus dem abendländischen Denken nicht mehr verabschieden wird: Die Vorsokratiker benutzten ihren Körper als Wahrnehmungsapparat, die Ergebnisse der Wahrnehmung gerieten mit ihrem Denken in Widerspruch. Die Natur stellte sich ihnen als ständig Wandelndes und Veränderndes dar. Ihr rationales Denken verlangte nach klaren, verlässlichen Aussagen. Sie waren gezwungen, sich zu diesem Problem zu verhalten und kamen zu unterschiedlichen Haltungen. Hier zwei Beispiele:

Parmenides vertraute nur seiner Vernunft und ihren logischen Schlußfolgerungen: „Nötig ist zu sagen und zu denken, daß nur das Seiende ist; denn Sein ist, ein Nichts dagegen ist nicht.“⁶⁷ Seine Wahrheit liegt in der Erkenntnis, daß nur das Seiende ist und das Nichtseiende nicht ist.⁶⁸ Davon leitete er alle Aussagen ab. Die Sinne wiederum spielten nur die Vielheit und Veränderung der Dinge vor, er sah es als seine Aufgabe an, diese Täuschungen der sinnlichen Welt zu entlarven.

Heraklit dagegen betonte die Einheit der Gegensätze. Er beschreibt eine „Ordnung, die das Geschehen in der Spannung der Gegensätze ganzheitsstiftend und maßgebend zur Einheit zusammenfügt.“⁶⁹

„Das widereinander Strebende zusammengehend; aus dem auseinander Gehenden die schönste Fügung. *Auch die Natur strebt nach dem Entgegengesetzten und bringt hieraus und nicht aus dem Gleichen den*

⁶⁷ Parmenides (1964): Die Fragmente der Vorsokratiker, übersetzt von Hermann Diels, Zürich, Berlin: Weidmann, 1. Bd, S. 232

⁶⁸ Vgl. Vorländer, 1990, S. 35

⁶⁹ Ebd., S. 30

*Einklang hervor (...)Verbindungen: Ganzes und Nichtganzes, Einträchtiges Zwieträchtiges, in Einklang Zwiklang, und allem Eins und aus Einem Alles.*⁷⁰

Heraklit postulierte den Logos als einende Ordnungskraft im menschlichen Dasein und im Kosmos. Erst in der Bewegung der Teile, die nicht ohne einander sein können (alt-jung, gut-böse), so Heraklit, bilde sich das wahre Ganze in großer Harmonie. Sein Logosbegriff ist also ein umfassender:

„Logos bezeichnet hier ein kosmisches Prinzip, von dem sowohl alles Geschehen als auch das menschliche Denken getragen und bestimmt ist. In Einheit mit dem Begriff des *pyr phronimon* (besonnenes Feuer) bedeutet Logos für Heraklit das Wissen um die Sinnhaftigkeit der Welt, die in dieser selbst liegt und die im Umgang mit Menschen und Dingen erfahren wird, aber niemals absolut bestimmt und ausgesprochen werden kann.“⁷¹

Parmenides und Heraklit waren zeitgenössische Antipoden. Durchgesetzt und prägend für das Abendland aber wurde die Antwort, die ein dritter für dieses Problem gab.

Platon schlug sich zunächst weder auf die Seite der „fließenden“ Sinnenwelt noch auf die Seite des reinen Denkens. In seinem Liniengleichnis (im 6. Buch des Staates) beschreibt er vier aneinander anknüpfende Strecken auf dem Weg zur Erkenntnis: die indirekte sinnliche Wahrnehmung, die Wahrnehmung, die Wissenschaft, die philosophische Erkenntnis.⁷² Sein Streben nach Erkenntnis führt also vom Konkreten zum Abstrakten. Das abstrakte, rationale Denken kommt bei Platon in gewisser Weise zu sich selbst, wenn es auch Aristoteles sein wird, der es systematisiert, vertieft und die Gesetze der Logik formuliert. Mit den vielen, sich ständig verändernden, nicht festen Erscheinungen der sinnlichen Welt kann das

⁷⁰ Heraklit (1964): Fragmente der Vorsokratiker, übersetzt von Hermann Diels, Zürich, Berlin: Weidmann, 1. Bd, S. 152f

⁷¹ Prechtel, Peter, Franz-Peter Burkard (Hg.) (1996): Metzler Philosophielexikon, Begriffe und Definitionen, Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 303

⁷² Vgl. Platon (1967): Der Staat, übersetzt von Wilhelm Wiegand, Köln: Jakob Hegner, 6. Buch, S. 245ff

rationale Denken wenig anfangen, es braucht beständige, verlässliche, d.h. wieder auffindbare oder identifizierbare Größen, mit denen es operieren kann, mit denen es Gedankengebäude aufbauen kann. Für Platon heißt dies, daß es hinter der sinnlich wahrnehmbaren, für ihn nicht wirklichen Welt eine andere wirkliche Welt existieren muß und daß es in dieser Welt feste, beständige, identifizierbare Größen oder Einheiten geben muß. Diese Welt wird aus dem rationalen Denken geboren und kann nur im Denken existieren. Platon verlegt diese Welt ins Jenseitige, für ihn ist es die erste Welt, die gesuchten Einheiten nennt er Ideen. Alle Erscheinungen der sinnlichen Welt existieren als Seiendes von nun an nicht, es sei denn in Teilhabe an diesen Ideen.

„Die Dinge partizipieren insofern an der Ideenwelt, als die Ideen die verbindlichen Formen der Dinge sind. Nach dem Gesagten ist immer dann eine Idee anzusehen, wenn das Denken eine Einheit in der Vielheit erfaßt.“⁷³

Das Einheitsdenken des Abendlands nimmt hier seinen Ausgang. Die Einheit der Idee im Denken steht über dem Vielen der Wahrnehmung.

„Und von jener Vielheit räumen wir ein, daß sie sichtbar und nicht denkbar, sowie andererseits von den Gedankenbildern, daß sie nur denkbar und nicht sichtbar sind.“⁷⁴ Wahrnehmung und Denken grenzt Platon nun klar voneinander ab.

Er ordnet ihnen zwei hierarchisch voneinander geschiedene Bereiche zu:

„1. dem des Sinnlichen, Sichtbaren, der zugleich der Bereich des Werdens ist und dem das sinnliche Wahrnehmen zugeordnet ist, und
2. dem des Intelligiblen, Noetischen, das zugleich der Bereich des Seins ist und dem Vernunft und Wissenschaft zugeordnet sind.“⁷⁵

⁷³ Platon, zit nach Bormann, übernommen bei Helferich, S. 30 Eine entsprechende Stelle im Staat lautet: „was wir erst als eine individuelle Vielheit von jedem hinstellten, das stellen wir dann wiederum in einem einzigen begrifflichen Gedankenbild hin, als wenn die Vielheit eine Einheit wäre, und nennen es das Wesen von jedem.“ Platon, Staat, S. 241

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Vorländer, 1990, S. 82. „Und daher nun bekanntlich unsere Benennungen durch die Vernunft Erkennbares einerseits, sinnlich Wahrnehmbares andererseits.“ Platon, Staat, S. 264

In seinem Höhlengleichnis⁷⁶ setzt er sie ins Bild. Die angeketteten Höhlenbewohner nehmen die Sinnenwelt als Schatten an der Höhlenwand wahr, während die eigentliche Welt der Ideen sich außerhalb der Höhle befindet, von dort erzeugt die Welt der Ideen gleich eines Schattenspielers mithilfe der Sonne und ein paar erbärmlicher Requisiten die Schatten auf der Höhlenwand.

Die Inthronisierung der Idee und des Einen hat für das Abendland weitreichende Folgen. Der Begründer des Idealismus hat eben auch das rationale Denken starkgemacht. Mag heute das Ontologische und Jenseitige obsolet geworden sein, Platon hat die Eigenarten des rationalen Denkens ernstgenommen und darauf sein Gedankengebäude aufgebaut. Er hat damit auch die Grundlagen gelegt für die exakte wissenschaftliche und technische Entwicklung des Abendlandes, eine Entwicklung, aus der das Abendland noch heute seine Vormachtstellung bezieht und seine Bewohner eine gute Portion Selbstvertrauen und Stolz schöpfen. Dies gilt es nicht zu vergessen, gerade weil sich das Abendland seit geraumer Zeit bemüht, sich von der Herrschaft der Einheitsphilosophie zu befreien.

Platon hat sich nicht nur des rationalen Denkens bedient. In Gleichnissen und Bildern hat er seine Philosophie entwickelt. Er postuliert den eigentümlichen Begriff der *Ideenschau*. Der direkte Zugang zu den Ideen ist den Menschen verwehrt. Es ist eher ein künstlerisches Schauen, ein Ahnen, ein leidenschaftliches Sehnen nach Erkenntnis.⁷⁷ Platons Philosophieren ist eine Lebenstätigkeit, eine Tätigkeit mit dem ganzen Körper. Für Platon „wurzelt die Philosophie im Eros.“⁷⁸ Philosophie ist für ihn Liebe zur Weisheit, die er im Dialog mit anderen lebt, mündlich und schriftlich.

Platons Bild vom Menschen folgt seiner Ideenlehre. Der Riß zwischen Seiendem

⁷⁶ Vgl. Platon, Staat, 7. Buch, S. 249ff

⁷⁷ Vgl. Vorländer, 1990, S. 77

⁷⁸ Hefnerich, 1992, S.31

und Nichtseiendem geht quer durch den Menschen hindurch!⁷⁹

Mit seiner Seele hat der Mensch Anteil am Seienden, Beständigen, Einen, Identifizierbaren, der wirklichen Welt.⁸⁰ Die Seele kommt aus der Welt der Ideen und sie erinnert sich; so ermöglicht sie dem Menschen die Ideenschau. Die Seele besitzt Geist, Vernunft, Logos. Diese Fähigkeit zur Erkenntnis verschafft dem Menschen eine Sonderstellung unter den Naturwesen. Die Seele ist unsterblich: Da die Ideenwelt ewig ist und Ewiges göttlich ist, ist auch der Logos im Menschen göttlich. Der Logos ist bei Platon die konstante Weltordnung, einschließlich des Menschen. Göttern und Menschen ist der Logos zugleich subjektives Erkenntnis- und Gestaltungsprinzip.

Der Körper des Menschen ist zweitrangig. Er gehört in den Gesamtbereich des sinnlich Wahrnehmbaren, mit seinem sich ständig wandelnden, veränderlichen Körper hat der Mensch Anteil am Nichtseienden, sich Wandelnden, Veränderlichen, Fließenden. Der Körper ist nicht nur der Seele untergeordnet, er gehört in einen anderen Gesamtbereich, in den Bereich des Nichtseienden. Seine Verbindung zur Seele ist nur äußerlich. Der Körper ist sterblich, durch ihn ist der Mensch mit dem Pflanzen- und Tierreich verbunden, doch kraft seiner Vernunft ist der Mensch fähig, sich gegen seine Triebhaftigkeit und Sinnlichkeit zu entscheiden. Die unsterbliche Seele soll sich von den „Fesseln der Sinnlichkeit befreien“:

„Wann also, sagte Sokrates, wird die Seele der Wahrheit habhaft? (...) Sie denkt aber dann am besten, wenn nichts Körperliches sie stört, weder Gehör noch Gesicht noch ein Schmerzgefühl noch auch ein Lustgefühl, sondern wenn sie sich so viel wie möglich auf sich selbst beschränkt ohne Rücksicht auf den Körper und möglichst ohne Gemeinschaft und Berührung mit ihm dem wirklich Seienden zustrebt. - So ist es. - Schätzt also nicht auch in dieser Beziehung die

⁷⁹ Parmenides unterschied klar: Nur Seiendes kann als Wahres gedacht werden, Nichtseiendes ist unmöglich. Platon relativierte dies durch das Prinzip der Teilhabe, „da die Möglichkeit des Sprechens über Nichtseiendes zeigt, daß dieses in irgendeiner Weise *ist*.“ Metzler Philosophielexikon, S. 464

⁸⁰ Vgl. hier und im folgenden Wuchterl, Karl (1992): Lehrbuch der Philosophie, Bern, Stuttgart: Haupt, S. 59f

Seele des Philosophen den Leib möglichst gering und sucht sich ihm zu entziehen, um ganz sich selbst anzugehören? - So scheint es.“⁸¹

Gleicht dies nicht genau dem herrschsüchtigen Wissenschaftskörper? Die pure, sich selbst genügende linke Gehirnhälfte, getrennt von allem anderen Körperlichen, das sie fahren läßt, um der Erkenntnis nachzugehen?

In seiner Anthropologie hat Platon den Widerspruch zwischen Wahrnehmbaren und Denken aufgenommen und vertieft. Der Körper erfährt eine Abwertung. Er ist nicht nur der Seele untergeordnet, er ist nichtseiend. Zwischen Seele und Körper gibt es keine wesentliche Verbindung. Für die Erkenntnis braucht das Denken nach Platon keinen Körper. Das Liniengleichnis hatte noch eine moderatere Haltung nahegelegt.

Aristoteles setzt sich von seinem Lehrer Platon ab und entwickelt ein anderes Menschenbild. Es nimmt einen weitaus marginaleren Platz ein in der abendländischen Geistesgeschichte trotz der überragenden Bedeutung dieses Philosophen. Aristoteles richtet wieder mehr seine Aufmerksamkeit auf die veränderlichen, vergänglichen Dinge und versucht, sie nicht zu negieren oder abzuwerten, sondern eine Theorie über das Veränderliche und über den Prozeß der Veränderung zu liefern. Von den konkreten Dingen seiner Lebensumwelt geht er aus und entwickelt mithilfe der Abstraktionsmöglichkeit des rationalen Denkens die Grundgesetze der Logik und seine Metaphysik.

Er möchte die konkreten Einzeldinge aus sich heraus verstehen. Um von diesen zu einem Begriff von ihnen zu kommen, bedient er sich der Abstraktion, er zieht von den konkreten Dingen die veränderlichen Eigenschaften, das Konkrete, ab und forscht nach den gemeinsamen Merkmalen, die er dann zu einem abstrakten Ding, zu einem Begriff, zusammenfaßt. Das Griechische macht es zudem möglich durch den generellen bestimmten Artikel (das Warme, das Gelbe). Um Aussagen treffen

⁸¹ Platon (1951): Phaidon, übersetzt von Otto Apelt, Hamburg: Felix Meiner, S. 40

zu können, sie voneinander unterscheiden und klassifizieren zu können, erarbeitet Aristoteles den wichtigsten und grundlegendsten Satz seiner Logik, den Satz vom Widerspruch ($a=a$ und nicht $\text{non } a$). Der Logos der Vorsokratiker wird nun mit Aristoteles „immer häufiger auf den Bereich der rein theoretischen Erkenntnis und damit auch auf die eindeutige Bestimmung von Gegenständen eingeeengt.“⁸² Das systematische, abstrahierende Denken ist zu sich selbst gekommen: *noesis noesios*, das Sich-selbst-Denken des Denkens.

Aristoteles besteht darauf, das Seiende zugleich als Einheit und als Vielfalt zu begreifen; das Seiende wird in vielfachen Bedeutungen ausgesagt: „Es ist ganz allgemein unmöglich, die Elemente des Seienden zu finden, wenn man bei ihrer Erforschung nicht die vielen Bedeutungen auseinanderhält.“⁸³ Bei seiner gigantischen Klassifizierungsarbeit geht es ihm nicht so sehr um die Betonung der Hierarchie, als vielmehr darum, „die einzelnen Seienden zur Geltung zu bringen und die Selbständigkeit jeder Ebene der hierarchischen Weltordnung zu respektieren“⁸⁴. Seine grundlegenden Begriffspaare sind: Substanz und Akzidenz; Stoff und Form,⁸⁵ sowie Möglichkeit und Wirklichkeit.

Neben seiner „Theorie der vier Ursachen des Seienden“ hat er auch eine Lehre von Akt und Potenz entwickelt:

„Danach ist die Materie (*hyle*) zugleich die Möglichkeit oder Anlage (Dynamis, Potentialität) und die Form (*morphe*), die Verwirklichung dieser Anlage (*Energeia*, Aktualität). Die Bewegung und Veränderung (Kinesis) ist der Übergang von Potenz zum Akt.“⁸⁶

⁸² Precht, 1996, S. 304

⁸³ Aristoteles (1990): *Metaphysik*, übersetzt von Friedrich Bassenge, Berlin: Akademie - Verlag, A 9, 992b19, S. 40 Vgl. auch Hefnerich, 1992, S. 44

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 43

⁸⁵ Substanz: das, was im eigentlichen Sinne seiend ist (Met. VII.1) - Akzidenz: das Nichtnotwendige, Zufällige im Gegensatz zum Wesentlich-Substanziellen. Stoff (Materie) und Form treten nur gemeinsam auf: auf der „Unterlage“ des Stoffes bildet sich die Form des Gegenstandes aus (Hylomorphismus)

⁸⁶ Wuchterl, 1992, S. 203 „Bewegung aber gibt es nicht außerhalb der Dinge, denn Veränderung erfolgt immer im Rahmen der Arten des als seiend Ausgesagten (...) Da nun in jeder Gattung zu unterscheiden ist zwischen einem dem Vermögen und einem der Vollendung nach Seienden, so nenne ich Bewegung die Verwirklichung des dem Vermögen nach Seienden, insofern es dem Vermögen nach ist.“ Aristoteles, *Metaphysik*, Buch K9, S. 279 f

Wuchterl sieht diese Bestimmungen in Zusammenhang mit dem Realgrund und begründet damit, daß diese Lehre in der Folge an Bedeutung verlor. Beim Realgrund - im Gegensatz zum Erkenntnisgrund - geht es nicht um eine *logische* Folgerung im Ideellen oder eine Kausalität in den Erfahrungen. Der Realgrund bezieht sich auf einen Erfahrungsinhalt oder dessen metaphysischen Hintergrund und meint ein Verhältnis eines Realen zum Gedanken eines Realen. Für ihn gilt der Satz des zureichenden Grundes.

Aristoteles war bemüht, das Prozeßhafte des Werdens zu begreifen und zu beschreiben. Jede Veränderung in der Natur war für ihn eine Umformung des Stoffes von der Möglichkeit (*dynamis*) zur Wirklichkeit (*energeia*), wobei Martin Suhr zu bedenken gibt: „Wirklichkeit und Möglichkeit sind also nicht eigentlich definierbare Terme, sondern nur durch Analogie zu erkennen.“⁸⁷ Und in dieser Analogie scheint sich auch wieder ein Dualismus zu verstecken. Das energetische Moment dieser Lehre ist nicht so sehr im Begriff der *energeia*, als vielmehr in der Veränderung, in der *kinesis*, zu lesen.

Den Menschen sieht Aristoteles als biologisches Objekt, als ein lebendiges Einzelwesen, als konkret Seiendes.⁸⁸ Den platonischen Dualismus zwischen göttlicher Seele und nichtseiendem Körper schwächt er ab. Der Mensch ist nun ein Zwischenwesen zwischen Gott und Tier, wobei er mehr zur Tierseite gehört: Die menschliche Seele unterscheidet sich nur wenig von der höherer Tierarten und die menschliche Vernunft sei als göttliche Agens immer nur unvollkommene Vorstufe zum Göttlichen. In aristotelischen Begriffen gesprochen: Der Mensch ist zusammengesetzt aus Stoff und Form. Die Seele ist die Form dessen, was aus sich zur Bewegung fähig ist. Sie ist das Prinzip der Lebendigkeit des Körpers. Sofern die Form - hier Möglichkeit der (Lebens)Bewegung - Wirklichkeit ist, heißt sie

⁸⁷ Suhr, Martin: *Energeia*, in: Precht, 1996, 124f

⁸⁸ Vgl. hier und im folgenden Wuchterl, 1992, S. 60f

Energie!⁸⁹ Die Seele ist die Entelechie⁹⁰ des Leibes. (Entelechie als Form des Lebendigen ist dasjenige, was das Ziel in sich trägt, Entelechie ist die im Organismus wirkende Kraft, die ihm von innen her zur Selbstverwirklichung verhilft, sie bezeichnet das eigentliche Ziel der Entwicklung eines Organismus, die Gestaltung und Vollendung zu dem, was es sein soll.) Das Verhältnis Körper - Seele ist hier kein äußerliches, die Seele formt tote Materie zum lebenden Individuum, ermöglicht im Tier Empfindungen und Begehren, im Menschen zusätzlich Erkennen und Einsicht. Aristoteles nennt fünf Grundkräfte der Seele: vegetatives Vermögen, Kräfte der Sinneswahrnehmung, Begehrungsvermögen, Vermögen der willkürlichen Bewegung und die intellektuellen Potenzen. Die Seele erscheint bei Aristoteles als Einheitsprinzip oder als Struktur des Lebendigen. Die Vernunft wird terminologisch von der Seele getrennt, sie ist eine Art göttlicher Funken in der Seele und begründet so die Sonderstellung des Menschen im Tierreich. Aristoteles' Körperbegriff läßt mich an den Zuschaukörper denken.

Im Vergleich der Körperbegriffe von Platon und Aristoteles fallen krasse Unterschiede auf: Platon erklärt den Körper für nichtseiend und zweitrangig, für Aristoteles ist er ein konkret seiender Organismus. Die Seele bei Platon ist unsterblich, besitzt Vernunft und kann Ideen schauen. Ihr Verhältnis zum Körper ist rein äußerlich, nicht wesensnotwendig. Die Seele bei Aristoteles ist auch unsterblich, sie ist aber Form, die nicht ohne Stoff auftreten kann, sie besitzt fünf Grundkräfte, die Vernunft ist als göttlicher Funken ein Teil der Seele. Zum Verhältnis Körper - Seele schreibt Aristoteles: Die Seele ist die Entelechie des Leibes.

⁸⁹ „Energiea (griech. Wirklichkeit, Tätigkeit im Unterschied zu dynamis, hyle) In Met. 1050a 22 sagt Aristoteles: 'Daher ist der Name Wirklichkeit (energeia) von Werk (egon) abgeleitet und zielt hin auf Vollendung (entelechia).' Genaugenommen bedeutet also E. Tätigkeit oder Verwirklichung, während entelechia die resultierende Wirklichkeit oder die Vollendung meint. Gleichwohl gebraucht Aristoteles die beiden Ausdrücke meistens synonym.“ Suhr, in Prechtl, 1996, S. 124

⁹⁰ „Entelechie (griech. die Vollendung in sich habend). Bei Aristoteles (oft synonym mit energeia) die aktuelle Verwirklichung der in einem Seienden angelegten Vermögen und Möglichkeiten. Im engeren Sinne ist E. bei Aristoteles die Form, die zur Vollendung im Stoff drängt.“ Prechtl, 1996, S.125

Platons Körperbegriff hat eine große Karriere im Abendland hinter sich, er ist über den Neuplatonismus der Renaissance prägend geworden. In dieser Tradition sind die energetischen Implikationen des Aristotelischen Körperbegriffs vergessen worden. Sie sind jedoch ebenfalls, wenn auch marginalisiert, Teil der abendländischen Tradition.

Die abendländische Philosophie beginnt mit der Entdeckung des Körpers als philosophischen Gegenstand und mit der Entwicklung des rationalen Denkens. Das Spannungsverhältnis zwischen Denken und Wahrnehmen (kurz: Ratio und Körper) war von Anfang an herausragendes Thema und hat das Philosophieren angetrieben.

Das mythologische Denken wurde vom begrifflichen, rationalen Denken abgelöst. Der weite Logosbegriff der Vorsokratiker erfuhr eine Einengung hin zum streng logischen Denken, einer speziellen Form des Denkens. Diese wurde im Abendland dominant. Ihren Gesetzen folgend herrschte Einheits- und Identitätsphilosophie sowie Metaphysik. Die wissenschaftlichen Modelle der Neuzeit haben den antiken Gedankengebäuden lediglich voraus, daß sie nicht mehr ontologische und teleologische Ansprüche hegen und sich aufs Experiment stützen können; Abstraktionen, Resultate rationalen Denkens, sind sie aber alle.

Mit dem aufmerkenden Blick auf die konkreten Naturerscheinungen, auf das Lebendige und Körperliche, begann die europäische Philosophiegeschichte. Vom Zentrum des Interesses wurde der Körper schnell ins Nichtseiende verbannt. Erholt hat sich der Diskurs über den Körper von diesem Ausschluß nie.

2.2 Zentrierte und dezentrierte Struktur

Die zentrierte Struktur

Jacques Derrida hat das Erbe unserer metaphysischen Denktradition umfassend reflektiert. Auf den ersten zwei Seiten seines Aufsatzes „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“⁹¹ beschreibt er die metaphysische Form des begrifflichen Denkens auf der Ebene der Begriffsstruktur. Zunächst macht er deutlich, daß das begriffliche Denken so alt ist wie die okzidentale Philosophie und Wissenschaft. Derrida ist der Meinung, daß die Strukturalität der Struktur „immer schon am Werke war,“⁹² sie wurde aber in der metaphysischen Phase in besonderer Weise „neutralisiert, reduziert.“⁹³ In der Metaphysik veränderte sich etwas; die immerwerkende Struktur, in der auch umfassendes begriffliches Denken möglich ist, wird zugedeckt, weniger wirksam oder unwirksam gemacht, sie wird reduziert. Die metaphysische Denkstruktur ist demnach Ergebnis eines Geschehens. Derrida beschreibt dieses Geschehen als Gestus, der die Struktur verändert, dieser Gestus ist ein aktives Element, er will etwas und er handelt aktiv.⁹⁴

Diese Handlung des Gestus besteht zunächst darin, der Struktur ein Zentrum zu geben. Jede Struktur muß in irgendeiner Weise organisiert sein, sonst wäre es keine Struktur. Ein Zentrum sorgt zunächst für diese Organisation und ermöglicht so „das Spiel der Elemente im Innern der Formtotalität.“⁹⁵ Darüber hinaus aber mußte das Zentrum in diesem Fall - bei der Bildung der metaphysischen Begriffsstruktur - so ausgestattet sein, „daß das Organisationsprinzip der Struktur dasjenige in Grenzen hielt, was wir das Spiel der Struktur nennen können.“⁹⁶ Der Gestus verschärfte die Spielregeln, indem er das Zentrum innerhalb der Struktur

⁹¹ Derrida, Jacques (1976): Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen, in: ders.: Die Schrift und die Differenz, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 422-442 (=SzS)

⁹² Ebd., S. 422

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Derrida beschreibt in seinem Text also keinen Gestus, der intentional arbeitet.

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Ebd.

separierte: „Im Zentrum ist die Permutation oder Transformation der Elemente(...)untersagt.“⁹⁷ Die Struktur hat von nun an keinen Austausch mehr mit seinem Zentrum! Das Zentrum entzieht sich der Struktur, es ist innerhalb und außerhalb der Struktur. Zwischen Innerhalb und Außerhalb entsteht die Grenze. Die Struktur wird begrenzt. Und es entsteht eine Machtstruktur. Das Zentrum wird zum abwesenden Herrscher, der gerade durch seine Abwesenheit allgegenwärtig die Struktur beherrscht. Das Verbot, innerhalb der Struktur im Zentrum (zwischen Zentrum und Struktur) umzustellen, auszutauschen oder zu transformieren, führt zu einer kompakt verklammerten hierarchischen Begriffsstruktur. Nachdem der Gestus der Struktur dieses Zentrum *gegeben* hat und den Austausch mit dem Zentrum innerhalb der Struktur *untersagt* hat, wird er ein drittes Mal aktiv: der Gestus *definiert* das Zentrum. Derrida zufolge *wollte* der Gestus die Struktur „auf einen Punkt der Präsenz, auf einen festen Ursprung beziehen.“⁹⁸ Das Zentrum erhält daher die Namen des Ursprungs. Die Metaphysiker legten den Ursprung immer ins Unendliche, Jenseitige. Die Geschichte des Begriffs der Struktur muß „als eine Reihe einander substituierender Zentren, als eine Verkettung von Bestimmungen des Zentrums gedacht werden(...)Ihre Matrix wäre(...) die Bestimmung des Seins als Präsenz.“⁹⁹

Es steht in Frage, ob das Zentrum, das dem Spiel der Struktur entzogen ist und nur von außerhalb bestimmt wird, seinen Ort zwangsläufig im Jenseits hat. Derrida mutmaßt, „daß die Bewegung jeder Archäologie wie auch jeder Eschatologie an dieser Reduktion der Strukturalität der Struktur mitschuldig ist und immer wieder versucht, letztere aus einer vollen, dem Spiel enthobenen Präsenz zu denken.“¹⁰⁰ Es wäre also das Verlangen, den Ursprung zu finden, der Impuls, vom Ursprung aus zu denken. Dieses Verlangen nach dem Ursprung begrenzt aber die Begriffsstruktur, wenn es gleichzeitig den Ursprung der Struktur entzieht. Solch einen Ursprung kann man nie finden. Er ist außerhalb der Struktur,

⁹⁷ Ebd., S. 422f

⁹⁸ Ebd., S. 422

⁹⁹ Ebd., S. 423f

¹⁰⁰ Ebd., S. 423

außerhalb des Begriffs gesetzt, aktiv durch den Gestus. Das bedeutet aber auch, daß der Ursprung gar nicht gefunden werden soll, die Archäologie ist schon abgeschlossen, bevor sie überhaupt beginnt. Der Gestus begrenzt das Spiel, indem er den Ursprung setzt, definiert. Und diese Setzung formt die Begriffsstruktur.

Warum aber geschieht dies? Warum erfährt eine Struktur, von der Derrida sagt, sie sei schon immer am Werke, diese Begrenzung, warum werden ihre Möglichkeiten nivelliert und reduziert? Derrida gibt zwei Hinweise, er spricht von dem Wunsch nach Begründung und von Angst. Der Gestus möchte von vorn herein den Grund wissen.

„Der Begriff der zentrierten Struktur ist in der Tat der Begriff eines begründeten Spiels, das von einer begründenden Unbeweglichkeit und einer versichernden Gewißheit, die selber dem Spiel entzogen sind, ausgeht. Von dieser Gewißheit her kann die Angst gemeistert werden, die stets aus einer gewissen Art, ins Spiel verwickelt zu sein, vom Spiel gefesselt zu sein, mit Beginn des Spiels immer schon in der Weise des Im-Spiele-Seins zu sein, entsteht.“¹⁰¹

Der Grund steht außerhalb des Spiels von vorn herein fest und sorgt für Gewißheit. Und diese Gewißheit soll die Angst meistern. Derrida benutzt eine passivische Konstruktion: Von dieser Gewißheit her kann die Angst gemeistert werden. Ich möchte sie ins Aktivische wenden und ein grammatikalisches Subjekt einsetzen. Ich setzte damit nicht das verlorene Subjekt wieder ein. Ich möchte nur den Gedanken weiter treiben, um der Angst, die hier auf einmal in den Diskurs bricht, weitere Namen zu geben. Angst ist ein Gefühl, und Gefühle kann ich mir nicht anders denken als an den Körper gebunden bzw. mit einer Quelle im Körper. Also steht hinter der Angst ein Körper, kein individueller, aber doch irgendwie menschlicher Körper. Dieser Körper ist ins Spiel verwickelt und die Angst entsteht, weil er stets in einer gewissen Weise ins Spiel verwickelt ist: Der Körper ist schon immer vom Spiel gefesselt, er ist schon immer im Spiel in der Weise des Im-

¹⁰¹ Ebd.

Spiele-Seins. Mit anderen Worten: Der Körper ist von Kopf bis Fuß bzw. ganz und gar ins Spiel verwickelt. Der gesamte Körper ist ins Spiel verwickelt. Das wirft Fragen auf. Welcher gesamte Körper ist in welches Spiel verwickelt? Ist der gesamte Körper ins Spiel der Strukturen verwickelt? Oder ist das Spiel des gesamten Körpers nicht ein umfassenderes und man könnte das Spiel auch mit Leben gleichsetzen? In welches Spiel soll denn der gesamte Körper verwickelt sein, wenn nicht ins Spiel des Lebens?

Den Gestus, der die Struktur des begrifflichen Denkens aktiv verändert hat, setze ich ebenfalls mit dem Körper in Beziehung. Dann kann der Ort, von dem der Gestus aus arbeitet, nur der Ort für das begriffliche Denken, die Ratio sein. Von dem Körper, der ins Spiel verwickelt ist, erfahre ich also lediglich etwas über Ratio und Angst. Was haben aber diese beiden miteinander zu tun? Der Gestus wird von der Angst angetrieben, schreibt Derrida. Wenn ich die Handlungen des Gestus der Ratio übertrage, heißt das: Die Ratio definiert und untersagt, die Ratio reduziert ihre eigenen Möglichkeiten, die Strukturalität der Struktur neutralisiert und reduziert sie. Die Ratio liebt sichere Dinge und braucht Definitionen, um arbeiten zu können. Aber ihre Arbeitsfähigkeit braucht eigentlich nicht Definitionen, die im Absoluten, Unverrückbaren, Jenseitigen liegen. Es ist die Angst, die das Bedürfnis nach Gewißheiten steigert. Es werden Gewißheiten gesetzt, unbeweglich gemacht. Die Ratio will die Angst meistern und wird dadurch zur Herrschenden. Die Ratio schafft eine hierarchische Begriffsstruktur. Sie wird aber selbst beherrscht. Durch Angst. Die Ratio wird von dem Gefühl Angst geleitet. Dadurch überschreitet sie ihre Grenzen, sie herrscht über das Spiel. Die Ratio muß diesen Sachverhalt aber leugnen, er bleibt unbewußt. Daher muß die Ratio in ihrem metaphysischen Wahn leugnen, von Gefühl beeinflusst zu sein. Und daher ist der Ausschluß von Gefühlen aus der Wissenschaft so sehr verbreitet. Gesetz, bewacht durch die mächtigen Wächter des Unbewußten.

Das Gefühl Angst kann ich aber auch dahingehend deuten, daß es sich nicht nur um ein Spiel um Bedeutungen handelt, sondern auch um ein Spiel des Lebens. Der gesamte Körper ist ins Leben verwickelt. Und die Angst, die die Ratio dazu

treibt, dem Spiel seine Regeln aufzuzwängen, ist Lebensangst.

Das begriffliche Denken hat die Suche nach dem Ursprung - den ontologischen Anspruch - vom mythologischen Denken übernommen. In der metaphysischen Phase läßt das begriffliche Denken sich noch beherrschen vom Jenseits, von dem Bedürfnis nach einem festen Grund. Nur gesellt sich zur Lebensangst auch noch die Todesangst. Die Ratio ist gebunden an den Körper, und der Körper ist sterblich. Die Angst, die stets entsteht, wenn man in dieser Weise ins Spiel verwickelt ist, kann vielleicht für die Gegenwart des Denkens gemeistert werden. Aber die Angst wirkt. Geht man mit ihr um, indem man sie zu verdrängen sucht, macht sie das Spiel eng und begrenzt.

Die von Angst beherrschte Ratio hat nicht nur die Struktur begrenzt, sondern sie hat diese Struktur eben auch auf den Körper abgebildet oder in den Körper eingepflanzt oder materialisiert oder wie der Vorgang auch bezeichnet werden kann. Jedenfalls entsprechen sich metaphysische Begriffsstruktur und der Begriff vom Körper. Die Ratio erklärt oder macht sich durch ihren aktiven Gestus zum Zentrum des Körpers. Sie setzt sich als Zentrum innerhalb des Körpers ein. Jeglicher Austausch mit dem Körper - der Formtotalität - ist verboten, so entsteht die Trennung zwischen Körper und Ratio. Die Ratio ist innerhalb schon außerhalb. Die Substitution erfolgt nur von außen, vom Ursprung her, von den göttlichen Ideen her. Diese Trennung, im Abendland reichlich naturalisiert, entsteht also nicht aus der Funktionalität des begrifflichen Denkens, nicht aus der Tatsache heraus, daß es andere Aufgaben erfüllt als andere Körperteile. Die Trennung ist vielmehr Ergebnis einer aktiven Handlung, ist Ergebnis einer Selbstermächtigung, getrieben von verdrängter Angst.

Was aber hat jetzt diese metaphysische Begriffsstruktur, die Derrida entblättert hat, mit der Fragestellung nach dem Körper des Zuschauers zu tun? Meine These ist: Unsere Schwierigkeiten, über den Körper und über Präsenz im Theater zu reden, basieren auf dieser Begriffsstruktur. Die metaphysische Bestimmung der Präsenz als abwesend herrschendes Zentrum wirkt als Sprechverbot. Derrida

nennt sie die *volle Präsenz*, die dem Spiel enthoben ist. Solange es vornehmlich um ein Theater der Repräsentation ging, fiel die Begrenzung der Struktur nicht sonderlich ins Gewicht. Das Spiel der Bedeutungen florierte. Die körperbetonten und vordergründig sinnverweigernden aktuellen Theatererfahrungen sowie die Debatten der Postmoderne sorgten dafür, daß der theaterwissenschaftliche Blick zunehmend auf die Präsenz im Theater fiel. Der Rede darüber aber wohnt noch der Begriff der vollen Präsenz inne. Diese volle Präsenz ist dem Spiel enthoben. Sie darf am Spiel - etwa der Sprache - nicht teilnehmen. Sie darf nur von außen substituiert werden. Aber sie beherrscht abwesend das Spiel der Begriffe. Der Ort dieser vollen Präsenz ist das Bewußtsein, besser die Ratio. Diese Präsenz ist das Ergebnis eines Denkvorganges. Und sie darf nicht mitspielen. Und der Körper darf auch nicht mitspielen. Beide - Präsenz und Körper - trifft der Bann des Ausschlusses vom Reden über Theater, auch wenn ihr Status in der Struktur gegensätzlich ist. Von der Ratio aus gesehen bedeutet dies: die Präsenz herrscht als Zentrum von außen und das Spiel dreht sich um die Repräsentation. Der Körper wird wiederum beherrscht und verbannt von der Ratio, ein Austausch zwischen Ratio und Körper ist verboten, so spielt die Ratio das einsame Spiel der Repräsentanten.

Der Abschied von der Metaphysik - vermeintlich längst vollzogen - beinhaltet also nicht nur die Aufgabe der ontologischen und teleologischen Ansprüche, sondern eben auch die Aufgabe der Herrschaft der Ratio. Als einziges herrschendes Zentrum müßte die Ratio abdanken. Es bedürfe einer Dezentrierung des Körperbildes analog einer dezentrierten Begriffsstruktur. Die undurchdringliche Trennung zwischen Ratio und Körper müßte zurückgeführt werden zu einer Verbindung, die vielleicht als permeable Membran zu denken wäre. Damit verlöre die Ratio nicht ihre Funktion, sondern sie gewönne sie erst wirklich. Die Ratio bekäme dafür ihre Möglichkeiten zurück, sie könnte die Strukturalität der Struktur, die mit dem Beginn des begrifflichen Denkens am Werke ist, endlich nutzen. Den Ungewißheiten könnte sie damit allerdings nicht aus dem Weg

gehen. Aber das ist ihr auch im alten Spiel nicht wirklich gelungen. Der Tod ist gewiß. Wie gesagt: Der gesamte Körper ist ins Spiel - des Lebens wie des Denkens - verwickelt.

Die dezentrierte Struktur

Zurück oder hin zur *dezentrierten* Struktur führt die Einsicht, daß es kein Zentrum gibt; es ist immer Substitut, dem nichts präexistiert.¹⁰² Es kann als Anwesendes nicht gedacht werden. Verzichtet man jedoch darauf, das Zentrum von außerhalb zu bestimmen, wird alles zum Diskurs. Ohne Außerhalb erweitert sich das Feld und das Spiel der Struktur ins Unendliche. Der feste Grund der metaphysischen Bestimmung entfällt. Das Zentrum ist somit kein fester Ort mehr, es wird zu einer „Art Nicht-Ort, worin sich ein unendlicher Austausch von Zeichen abspielt.“¹⁰³ Wie kann sich an einem Nicht-Ort ein unendlicher Austausch von Zeichen abspielen? Und warum wird das Zentrum nicht endgültig abgeschafft, warum wird es dann doch zu etwas, und sei es ein Nicht-Ort, an dem zudem richtig Bewegung ist? Das Zentrum erfüllte zwei Funktionen, es organisierte die Struktur und es begrenzte das Spiel. Ohne Zentrum braucht die Struktur dennoch eine gewisse Organisation, sonst wäre es keine Struktur. Und die Struktur muß so organisiert sein, daß das Spiel nun unbegrenzt möglich ist. Die Struktur denkt Derrida nun als *Feld*: „dieses Feld ist in der Tat das eines Spiels, das heißt unendlicher Substitutionen in der Abgeschlossenheit (clotûre) eines begrenzten Ganzen.“¹⁰⁴ Dieses Spiel des unendlichen Austausches muß aber irgendwie in Bewegung kommen, irgendwas muß es antreiben, sonst ist es nur statisch wie ein Tableau vorstellbar, und das soll es ja gerade nicht sein. Unendlicher Austausch ist ein Ausdruck für intensive Dynamik. Derrida erklärt das Zentrum, das gerade abgeschafft wurde, zum Mangel und erhält dadurch innerhalb der Struktur einen „Ort“, den er besetzen bzw. ersetzen kann durch Bezeichnungen. „In seinem Versuch, die Welt zu

¹⁰² Vgl. Derrida, SzS, S. 424

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Ebd., S. 437

verstehen, verfügt der Mensch immer über einen Überschuß an Bezeichnungen,¹⁰⁵ zitiert Derrida Lévi-Strauss. Diese supplementären Signifikanten treiben das Spiel an, sie fungieren als Stellvertreter und ihre Verweildauer ist begrenzt, der Austausch floriert. „Die Bewegung des Spiels(...)ist die Bewegung der Supplementarität.“¹⁰⁶ Derrida erklärt die dezentrierte Struktur aus einer Entwicklung von einer Struktur mit Zentrum zu einer Struktur ohne Zentrum, obwohl er gleich zu Beginn seines Aufsatzes deutlich gemacht hat, daß die zentrierte Struktur eine metaphysische Reduktion einer Struktur darstellt, die schon immer am Werke war. Man müßte also die dezentrierte Struktur auch ohne Bezug zur zentrierten Struktur erklären können. Es ist aber Derrida, der deutlich macht, daß man den Begriffen der Tradition nicht einfach entrinnen kann, weswegen er auch vorschlägt, sie als Instrumente weiter zu benutzen. Hier führt er es vor.

Trotzdem gibt er mit einem Zitat von Lévi-Strauss einen Hinweis, wie man die dezentrierte Struktur auch ohne Umweg über die Metaphysik verstehen könnte: „Diese Verteilung einer *supplementären* Ration - wenn man so sagen darf - ist unbedingt erforderlich, damit der verfügbare Signifikant und das mit Merkzeichen versehene Signifikat aufs Ganze gesehen in einem Verhältnis der Komplementarität verbleiben, das die eigentliche Voraussetzung des symbolischen Denkens ist.“¹⁰⁷ Und in Klammern fügt Derrida an: „Man könnte zweifellos zeigen, daß diese *supplementäre Ration* an Bezeichnungen der Ursprung der Ratio selbst ist.“¹⁰⁸ Der Ratio kommen offensichtlich in den beiden Strukturen unterschiedliche Funktionen zu. War die zentrierte Struktur in der metaphysischen Phase gebunden an eine Ratio, die herrscht, ist die dezentrierte Struktur angewiesen auf eine Ratio, die ihren Teil - ihre supplementäre Ration - beisteuert. Damit hätte sich die Ratio von ihrem Machtanspruch verabschiedet, sie

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Ebd.

¹⁰⁷ Ebd.

¹⁰⁸ Ebd.

beteiligt sich am Spiel, sie hält es in Gang, sie gibt ihren Teil, aber sie begrenzt es nicht mehr. Die dezentrierte Struktur ist eine enthierarchisierte Struktur, ohne daß jetzt alle Teile der Struktur dieselbe Funktion ausführen.

Um das Spiel des Bezeichnens in einer solchen dezentrierten Struktur zu charakterisieren, führt Derrida die *différance* ein. Die *différance* ist bzw. ermöglicht dieses Spiel, sie „produziert“ die Differenzen. Wichtig ist, daß das unbegrenzte Spiel des Bezeichnens als ein *Prozeß* gedacht wird. Es ist kein Nachvollzug etwas Vorherbestimmten, sondern es ist das Spiel, das Differenzen produziert und damit Bedeutung erst konstituiert. *Différance* ist nach Derrida kein Wort, kein Begriff, sondern es ist die Spielbewegung, die Begrifflichkeit erst ermöglicht. *Différance* „produziert“ in einem aufschiebenden, unterscheidenden Prozeß Bedeutung. Dieser Prozeß schafft ein Intervall, das Derrida in räumlicher wie zeitlicher Dimension denkt. Der Prozeß hält nie an, die Bedeutung ist mit ihrem Erscheinen bereits im Verschwinden. „Als stets differierende stellt die Spur sich nie als solche dar. Sie erlischt, wenn sie auftritt, wird stimmlos, wenn sie ertönt.“¹⁰⁹ *Différance* ist nicht darstellbar. Der *différance* oder der Spur, die sie produziert, kommt immer eine Nachträglichkeit zu.

Volle Präsenz und Präsenz *als Spur*

Die Präsenz, die in einer dezentrierten Struktur gedacht werden kann, unterscheidet sich radikal von dem Präsenzbegriff, der zur zentrierten Struktur gehört.¹¹⁰

Da die Struktur ohne Zentrum ein begrenztes Feld ist, kann die Präsenz nicht mehr außerhalb, sondern sie muß innerhalb der Struktur gedacht werden. Sie könnte nun teilnehmen am unendlichen Austausch der Elemente. Aber Spiel und Präsenz stehen in einem gespannten Verhältnis: „Das Spiel ist Zerreißen der

¹⁰⁹ Derrida, Jacques(1988): Die *différance*, in ders.: Rundgänge der Philosophie, Wien: Verlag: Passagen, S. 48 (=DfA)

¹¹⁰ Die Metaphysik hatte die weltabgewandte Erwartung von einer festen, statisch festzumachenden Präsenz und erhoffte sich daraus Sicherheit.

Präsenz.“¹¹¹ Präsenz ist auch in der dezentrierten Struktur nicht einfach gegenwärtig. (Präsenz ist nicht starr, Präsenz ist, legt man sie innerhalb der Struktur bzw. ins Leben, unablässig der Veränderung ausgeliefert.) Will man ihr gedanklich habhaft werden, bedarf es - wie für jeden Begriff - eines Umwegs: „Die Präsenz eines Elements ist stets eine bezeichnende und stellvertretende Referenz, die in einem System von Differenzen und in der Bewegung einer Kette eingeschrieben ist,“¹¹² schreibt Derrida und spitzt an anderer Stelle noch einmal zu, es gibt keine Präsenz vor und außerhalb der semiologischen Differenz.¹¹³ Dieser Umweg ist das Spiel des Bezeichnens. Diese Bewegung des Bedeutens konstituiert eine Gegenwart, die zu unterscheiden ist von der Gegenwart metaphysischer Prägung.¹¹⁴ Die *différance* bewirkt die Konstitution von Gegenwart durch einen Prozeß: Das sogenannte „gegenwärtige“ Element ist nicht Gegenwart. Es kann sich nicht - unterscheidend - auf sich selbst beziehen, sondern das Element nimmt Beziehung auf sowohl zu den Merkmalen des vergangenen als auch des zukünftigen Elements. Durch diese Beziehungsaufnahme entfernt es sich von dem, was es nicht ist - nämlich sogenannte Gegenwart - es entsteht ein Intervall.¹¹⁵ Die Spur folgt den Intervallen. Derrida denkt dieses Intervall auch in räumlicher wie zeitlicher Dimension. So entsteht Aufschub und Unterscheidung. Präsenz ist aufgeschoben und unter-schieden. Präsenz ist konstituierte Gegenwart, *Präsenz ist Spur.*

¹¹¹ Derrida, SzS, S. 440

¹¹² Ebd.

¹¹³ Vgl. Derrida, DfA, S. 38

¹¹⁴ Die Gegenwart der Metaphysik war die Gegenwart, die sich das Subjekt bzw. das Bewußtsein selbst zusprach.

¹¹⁵ „Die *différance* bewirkt, daß die Bewegung des Bedeutens nur möglich ist, wenn jedes ´gegenwärtige´ Element, das auf der Szene der Anwesenheit erscheint, sich auf etwas anderes als sich selbst bezieht, während es das Merkmal (*marque*) des vergangenen Elements an sich behält und sich bereits durch das Merkmal seiner Beziehung zu einem zukünftigen Element aushöhlen läßt, wobei die Spur sich weniger auf die sogenannte Gegenwart bezieht, als auf die sogenannte Vergangenheit, und eben zu dem, was es nicht ist, die sogenannte Gegenwart konstituiert: es selbst ist absolut keine Vergangenheit oder Zukunft als modifizierte Gegenwart. Ein Intervall muß es von dem trennen, was es nicht ist, damit es es selbst sei, aber dieses Intervall, das es als Gegenwart konstituiert, muß gleichzeitig die Gegenwart in sich selbst trennen, und so mit der Gegenwart alles scheiden, was man von ihr aus denken kann, das heißt, in unserer metaphysischen Sprache, jedes Seiende, besonders die Substanz oder das Subjekt. Dieses dynamisch sich konstituierende Intervall ist es, was man *Verräumlichung* nennen kann, Raum-Werden der Zeit oder Zeit-Werden des Raumes (*Temporisation*).“ Derrida, DfA, S. 39

Präsenz ist „voll“ nicht zu haben, aber sie ist *als Spur* zu haben. Derrida folgt Nietzsches fröhlicher Bejahung des Spiels der Welt, der

„Bejahung einer Welt aus Zeichen ohne Fehl, ohne Wahrheit, ohne Ursprung, die einer tätigen Deutung offen ist. *Diese Bejahung bestimmt demnach das Nicht-Zentrum anders denn als Verlust des Zentrums.* Es spielt, ohne sich abzusichern.“¹¹⁶

Hatte die *volle Präsenz* der Metaphysik die Theaterwissenschaft mit Stummheit bedroht, ist die *Präsenz als Spur* dazu angetan, sie zum Sprechen zu ermuntern. Es ist ein Sprechen, das in der dezentrierten Struktur wohnt. Es birgt Möglichkeiten, die längst noch nicht ausgeschöpft sind. Und es ist nicht gefahrlos. Die alten Ängste, die daher rühren, schon immer im Spiel des Lebens verwickelt zu sein, sind nicht einfach ausgestanden. Die Verwicklung ins Leben birgt ständig Wandelndes und Veränderliches, die Ratio aber sucht Sicheres und Festes. Es beleidigt die Ratio dennoch nicht, sich auf den Prozeß des Lebens einzulassen. Das Sprechen, das sich der Präsenz als Spur verantwortlich fühlt, ist ein Reden, das um seinen Status im Nachhinein weiß; die Gegenwart dieser Präsenz ist immer schon vorbei. Es spürt den Erlebnissen der Präsenz nach und benennt sie. Dazu bedarf es einer genauen Körperwahrnehmung, dieses Sprechen nimmt den eigenen Körper als Erkenntnisort ernst und erklärt ihn nicht zu einer privaten Sphäre, deren Regungen sich nicht mitteilen und objektivieren ließen.¹¹⁷ Dieses Sprechen ist ein Dechiffrieren im Durchgang, es weiß um die Unsicherheiten und Vorläufigkeiten. Verankert wird es gerade im Veränderlichen, in der konkreten Erfahrung, die so präzise wie möglich benannt wird. Es ist ein Reden, das es im Prozeß aushält und den Prozeß wagt. Und es ist ein Reden dem Theater zugewandt. Ein Reden, das sich verbindet mit Sinnen, ein Reden mit dem Körper. Ein Reden, das den

¹¹⁶ Derrida, SzS, S. 441 Kursivsetzung M.P.

¹¹⁷ Darin setzt sich das Sprechen in der dezentrierten Struktur durchaus ab von einer Tradition, die dem intrinsischen Beobachter (Kant) nicht den Status des Erkennenden zubilligt. Vgl. Krämer, Sybille (1998): Zentralperspektive, Kalkül, virtuelle Realität. Sieben Thesen über die Weltbildimplikation symbolischer Formen, in: Vattimo, Gianni, Wolfgang Welsch (Hg.): Medien - Welten - Wirklichkeiten, München: Wilhelm Finck, S. 28f

Aufschub zu schätzen weiß: „Bewegung der Spur als ein Streben des Lebens, sich dadurch zu schützen, daß es die gefährliche Besetzung aufschiebt, einen Vorrat bildet.“¹¹⁸

Die *différance* überschreitet (unterschreitet) metaphysische Begrifflichkeit, sie arbeitet an einem anderen Ort. Sie trägt die Begriffsoppositionen und widersteht ihnen. Und die *différance* ist ein energetischer Begriff. Deutlichere Hinweise dafür finden sich bei Derrida, wenn er sich auf Nietzsche bezieht. Dessen Differenzphilosophie charakterisiert er expressis verbis als eine auf die „Kraft“ bezogene. „Die Quantitäts-Differenz bildet die Essenz der Kraft, das Verhältnis der Kraft auf Kraft.“¹¹⁹ Derrida liest Nietzsches Philosophie als eine Kritik der Philosophie als aktiver Indifferenz der Differenz gegenüber, die Philosophie lebe in und von der *différance* und sei blind gegen das Gleiche, das nicht identisch sei. „Das Gleiche ist gerade die *différance* (mit a) als aufgeschobener und doppeldeutiger Übergang von einem Differenten zum anderen.“¹²⁰ Jetzt erscheinen die Gegensatzpaare als Notwendigkeit; ein Begriff erscheint als *différance* des anderen *in der Ökonomie des Gleichen*¹²¹ unterschieden, aufgeschoben, etwa das Intelligible als aufgeschobenes Sinnliches oder jedes andere als Physis als aufgeschobene Physis. „Von der Entfaltung dieses Gleichen als *différance* her kündigt sich die Gleichheit der Verschiedenheit und die Wiederholung in der ewigen Wiederkunft an.“¹²²

Eine Philosophie, die blind ist gegen das Gleiche vergißt gern die Voraussetzungen, von denen sie ausgeht. Derrida konstatiert, daß „die ganze philosophische Begrifflichkeit(...)darauf angelegt ist, das, was sie ermöglicht, im Ungedachten zu lassen.“¹²³ Die dezentrierte Struktur läßt dafür keine Schlupflöcher mehr. Und so muß der Körper in der dezentrierten Struktur zuallererst als

¹¹⁸ Derrida, DfA, S. 44

¹¹⁹ Ebd., S. 43

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Vgl. ebd.

¹²² Ebd., S.44

¹²³ Derrida, SzS, S. 429

Ungedachtes, als Voraussetzung gedacht und angesprochen werden, als Voraussetzung aber, die dem Spiel der *différance* selbst entspringt. Ungedachtes und Gedachtes/Denken: „Physis in *différance*.“¹²⁴ Die Sprache widersetzt sich bzw. sie drängt alte Vertraulichkeiten auf; aber mit Derrida kann konstatiert werden, daß der Körper „ein irgendwo gegenwärtiges und selbst dem Spiel der *différance* entweichendes Seiendes ist.“¹²⁵ Körper ist Teil des Diskurses, der dem Spiel der Differenzen entspringt. Beginnt der Körper, der letztendlich den Diskurs auch produziert, sich dem Spiel der *différance* zu überlassen, sprudeln die Spielvarianten: Körperbenennungen und Umschreibungen werden zahlreich, der Körper scheint sich zu vervielfältigen. Aber wohlgemerkt, die dezentrierte Struktur ist ein geschlossenes Feld und der Motor des Spiels ist Supplementarität, Differenzen hängen nicht frei in der Luft, sie kennen ihr Supplement, stehen mit ihm - vielleicht „untergründig“ und mittels Kraftlinien - in Verbindung.

Die dezentrierte Struktur bildet die Matrix für den Körperbegriff dieser Arbeit. Es ist der Körper, der das Spiel der *différance* produziert: der Körper spielt. Der Körper spielt das Zuschauspiel. Er spielt es intern, Zuschaukörper und Wissenschaftskörper sind unterschiedliche Spielweisen des Körpers, unterschiedliche Modi, zu spielen. Und der Körper spielt extern in der Raumzeit des Theaters (mit den anderen Zuschauern und mit den Körpern auf der Bühne).

Zschaukörper, Wissenschaftskörper und Werkzeugkörper fallen im selben Körper zusammen. Sollte man Supplemente konstruieren, könnte man vielleicht sagen: Werkzeugkörper ist Supplement zu Zuschaukörper und Wissenschaftskörper, und ein anderes Paar kann gebildet werden, indem Zuschaukörper und Wissenschaftskörper einander Supplement sind. Das Spiel ist ein dauernder Prozeß, die supplementären Paare stehen ständig in Verbindung. Das Dynamische, Prozeßhafte des Spiels hat die Tendenz, die im Modell konstruierten Grenzen aufzufressen. Die Spur bewegt sich frei im Modell, sie geht quer durch die Konstitutionen. Was von den Supplementen im Spiel erkennbar

¹²⁴ Derrida, DfA, S. 43

¹²⁵ Ebd., S. 37

bleibt, ist vielleicht das Begriffspaar abstrakt / konkret und die Erkenntnis, daß Wissenschaftskörper und Zuschaukörper einander brauchen, sie können schlecht mit sich allein spielen, es wäre jedenfalls eine Begrenzung. Es ist nötig, die Spur in ihren energetischen Aspekten noch besser fassen zu können, der Charakter der Verbindung käme noch klarer zum Vorschein, während Derrida eher die Unterschiede der Bahnungen oder Spuren hervorhebt.¹²⁶

Eine alternative Beschreibung der Körper:

Der Zuschaukörper ist der ganze Körper, der spielt. Das Spiel des Zuschaukörpers ist Körperspiel. Der Werkzeugkörper konnte in der zentrierten Struktur nicht wirklich gedacht werden. Er stand außerhalb des tätigen, sich selbst Gegenwart zusprechenden Bewußtseins. Das Denken war auf die Ratio beschränkt, der übrige Körper geriet unter das Austauschverbot der zentrierten Struktur. Diese Teilung des Körpers in Ratio und Körper ist Ergebnis der metaphysischen Reduktion der Begriffsstruktur.

Derrida setzt Bewußtsein nun als Effekt der *différance*. Der Werkzeugkörper ist dann das Ungedachte, das das Denken supplementiert. Für dieses Denken steht der Wissenschaftskörper, er supplementiert den Werkzeugkörper. Es ist aber auch der Zuschaukörper, der den Werkzeugkörper supplementiert. *Der Zuschaukörper denkt mit dem ganzen Körper*. Wo ist jetzt aber noch der Unterschied zwischen Spielen und Denken? Jetzt spielt nicht nur der ganze Körper, jetzt denkt auch noch der ganze Körper. Ich möchte diese Frage mitnehmen in die weitere Argumentation. Festzuhalten bleibt: Der Körper als dezentrierte Struktur ist begrenzt und bildet damit ein Ganzes. Innerhalb der Struktur ist das Spiel unbegrenzt. Begrenzungen innerhalb der Struktur nähren den Verdacht, daß wieder der alte Umgang mit der Angst im Spiele sein könnte. Die Angst bleibt, entscheidend ist der Umgang mit ihr. Gefordert ist die Kooperation des ganzen Körpers.

¹²⁶ Vgl. ebd., S. 44

2.3 Ganzkörper, Nicht-Ganzkörper

Unterschiedliche Körper fallen in einem Körper zusammen. Werkzeugkörper, Wissenschaftskörper und Zuschaukörper fallen im Körper z.B. der Doktorandin zusammen. Es stellt sich also die Frage, wie dieser eine Körper beschrieben werden kann, so daß er tatsächlich die erwähnten und noch eine Menge anderer Körper „produzieren“, trennen und in Verbindung halten kann. Dieses wird nur möglich sein, wenn der Körper in einer bestimmten, dynamisch produzierenden Weise organisiert ist. Es ist die Frage nach einer möglichen internen Organisation eines Körper(begriffs), der die Matrix einer dezentrierten Struktur in sich trägt.

Um einen solchen Begriff weiter anzureichern, nutze ich eine Diskussion, die Richard Shusterman um den Begriff der organischen Einheit und ihrer Anbindung an die *différance* von Derrida führt.

Shusterman positioniert sich selbst als Vermittler zwischen analytischer Sprachphilosophie und Dekonstruktion. Die stabilen Entitäten der Analyse einerseits und die ständig fluktuierenden Substitutionen der Dekonstruktion andererseits zur Kenntnis nehmend, entscheidet sich der Pragmatist für eine Ebene der Reflexion, auf der er sich auf die relative Stabilität bestimmter verbreiteter menschlicher Praktiken verläßt.¹²⁷ Shusterman sucht die Wahrnehmungsprozesse (in der Kunst wie im Leben) starkzumachen, die für ihn vor der Interpretation liegen und das Nicht-Diskursive, Somatische, Emotionale, die unmittelbare Erfahrung betreffen; er bindet sie an den Körper und plädiert für eine Philosophie als verkörperter Lebenspraxis.¹²⁸ Insofern ist er kompatibel zu dem Diskurs dieser Arbeit, wenn ich auch seiner Argumentation im Detail nicht beitrete. Aus der Kritik seiner Gleichsetzung von radikaler organischer Einheit und *différance* konturiere ich im Fortgang der Arbeit einen Körperbegriff, der der weiteren Arbeit die Basis gibt.

¹²⁷ Vgl. Shusterman, Richard (1996): Vor der Interpretation. Sprache und Erfahrung in Hermeneutik, Dekonstruktion und Pragmatismus, Wien: Passagen, S. 17 und 43

¹²⁸ Vgl. ebd., S. 16f

In dem Begriff der *organischen Einheit* sieht Shusterman die „alternative Grundstrategie“ zur *Repräsentation* innerhalb der Ästhetik.¹²⁹ In der postmodernen Debatte ist der Begriff der organischen Einheit schwer erschüttert worden. Es kann nicht darum gehen, hinter diese Erschütterungen zurückzufallen. Die Infragestellung bezog sich in erster Linie auf die traditionelle Vorstellung einer organischen Einheit. Sie geht auf Aristoteles zurück und meint organische Einheit „als einem vollständigen Ganzen in Konflikt, das einen wohldefinierten ‚Anfang, eine Mitte und ein Ende‘ besitzt und das Teile hat, die so fest miteinander verbunden sind, daß, ‚wenn irgendein Teil umgestellt oder weggenommen wird, sich das Ganze verändert und durcheinander gerät.“¹³⁰ Diese Einheit referiert Shusterman als univok und monolithisch, sie sei in Gefahr, zum Fetisch zu verkommen und repressiv als einschränkendes Ideal zu wirken, sie werde verstanden als das ausgewogene, vollständige Ganze.¹³¹ Um diese Einheit kann es nicht mehr gehen.

Sowohl Shusterman als auch Derrida verweisen auf eine philosophische Tradition, die zurück auf Heraklit geht. Shusterman nennt die Möglichkeit, „daß eine solche Einheit die Spannung der Gegensätze, die sie umfaßt, nicht nur aushält, sondern auch von ihr ausgehalten und verbessert wird.“¹³² Derrida schreibt: „Vielleicht verliert sich das Herakliteische Spiel des *en diapheron eauto*, des von sich selbst unterscheidenden Einem im Streit mit sich selbst, auf diese Weise bereits wie eine Spur in der Bestimmung des *diapherein* als ontologische Differenz.“¹³³

Der für die vorliegende Arbeit wesentliche Teil der Debatte um die organische Einheit ist die Frage, wie die Teile - ob widerstreitend oder nicht - untereinander und mit dem Ganzen zusammenhängen.

Als grundlegendes organisches Prinzip nennt Shusterman *Emergenz*. Allein mit der Einführung des Problems der Emergenz wird die Frage nach den Teilen und dem Ganzen komplex; Emergenz produziert einen Widerspruch, der in Konflikt

¹²⁹ Vgl. ebd., S. 31

¹³⁰ Ebd., S. 33

¹³¹ Vgl. ebd. S. 32 und 34

¹³² Ebd., S. 33f.

¹³³ Derrida, DfA, S. 48

steht mit den guten alten Grundsätzen identifizierender Logik. Shusterman entwickelt daraus seinen Begriff der radikalen organischen Einheit. Ohne seine Argumentation (und Auseinandersetzung mit G. E. Moore) im einzelnen nachzuzeichnen, läßt sich der Gedankengang folgendermaßen zusammenfassen: Emergenz bezeichnet das überraschende „Auftauchen“ neuer, nicht ableitbarer Qualitäten.¹³⁴ Shusterman formuliert, „daß ein Ganzes emergente Eigenschaften haben kann, die sich nicht auf seine konstitutiven Teile reduzieren lassen.“¹³⁵ Die Teile des Ganzen müssen nun in sich widersprechender Weise angesprochen werden. Zum Einen sind sie als Teile vom Ganzen unterschieden, sonst wären es keine Teile. Zum Anderen sind Teile durch ihre dem Ganzen verschaffende Emergenz mit dem Ganzen verbunden bzw. die Teile schließen gewissermaßen das Ganze ein, die Teile werden eben auch durch die Wechselbeziehungen der Teile im Ganzen konstituiert.¹³⁶

Was Moore noch als Widerspruch kritisierte, macht Shusterman stark:

„Mit anderen Worten: der radikale Begriff der organischen Einheit erfordert, daß jeder einzelne Teil, den wir als das Ganze ausmachend unterschieden, nicht in dieser Weise unterschieden werden kann. Er kann nicht derselbe Teil sein für sich genommen und als Teil des Ganzen, weil er als Teil des Ganzen andere wesentliche oder konstitutive Eigenschaften hat (das heißt jene seiner emergenten Interrelationen und Wert im Verein mit den anderen Teilen des Ganzen.) So kommen wir zu dem Widerspruch, daß T Teil des Ganzen G und nicht Teil von G ist; oder anders gesagt, daß T nicht T ist.“¹³⁷

Diese radikale organische Einheit setzt Shusterman gleich mit Derridas *différance*.¹³⁸

Wie ist das zu verstehen? Wenn ein Teil Teil des Ganzen ist und es nicht Teil des Ganzen ist, und dies als *différance* gelesen werden soll, kann das heißen, daß das Teil auf der Ebene der Bedeutung erscheint einmal als ungebundenes, autonomes

¹³⁴ Vgl. Precht, 1996, S. 121

¹³⁵ Shusterman, 1996, S. 38

¹³⁶ Vgl. ebd., S. 41

¹³⁷ Ebd., S. 41f

¹³⁸ Vgl. ebd., S. 44

Teil und ein anderes Mal als Teil, das Teil des Ganzen ist - oder das Ganze in sich schließt - und dadurch andere Eigenschaften zum Tragen kommen. Das Teil erscheint im Feld des Spiels und verschwindet, um wiederzukommen als ein anderes.¹³⁹ Es entstünde so etwas wie ein Vexierbild. Ist das aber das, was Derrida tatsächlich mit seiner *différance* beschreiben wollte?

Ich meine, daß Shusterman einen ganz wichtigen Aspekt des Derrida'schen *différance*-Begriffs vernachlässigt. Shustermans Denken agiert auf der Ebene der relativen Stabilität. Derridas *différance* stößt auf die Ebene der fortwährenden Instabilität vor. Indem Shusterman diese Ebene aus seinem Gesichtskreis wandern läßt, unterschlägt er den produzierenden, dynamischen Aspekt der *différance*. Das ist aber genau der Aspekt, der wichtig ist. Ich halte die Gleichsetzung von radikaler organischer Einheit und *différance* daher für nicht zulässig. Die radikale organische Einheit spielt auf der Ebene der Differenzen, nicht auf der Ebene der *différance*. Man könnte sagen, die *différance* „produziert“ die radikale organische Einheit. Im Feld der Differenzen werden dann Teile der radikalen organischen Einheit sichtbar bzw. bedeutungsvoll und andere nicht.

Die *différance* ist das Gleiche, schreibt Derrida. Und das Gleiche ist nicht das Ganze! Hier scheint das Mißverständnis zu sein, dem Shusterman vielleicht aufgesessen ist. „Das Gleiche ist gerade die *différance* (mit a) als aufgeschobener und doppeldeutiger Übergang von einem Differenten zum anderen.“¹⁴⁰ Derrida verdeutlicht dies anhand der Gegensatzpaare der Philosophie, die einander brauchen, er betont die „Notwendigkeit, die sich ankündigt, daß einer der Termini als *différance* des anderen erscheint, als der andere, in der Ökonomie des Gleichen unterschieden/aufgeschoben (*différer*)“¹⁴¹. Als Beispiel nennt Derrida das Intelligible als von dem Sinnlichen sich unterscheidend oder „jedes andere der Physis(...)als aufgeschobene Physis (*différée* oder als unterscheidende Physis (*différante*).“¹⁴² Gleiches und Ganzes spielen also auf völlig unterschiedlichen

¹³⁹ Vgl. die Ausführungen zum Zusammenhang von Teilchen und Feld in Kapitel 6 dieser Arbeit.

¹⁴⁰ Derrida, DfA, S. 43

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² Ebd.

Ebenen. Es geht darum, *in der Ökonomie des Gleichen* den anderen Terminus zum Ganzen zu finden. Man könnte ihn als das Nicht-Ganze bezeichnen.

Die radikale organische Einheit bei Shusterman thematisiert nur einen Teilaspekt, das Verhältnis der Teile zum Ganzen, und er unterschlägt das Dynamische. Ich möchte daher an diesem Begriff nicht festhalten. Der Hinweis auf Emergenz hingegen ist wichtig für die Beschreibung eines Körpers in dezentrierter Struktur. Die Emergenz verweist auf lebendige Prozesse im Körper, sie zeigt ein selbstorganisierendes System an, was ein Körper ja ist. Emergenz und Selbstorganisation beschreiben den Körper als lebendigen Organismus. Die Begrifflichkeit ändert sich damit radikal, und das muß berücksichtigt bleiben, auch wenn Begriffe ein stabileres Gewand anlegen mögen. Es geht immer um dynamische, produzierende Prozesse! Teile eines Ganzen können relativ autonom beschrieben werden,¹⁴³ sie sind es auch wieder nicht, und sie müssen daher auch als eingebunden beschrieben werden. Die dezentrierte Struktur sieht den Austausch der Teile innerhalb der Struktur vor.

Die *différance* „produziert“ das Ganze und das Nicht-Ganze. Auf den Körper in der dezentrierten Struktur übertragen, heißt das: Das Ganze ist eine geschlossene Körperstruktur. Es könnte sich um den in seiner sichtbaren Körpergrenze abgeschlossenen Ganzkörper handeln. Selbstorganisation und Emergenz verlangen ebenfalls eine geschlossene Struktur. Der Ganzkörper wäre in diesem Fall die *Ganzheit der selbstorganisierenden Prozesse*.

In der Ökonomie des Gleichen erscheint aufgeschoben/unterschieden der Nicht-Ganzkörper. Es muß an dieser Stelle noch offen bleiben, was dieser Nicht-Ganzkörper bedeuten kann. Denkbar sind „Besetzungen“ in Richtung offener Leib oder das Zwischen zwischen den Ganzkörpern.

Das Ganze, das seine Verbundenheit mit dem Gleichen nicht vergißt, kann nie zurückfallen in starre Ganzheitskonzepte. Und das Ganze, das hier in Thema

¹⁴³ Vgl. Shusterman, 1996, S. 63

steht, ist in der sogenannten „Posthumanität“ längst angekommen oder eilt ihr sogar voraus. Es ist hier ein Ganzes, das der Einfachheit halber auf die sichtbaren Grenzen des Körpers gelegt werden könnte, ihre Beglaubigung aber nicht in ihnen findet. „Sichtbare“ Körpergrenze hat die Tiefe eines mit Kreide aufs Pflaster gemalten Kinderspiels. Oder die Ahnung eines weggeschafften Unfalltoten.

Der Körper, gedacht in der dezentrierten Struktur, ist ohne Zentrum und damit nichthierarchisch. Innerhalb der geschlossenen Struktur findet der unentwegte Austausch statt, vorangetrieben vom Nicht-Ort an der Stelle des Zentrums. Es ist eine durch dynamische Prozesse bestimmte Struktur.

Die Teile des Ganzen sind als Teile relativ autonom, sie sind weder gleich noch statisch, sie können unterschiedliche Funktionen ausführen. Die Teile werden produziert. Die Teile schließen aber auch das Ganze ein und stehen in Verbindungen mit den anderen Teilen. Im Ganzen „erscheinen“ emergente Eigenschaften.

Der Körper ist ein lebendiger Organismus, hier beschrieben durch Emergenz und Selbstorganisation. Selbstorganisation erfordert aber auch,

„daß das System sich von seiner Umwelt selbständig abgrenzt durch die im System und Umwelt in Form von rekursiv entstehenden und wirkenden Strukturen. - Da thermodynamisch geschlossene Systeme nach gewisser Zeit Gleichverteilung (d.i. maximale Unordnung) aufweisen, tritt Selbstorganisation dauerhaft nur bei Systemen auf, die energetisch oder materiell offen sind und sich nicht im thermodynamischen Gleichgewicht befinden.“¹⁴⁴

Der lebendige Körper ist notwendig geschlossen und *offen* zugleich. Der Körper lebt in Zeit und Raum, was bisher nur durch Prozeß und Austausch bestimmt wurde. Er bildet sich ständig um, er verändert sich, er entwickelt sich. Die Kontinuität ist verankert in der Ökonomie des Gleichen. Und sie wird vorgegaukelt in der vermeintlich stabilen Sichtbarkeit des Körpers.

¹⁴⁴ Prechtl, 1996, S. 470.

Der Körper produziert sich selbst im Austausch mit sich und der Umwelt. Der Körper produziert Wissenschaftskörper, Zuschaukörper und Werkzeugkörper, wobei der Werkzeugkörper wohl eher als Produzent und Produkt und die anderen beiden Körper eher als Aktualisierungen, also als Produkte - produzierende Produkte! - zu begreifen sind. Produkt zu sein, ist ein Zustand. Der Zustand, in dem sich der Körper befindet - als Zuschaukörper oder als Wissenschaftskörper - ist ein produzierter Zustand. Wahrnehmungsmodi sind produziert. Der Körper handelt, und er handelt im spezifischen, veränderlichen Zustand. Das Zuschauspiel ist eine Handlung in Raum und Zeit. Das Spiel des Wissenschaftskörpers ist eine andere Handlung in anderer Zeit und anderem Raum. Zeiten und Räume sind trennbar, sie überlagern aber auch. Der Wechsel der Körper kann raumzeitlich fein unterschieden sein, er kann aber auch rasend schnell geschehen. Die Körper durchdringen einander und profitieren voneinander.

Der Körper produziert mithilfe seiner „Teile“ bzw. es sind seine „Teile“, die im komplexen Zusammenspiel Wissenschafts- oder Zuschaukörper produzieren.

Verstehe ich den Körper als ein Funktionsgebilde und fasse ich die ihn produzierenden Teile modellhaft funktionell auf, kann ich drei Teile bilden und sie benennen mit *Soma, Emotion und Mentales*. Sie sind funktionell vergleichbar, wenn sie auch in anderen Beschreibungen völlig unterschiedlichen Ebenen angehören. Soma, Emotion und Mentales produzieren als Teile und im Verbund die Körper bzw. ihre Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmodi. Sie sind Register des Körpers. Das Zuschauspiel ist ein Körperspiel in Registern. Die Register sind an den unterschiedlichen Modi unterschiedlich stark und in unterschiedlicher „Klangfarbe“ beteiligt.¹⁴⁵ Sie sind wiederum verbunden durch die Ökonomie des Gleichen.

¹⁴⁵ Der Begriff des Registers befindet sich in einer Nähe zum Registerbegriff von Lacan, die Verbindungen sind nicht zufällig, wenn sie auch hier nicht weiter verfolgt werden können. Soma, Emotion und Mentales arbeiten in auffälliger Resonanz zur Lacan'schen Trias Reales, Imaginäres und Symbolisches. Vgl. Lacan, Jaques (1973/1975): Schriften I, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 50

2.4 Diskurs und Widerpart

In diesem Kapitel wurde der Körperbegriff auf der Ebene der Struktur der Begriffe thematisiert. Die Argumentation führt von der Konstitution der eingegengten, das Abendland dominierenden Begriffsstruktur über ihre Offenlegung zu einer offeneren, beweglicheren Begriffsstruktur. Begriffsstrukturen arbeiten auf der Ebene der Matrix. Die unterschiedlichen Begriffsstrukturen produzieren unterschiedliche Begriffsbeschreibungen. Analog dazu wurde der einschränkende Körperbegriff und ein anderer, offenerer Körperbegriff vorgestellt.

Diese Denkbewegung geht von einem hierarchischen Begriffsgebilde zur Erforschung eines nicht hierarchischen Begriffsgefüges, sie steht nicht isoliert und ist nicht zufällig, sie hat Verbindungslinien zu anderen Diskursfeldern. Als Beispiel nenne ich Luce Irigarays Bestimmung der Frau in der alten Struktur.¹⁴⁶ Sie bettet die Frau in den wirkenden Rahmen von Repräsentation und Präsenz ein. Danach erscheint die Frau auf der Seite der Präsenz, genauso undenkbar aus den Diskurs verbannt wie die Präsenz. Präsenz ist demnach weiblich, Präsenz und Frau sind gleichermaßen das Nichtrepräsentierbare, beide halten den gleichen Ort im Machtgefüge dieses Diskurses, sie werden als Undenkbares, Unnennbares aus den Diskurs gedrängt.¹⁴⁷

Die Macht, die dieser Diskurs verschleiert, obwohl sie ihn antreibt, hat die feministische Theorie dekonstruiert und benannt. Butler spricht von einer Männlichkeit, die ihre Macht durch Zwangsheterosexualität und Phallogozentrismus schafft, erhält und verschleiert.¹⁴⁸

Die enthierarchisierte Struktur dagegen nimmt die Produktion von Präsenz in sich auf bzw. sie hat keinen Grund mehr, sie abzuwehren. Das unsichere Spiel ohne Anfang und Ende wird *spürbar, hör- und sichtbar und benennbar*.

Das Denken, das von Matrix zu Matrix arbeitet, das in der Transformation lebt, ist

¹⁴⁶ Vgl. Luce Irigaray (1979): Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin: Merve

¹⁴⁷ Vgl. Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/Main:

Suhrkamp, S. 110

¹⁴⁸ Vgl. Butler, 1991, S. 9

besonders instabil und anfällig. Das liegt nicht daran, das es an sich fragwürdig wäre, sondern eher daran, daß es ein Denken in Bewegung ist und daß es ein vagabundierendes, grenzüberschreitendes Denken ist. An den Grenzen werden die Grenzen erst spürbar. So ist es ein Denken, das nicht die Position der Macht einnimmt oder mit kritischem Abstand auf die Macht guckt, sondern es ist ein Denken, das in seiner Bewegung Macht erleiden kann, ohne dabei die Macht zum ausdrücklichen Thema der Arbeit zu machen.

Dieses Denken ist keinesfalls naiv. Butler schreibt bezogen auf ihr Thema der Produktion sexueller Identität, daß es unmöglich ist, außerhalb des Gesetzes zu treten, wohl aber sei es möglich, es zu wiederholen und dabei zu verschieben.¹⁴⁹

Der hier entwickelte Körperbegriff arbeitet in dezentrierter Struktur. Das Nichthierarchische dieser Struktur nehme ich sehr ernst. Daher liegt der Fokus der Körperbeschreibung (Körperentwicklung) auf dem nichtmanipulativen Körperspiel. Das häufig selbstverständlich als manipulativ beschriebene Spiel zwischen Bühne und Zuschauerraum verschiebe ich zu einem Spiel in *Resonanz*. Das bedeutet, das nicht nur den Körpern auf der Bühne, sondern auch den Körpern im Zuschauerraum zugestanden wird, daß sie aktiv produzieren. Resonanz verändert alle beteiligten Körper. Es geht um Körper in gegenseitiger Abhängigkeit *und* Autonomie.

Und der Körper ist bei allen Spuren der Bedeutung, die ich nicht nur wie Derrida im Bewußtsein,¹⁵⁰ sondern in die letzten und als letzte Windungen des Körpers und in den Körper gezogen vermute, *Widerpart*.

¹⁴⁹ „Wenn die Sexualität in den bestehenden Machtverhältnissen kulturell konstruiert ist, erweist sich das Postulat einer normativen Sexualität ´vor´, ´außerhalb´ oder ´jenseits´ der Macht als kulturelle Unmöglichkeit und politisch unrealisierbarer Traum. Diese Illusion schiebt nur die konkrete gegenwärtige Aufgabe auf, die subversiven Möglichkeiten von Sexualität und Identität im Rahmen der Macht selbst neu zu überdenken. Diese kritische Aufgabe setzt natürlich voraus, daß es nicht dasselbe ist, ob man innerhalb der Matrix der Macht operiert oder unkritisch die Herrschaftsverhältnisse reproduziert. Vielmehr bietet sie die Möglichkeit, das Gesetz zu wiederholen und es dabei nicht zu festigen, sondern zu verschieben.“ Ebd., S. 56f.

¹⁵⁰ Vgl. Derrida, Jacques (1967/1976): Kraft und Bedeutung, in: ders.: Schrift und Differenz, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S.42

Der Körper widersetzt sich dem Diskurs; um im Diskurs voranzukommen, gilt es, den Körper leben zu lassen. Körper und Diskurs kooperieren im besten Fall. Man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß der Körper der Körper ist, der entfernt ist und nah. Daß er uns nicht gegeben ist, und er uns doch alles gibt. Der Körper produziert uns. Wir sind der Körper und wir sind der Körper nicht. Der Körper kann nicht beherrscht werden, auch nicht im Diskurs, und gleichzeitig ist der Körper Diskurs. Der Körper ist unbekannt. Der Körper ist groß. (Die Neurophysiologie ist mittlerweile so bescheiden, nicht das Gehirn, sondern eine einzelne Nervenzelle mit einem Computer zu vergleichen.) Der Körper ist auch mehr als der Werkzeugkörper.

Der Körper ist Widerpart. Es ist der Partner, der sich widersetzt und dafür seine Gründe hat. Er ist Regel und Auflage. Er ist der notwendige Widerstand, der jegliche Bewegung erst ermöglicht. Und der Körper widersetzt sich dem Begriff.

3 Der Leib

In der abendländischen Philosophie gibt es eine immer noch junge Tradition, den Körper nicht in dualistischer, sondern in integrierter und umfassenderer Weise zu betrachten. Die Arbeiten des französischen Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty haben hierzu einen bahnbrechenden Beitrag geleistet. Für die deutsche Rezeption und Diskussion sind die Beiträge von Bernhard Waldenfels von Bedeutung. Das phänomenologische Denken ist eine Denkbewegung, die in Zusammenhang gebracht werden kann mit der dynamischen, dezentrierten und nichthierarchischen Begriffsstruktur,¹⁵¹ von der Derrida sagt, sie sei schon immer am Werk. Es ist ein Denken in eben dieser Struktur. Die Phänomenologen betonen die Unabgeschlossenheit ihres Denkens, seine Prozeßhaftigkeit. Gegenstand ihres Denkens sind die Lebensprozesse selbst, sie stellen sich mit ihrem Denken in das Paradox von Denken und Leben. Der Prozeß des Wahrnehmens selbst wird zum Gegenstand der Untersuchungen. Den Körper, der lebendig wahrnimmt, beschreiben sie als phänomenalen Leib. Die phänomenale Welt setzt die Anwesenheit der leiblichen Existenz voraus. Das Nachdenken über den phänomenalen Leib geht von der eigenen Leiberfahrung aus und ist sich im klaren, daß das Reden über den Leib immer in indirekter Weise erfolgt.

¹⁵¹ Der Begriff der Struktur wird auf mehreren Ebenen verwandt. Die Begriffsstruktur meint die begriffsproduzierende Ebene, diese Struktur erwächst aus einer Matrix, Matrix und Struktur hängen sehr eng zusammen. Der Begriff der Körpers wurde bereits in Kapitel zwei in Anschluß an Derrida als Struktur gedacht. Merleau-Ponty arbeitet ebenso strukturell. Zum Körper als Struktur kommt die Strukturbildungen des Körpers hinzu. Der Körper ist eine Struktur, die gemeinsame Strukturen mit der Umwelt bilden kann.

3.1 Reflexion durch Reduktion

Die Phänomenologie entwickelt sich in einer Atmosphäre, die geprägt ist von einem allgemeinen Bewußtsein über eine grundlegende Krise der Wissenschaften.¹⁵² Sie nimmt ihren Ausgang bei Husserl.

„Das Grundmotiv seines Denkens läßt sich als Versuch der Rettung der Vernunft vor ihrer Relativierung und ihrer eigenen Kontingenz bestimmen.“¹⁵³ Husserl räumt den Arbeitsplatz des Philosophen quasi leer und will einen Neuanfang wagen, indem er die Tradition verabschiedet und zu einem radikalen Nichtwissen zurückgeht.¹⁵⁴ (Natürlich macht er deutlich, daß auch der „Neuanfang“ nur in Reaktion auf das Erbe möglich ist.) Er stellt sich wieder die grundlegende Frage nach dem, was der Erkenntnis vorausgeht, was sie ermöglicht.¹⁵⁵ Husserl fragt nach dem, was wissenschaftliche Erkenntnis stützt, er fragt nach dem Gegebenen, worauf sie aufbaut. Jedes wissenschaftliche Experiment stützt sich auf etwas Gegebenes; jeder Gedankengang geht schon von etwas aus, das er aber unterschlägt und im Ungedachten, Unbewußten läßt. Husserl will sich in das versenken, in das die Wissenschaft unbewußt versunken ist;¹⁵⁶ er fragt nach diesem Gegebenen für die Geisteswissenschaft, er nennt die Suche nach diesem Gegebenen eidetische Wissenschaft.

¹⁵² „Husserls Phänomenologie keimte in der Krise des Subjektivismus und des Irrationalismus am Ende des 19. bzw. am Anfang des 20. Jahrhunderts(...)Gegen den Psychologismus, gegen den Pragmatismus(...)sie ist eine Philosophie des 20. Jahrhunderts, die diesem Jahrhundert wieder zu seiner wissenschaftlichen Aufgabe verhelfen möchte, indem sie die Voraussetzungen ihrer Wissenschaft neu begründet.“ Lyotard, Jean-Francois (1954/1993): Die Phänomenologie, Hamburg: Junius, S. 8f.

¹⁵³ Rentsch, Thomas (1995): Husserl, Edmund, in: Metzler Philosophen Lexikon, hrsg. von Bernd Lutz, Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 413

¹⁵⁴ Vgl. Lyotard, 1993, S. 8.

¹⁵⁵ „Schon Kant sucht nach den apriorischen Bedingungen von Erkenntnis, aber dieses Apriori präjudiziert die Lösung. Die Phänomenologie will selbst diese Hypostasierung vermeiden. Daher ihr fragendes Vorgehen, ihre Radikalität, ihre wesentliche Unabgeschlossenheit.“ Lyotard, 1993, S. 9. Und weiter: „Die transzendente ‚Subjektivität‘ Kants ist einfach das Ganze der Bedingungen, die die Erkenntnis jedes überhaupt möglichen Gegenstandes bestimmen, das konkrete Ich wird als Gegenstand auf die Ebene des Sinnlichen verwiesen (deshalb beschuldigt Husserl Kant des Psychologismus), und die Frage bleibt ohne Antwort, wie die reale Erfahrung tatsächlich in den apriorischen Bereich jeden möglichen Wissens eintritt, um die Ausarbeitung besonderer wissenschaftlicher Gesetze zu erlauben.“ Ebd., S. 29f.

¹⁵⁶ Vgl. ebd., S. 10

Zu klären ist die Frage, was dem Bewußtsein unmittelbar zufließt, was (und wie) es unmittelbar wahrnimmt. Bei dieser Frage geht es auch wieder um das Verhältnis von Denken und Wahrnehmen, welches das europäische Denken von Anfang an prägte. Während Platon den Ideen, kommend aus einer anderen, erst wirklichen Welt, das Primat einräumte, ging Aristoteles von dem konkret Gegebenen aus und unterzog es einem Abstraktionsvorgang, um so seine Kategorien - Abstrakta, die nur in der Gedankenwelt existieren - zu bilden. Beide Antworten gehen einen jeweils anderen Weg, das Verhältnis zwischen Denken und Wahrnehmen bleibt aber in einem Spannungsverhältnis, das als Widerspruch empfunden wird, und aus dem dualistisch geprägte Denkansätze resultieren.

Husserl nun gibt eine völlig anders gelagerte Antwort, man könnte sagen, es sei eine dritte Antwort, was mit der in der Phänomenologie oft aufgesuchten „dritten Dimension“ korrespondieren würde. Dahinter steht eine andere Ausgangsaussage und eine gewichtige methodische Operation, die phänomenologische Reduktion, die diese sogenannte dritte Dimension erst aufscheinen läßt. Die Ordnungszahl Drei zeigt an, daß es ein Denken ist, daß das dualistische Denken kennt und sich mit ihm auseinandersetzt.

Denken, zumal zum Erlangen wissenschaftlicher Erkenntnis, ist an Bewußtsein gebunden, und Husserl fragt, was das Bewußtsein überhaupt ausmacht. Er übernimmt von seinem Lehrer Franz Brentano den Grundsatz: Bewußtsein ist immer Bewußtsein von etwas. Jedes Ding oder jeder Begriff ist nun Gegenstand *für ein* Bewußtsein. Husserl wird klar, daß „schon in dem einfachen Gegebensein des Gegenstands implizit eine Korrelation des Ich und des Gegenstands enthalten ist.“¹⁵⁷ In der Sechsten Logischen Untersuchung gründet er jede logische Anschauung auf die *sinnliche Anschauung* und führt die *Analyse des Erlebnisses* als Grundlegung allen Wissens ein.¹⁵⁸ Damit wird dort ein Zusammenhang hergestellt, wo in der Regel (in dualistischen Systemen) sonst ein Riß erscheint, hier die

¹⁵⁷ Ebd., S. 28

¹⁵⁸ Vgl. ebd.

sinnliche Wahrnehmung der Welt, da das denkende Bewußtsein. Welt und Bewußtsein sind nun von vornherein aufeinander bezogen, Husserl prägt den Begriff der Intentionalität. Bewußtsein ist Intentionalität, es existiert nur in Bezug auf die Welt.¹⁵⁹ Die Welt ist im Bewußtsein intentional, nicht real, enthalten. Intentionalität bedeutet nach Husserl, daß ich der Welt Sinn gebe, der dann als objektiv erlebt wird. Intentionalität ist Gerichtetheit und Sinngebung.¹⁶⁰

Wie aber kann sich das Bewußtsein über seinen eigenen Status Rechenschaft ablegen und wie erfährt es Zugang zu dem Gegebenen, das ihm schon gegeben ist, bevor es seine eigentliche Arbeit der Erklärungen, Hypothesen, Verknüpfungen, kurz das Denken beginnt? Denkarbeit beruht genau auf diesen Gegebenheiten, die unmittelbar gegeben sein sollen, worüber sich das Bewußtsein aber nicht klar werden kann, gerade weil das Gegebene ja schon unmittelbar gegeben ist. Husserl vollzieht eine Reduktion (epoché). Er spricht sich dagegen aus, erkennendes und konkretes Subjekt zu trennen. Stattdessen geht er von der natürlichen Einstellung aus, in der Welt und Mensch konkret leben und aufeinander bezogen sind. Die Reduktion besteht nun darin, daß auf der Seite des Subjekts beschlossen wird, von der natürlichen Einstellung kein Gebrauch zu machen. Wohlgemerkt, es geht nicht darum, das konkrete Subjekt zu negieren oder auszuschließen, es geht lediglich darum, daß es sich zurückhält, das es ausgespart wird. Das Ergebnis der Reduktion ist ein reines Subjekt, das nun einerseits in der Lage ist, sich selbst bewußt zu werden und andererseits fähig ist, die auf das konkrete Subjekt gerichtete Welt der Dinge als Phänomene wahrzunehmen und zu beschreiben.

„Weil das Bewußtsein Intentionalität ist, ist es möglich, die Reduktion anzuwenden, ohne das Reduzierte zu verlieren. Reduzieren bedeutet im Grunde, jedes Gegebene in ein Gegenüber, ein Phänomen zu verwandeln und so die wesentlichen Eigenschaften des Ich zu enthüllen - anfänglicher oder absoluter Grund, Quelle aller Bedeutung oder konstituierendes Vermögen, intentionale Bindung an den

¹⁵⁹ Vgl. ebd., S. 11.

¹⁶⁰ Vgl. ebd., S. 45f.

Gegenstand.“¹⁶¹

Konkretes Ich und reines Ich fallen nicht auseinander, vielmehr wird das reine Ich in die Lage versetzt, das konkrete Ich, und das heißt sich selbst in seinen Beziehungen und Erfahrungen zu erfassen, Husserl schreibt:

„Der Erlebnisstrom, der mein, des Denkenden, Erlebnisstrom ist, mag in noch so weitem Umfang unbegriffen, nach den ablaufenden und künftigen Stromgebieten unbekannt sein, sowie ich auf das strömende Leben in seiner wirklichen Gegenwart hinblicke und mich selbst dabei als das reine Subjekt dieses Lebens fasse (was das meint, soll uns später eigens beschäftigen), sage ich schlechthin und notwendig: *Ich bin*, dieses Leben ist, Ich lebe: cogito.“¹⁶²

Lyotard verweist in seinem Buch zur Phänomenologie darauf, daß die Reduktion das Subjekt tatsächlich in seiner Subjektivität erfasse, indem sie es aus seiner Fremdheit in der natürlichen Welt heraushole und garantiere, daß sich die Beschreibung auf das wirklich reale Bewußtsein beziehe.¹⁶³ Er macht deutlich, daß es sich bei Phänomenologie nicht um eine Metaphysik, sondern um eine *Philosophie des Konkreten* handle.¹⁶⁴

Die Phänomene (das heißt, das, was im Bewußtsein erscheint, das, was gegeben ist) können nun beschrieben werden. Es ist eine wiederholende Reflexion, die genau darauf achten muß, nicht schon in eine Interpretation zu flüchten, sondern die genau nachvollziehen soll, was ich denke, wenn ich an das Erlebnis denke. Husserl begründet diese Beschreibungsmöglichkeit mit den Begriff der Retention. Lyotard erklärt: „Durch die ‚Retention‘ ist mir das Ergebnis weiter *leibhaftig als es*

¹⁶¹ Lyotard, 1993, S. 44

¹⁶² Husserl, Edmund (1950): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie (Ideen I), Den Haag: Nijhoff, S. 85. „Erlebnisstrom“ und „strömendes Leben“ verweisen auf dynamische, energetische Prozesse.

¹⁶³ Vgl. Lyotard, 1993, S. 71

¹⁶⁴ Vgl. ebd., S. 73

selbst und doch verwandelt, das heißt, im Modus des 'nicht mehr' gegeben."¹⁶⁵

Die leibhaftige Erfahrung bleibt gegeben; die phänomenologische Reflexion blickt auf das Gegebene im Status des nicht mehr Gegebenen zurück, sie ist zwangsläufig ein Zurückgehen. Sie betrachtet das Vorgängige, das jeder Reflexion sowohl struk-turell als eben auch zeitlich vorausgeht. Es ist aber ein Zurückgehen, das in der Gegenwart stattfindet, auf die Gegenwart bezogen ist und die Gegenwart - auch des Leibes - verändert.¹⁶⁶

Die phänomenologische Reflexion zielt auf das unmittelbar Gegebene, das in der konkreten Lebenswelt Gegebene. Das Gegebene, auf das jegliche Erkenntnis aufbaut, ist gegeben in der Wahrnehmungswelt, es sind die sich ständig wandelnden Wahrnehmungen, die dem Bewußtsein gegeben sind. Husserls Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Wahrnehmen stellt einen Zusammenhang her bzw. geht von einem Zusammenhang, von einem grundsätzlich Verbundenen gerade aus. Der Mensch existiert in seiner Lebenswelt. Gewährleistet wird dieser Zusammenhang durch einen unzer trennt einheitlichen, ganzen und gleichzeitig offenen Körper, der wahrnimmt und denkt. Seine Offenheit gewährleistet, daß ihm die Welt gegeben ist, daß die Welt für ihn ist und er auf die Welt gerichtet ist. Diese Offenheit ist die Voraussetzung für Intentionalität.

Das Besondere an der phänomenologischen Reflexion ist, daß der Versuch unternommen wird, *den gesamten Körper zum Gegenstand der Reflexion zu machen*. Die Reflexion wird möglich durch die von Husserl eingeführte Reduktion, diese Reduktion trennt nicht das erkennende Ich vom wahrnehmenden Körper. Vielmehr legt diese Reduktion *den lebendigen Körper zur Betrachtung erst frei, sie legt den Leib frei*. Der Leib ist kein Ding und soll auch nicht als ein Ding oder etwa als ein Äußeres - ein Objekt - betrachtet werden.

¹⁶⁵ Ebd., S. 78

¹⁶⁶ Vgl. Waldenfels, Bernhard (2000): Leibhaftiges Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 279 (=LbS)

Der Denkende verläßt nicht seine Position als lebendig wahrnehmender, auch wenn er gerade keinen Gebrauch von ihr macht. Der Phänomenologe sucht den Ausgangspunkt seines Denkens in der konkreten Lebenswelt, die Wahrnehmungswelt ist. Er geht von der Leiberfahrung aus und kehrt denkend (zurückblickend) in die Lebenswelt zurück, seine Forschungen und Beschreibungen konstituieren die phänomenale Welt. In ihr wird die vorgängige Welt anschaulich und beschreibbar. Für Husserl ist das, was wahrgenommen wird, die vorgängige und unmittelbar gegebene Welt, die Wirklichkeit.¹⁶⁷

Und die Wissenschaft, die auf der Grundlage des unmittelbar Gegebenen ihre Systeme aufbaut, bezeichnet er als Einkleidung oder Verkleidung der Wahrnehmungswelt.¹⁶⁸

Die Wahrnehmungswelt ist eine verbundene, eine intentionale. Für Merleau-Ponty ist die Umwelt immer schon da. Dieses „immer schon da“ bedeutet aber auch, daß „jeder experimentelle oder objektive Versuch, das Wie meines Weltbezugs offenzulegen, immer zu einem *schon* vorhandenen Wie zurückführt, das jeder prädikativen Reflexion vorangeht und auf dem mein eigentlicher Weltbezug erst aufbaut.“¹⁶⁹ In der phänomenologischen Analyse geht es darum, das Unmittelbare, das Vorgängige einzukreisen und zu verstehen.

In dieser Wahrnehmungswelt existiert der Mensch. Die phänomenale Welt korrespondiert mit dieser Wahrnehmungswelt und macht sie einsehbar: Die Wahrnehmungswelt wird als Phänomene der phänomenalen Welt beschrieben. In der vorgängigen Welt der Wahrnehmungswelt ist der Mensch tief verwurzelt, es ist seine Lebenswelt, er wohnt in ihr. Dieses Wohnen ist voller Bezüge zur Welt. Dieses Wohnen setzt die körperliche Existenz des Menschen voraus. Mithilfe der phänomenologischen Beschreibungen des Leibes wird es möglich sein, die *unmittelbaren Bezüge des Zuschaukörpers* im Theater zu erfassen.

¹⁶⁷ Die Wirklichkeit ist hier keine äußerliche, Bewußtsein und Gegenstand sind füreinander da, das Bewußtsein ist Bewußtsein des Phänomens und der Gegenstand ist Phänomen, das auf das Bewußtsein verweist, dem es erscheint. Vgl. Lyotard, 1993, S. 45

¹⁶⁸ Vgl. ebd., S. 54 und 84

¹⁶⁹ Ebd., S. 85

3.2. Strukturen der phänomenalen Welt

Ausgangspunkt des phänomenologischen Denkens ist die Leiberfahrung. Es geht darum, den Leib „als einer besonderen Existenz und einer besonderen Struktur, in der zugleich die Struktur der Welt hervortritt,“¹⁷⁰ zu denken. Es ist der Leib, der wahrnimmt, Wahrnehmung ist Leiberfahrung.

Auch das Bewußtsein ist in die Zusammenhänge des Lebens unmittelbar eingebunden, es überspringt diesen Sachverhalt, über das Wie und den Weg gibt es kein Zeugnis im Bewußtsein. In der Reduktion tritt der bewußt denkende Körper dem wahrnehmenden Körper gegenüber, ohne sich von ihm zu trennen. Die Welt der Wahrnehmung, zu dem der wahrnehmende Körper gehört, erscheint als phänomenale Welt nun der Reflexion zugänglich.

Die phänomenale Welt ist immer eine Welt für einen Wahrnehmenden, *für* ein Bewußtsein.¹⁷¹

Sie umfaßt die Vorgänge und Sachverhalte, die ansonsten mit den Attributen vorobjektiv, vorgängig und unmittelbar beschrieben werden. Es ist eine Welt, die vor den Objekten liegt, sie geht den Objekten voraus, das bedeutet, daß sie also dem Gewahren eines Objekts durch einen Wahrnehmenden vorausgeht. Sie ist der Bereich, in dem der Wahrnehmende Zugang zu den Dingen hat, er ist ungetrennt von den Dingen, sie sind ihm unmittelbar gegeben, es bedarf keiner Vermittlung. Waldenfels betont, daß es sich bei der Wahrnehmungswelt um den Bereich handelt, der *vor der Unterscheidung* von jemand und etwas bzw. von Wahrnehmenden und Wahrgenommenen liegt.¹⁷² Auf diese Welt kann nur im Rückschluß geschlossen werden, sie muß es geben, ansonsten blieben Wahrnehmungsvorgänge völlig unverständlich. Der Austausch zwischen Mensch

¹⁷⁰ Waldenfels, LbS, S. 42

¹⁷¹ „Das bedeutet: der Rückgang auf die Gestaltungen, in denen die Welt sich darstellt, führt zu einer Wirklichkeit, wie sie uns begegnet, wie sie sich für uns darstellt - und nicht zu einer Wirklichkeit an sich.“ Waldenfels, LbS, S. 56

¹⁷² Vgl. ebd., S. 43

und Umwelt „setzt eine Sphäre wechselseitiger Zuordnung voraus.“¹⁷³

Diese Welt wird einsichtig, wenn man davon ausgeht, daß sie eine *verbundene, gemeinsame Welt*¹⁷⁴ ist. Das Gemeinsame wird als Beschreibung von Strukturen anschaulich. In dieser Welt bilden der wahrnehmende Körper (Leib) und die Welt, die er wahrnimmt, *gemeinsame Strukturen*. Wie kann man sich aber so eine gemeinsame Struktur vorstellen?

An dieser Struktur ist zunächst einmal der ganze Körper (Leib) des Wahrnehmenden beteiligt. Von ihm geht die Struktur aus, sie ist gebunden an sein Hier und Jetzt. Der Leib produziert eine gemeinsame Struktur, die Mensch und Umwelt einschließt. Der Leib ist eine offene Struktur, daher kann er sich zur Welt hin öffnen, sich mit ihr verbinden, eine gemeinsame Struktur mit ihr bilden. Er hat die Möglichkeit, die Struktur zu verändern, die Grenzen zu lösen und eine andere Struktur in anderen Grenzen neu zu bilden. Bildet er eine Struktur in seinen eigenen Grenzen, ist der Leib eine geschlossene Struktur, diese ermöglicht die eigene Selbstorganisation, die in diesem Falle die Verarbeitung des in offener Struktur Erlebte sein mag. Einverleibung wird vollzogen, Einverleibung ist Einverleibung von Strukturen.¹⁷⁵

Hier beginnt der Zusammenhang mit anderen internen Ebenen und Registern des Körpers. Es gibt ein Spiel zwischen offener und geschlossener Struktur. Sie sind nicht unbedingt Alternativen, sie existieren in Koexistenz. Dieses Spiel wird möglich durch das *Begrenzen und Lösen von Strukturen*. In jeder Neubildung ist die alte noch vorhanden.¹⁷⁶ Strukturen sind verflochten.

Ein strukturveränderndes Movens ist die *Aufmerksamkeit*. Sie ist es, die die Struktur löst und begrenzt, auf dieser grundsätzlichen Ebene der Wahrnehmung handelt es sich in erster Linie um leibliche Aufmerksamkeit. Sie ist beispielsweise dafür verantwortlich, wenn wir unwillkürlich Blicke spüren. Die leibliche Auf-

¹⁷³ Ebd., S. 87

¹⁷⁴ Vgl. ebd., S. 218

¹⁷⁵ Vgl. ebd., S. 166

¹⁷⁶ Vgl. ebd., S. 180

merksamkeit entzieht sich der bewußten Steuerung, sie kann aber andererseits auch durch bewußte Aufmerksamkeit unterstützt werden kann.

„Aufmerksamkeit ist nicht wie ein Scheinwerfer, der mal dieses anstrahlt, mal jenes, wo sozusagen alles vorhanden ist, sondern Dinge sind uns immer nur in einer bestimmten Organisationsweise gegeben, und diese ändert sich mit dem Wechsel der Aufmerksamkeit.“¹⁷⁷

Aufmerksamkeit sorgt für eine Umorganisation, Strukturen werden umgebaut. Wahrnehmung und Erfahrung sind also eng an die Aufmerksamkeit des Wahrnehmenden gebunden. Die Aufmerksamkeit spezifiziert das *Wahrnehmungsfeld*, der Wahrnehmende schafft und verändert Strukturen, er macht Erfahrungen, die sich in ihm ablagern und verarbeitet werden. Merleau-Ponty beharrt, daß es sich bei Wahrnehmung um Schöpfung handelt, „weil es hier zu Strukturveränderungen kommt.“¹⁷⁸

Die Öffnung des Leibes führt zur Präsenz, ein Schließen der Struktur, die auch einen internen Rückzug einschließt, führt dann zur Repräsentation, bei der die Aufmerksamkeit ausschließlich auf der Erkenntnisebene ruht.

Der Zusammenhang wird hergestellt durch das Spiel der Strukturen! Basis ist die gemeinsame Struktur, die der Leib mit der Umwelt bildet. Mensch und Umwelt sind intentional aufeinander bezogen. Der Bezug des Menschen *zur* Welt läßt sich in diesen Strukturen denken. Merleau-Ponty denkt, die leibliche Existenz des Menschen als Struktur. Er macht deutlich, daß es sich bei dieser Struktur um eine Struktur für ein Bewußtsein handle, es gehe hier nicht um eine physische Struktur.¹⁷⁹ Sein Strukturbegriff wurde stark beeinflusst von der Gestalttheorie.

Die Gestalttheoretiker gingen entgegen der empiristischen Auffassung, die aus der

¹⁷⁷ Ebd., S. 63

¹⁷⁸ Ebd.

¹⁷⁹ Vgl. Merleau-Ponty (1942/1976): *Die Struktur des Verhaltens*, Berlin, New York: Walter de Gruyter

Addition der Einzelteile die Wahrnehmung aufbauen wollte, auch von einem komplexen Ganzen aus, dem sie eine Struktur zuschrieben.¹⁸⁰

Lyotard nennt die Gestalttheoretiker Schüler Husserls. Die Struktur beschreiben sie als eine Totalität, deren Elemente nicht einzeln für sich, sondern durch ihre Stellung zueinander im Ganzen bestimmt sind.¹⁸¹ Ausgehend von äußerlichen visuellen Formen übertrugen sie ihre Forschungen auf andere Gebilde psychischer, sinnlicher oder geistiger Art wie Melodien, Erlebnisverläufe, Charaktertypen oder soziale Institutionen.¹⁸²

Ihr grundlegender Begriff wurde die Gestalt; eine Gestalt ist eine Struktur, die sich durch eine grundsätzliche Differenzierung herausbildet. Die Differenz erstreckt sich zwischen Figur und Grund: Die Gestalt wird zur Figur; ihr Horizont, „das, was miterfahren wird, wenn etwas als solches erfahren wird,“¹⁸³ wird zum Grund. Christian von Ehrenfels nannte zwei entscheidende Merkmale einer Gestalt, die sogenannten Ehrenfels-Kriterien: Übersummativität meint, daß die Gestalten nicht hinreichend durch die Angabe ihrer Teile charakterisierbar sei¹⁸⁴ und Transponierbarkeit bedeutet, daß die Gestalten bei gewissen simultanen Transformationen ihrer Teile erhalten bleiben.¹⁸⁵

Die Gestalttheoretiker haben anhand der visuellen Wahrnehmung die Art und Weise untersucht, wie sich Figur und Grund herausbilden. Sie erklärten diese Gestaltgesetze zu Naturgesetzen der Wahrnehmung und formulierten das Gesetz der Nähe, der Ähnlichkeit, der guten Fortsetzung, der Symmetrie oder der Umschließung.

Was grundsätzlich deutlich wird, ist die Tatsache, daß das Teil nicht dem Ganzen als Grundlage vorausgeht, sondern Teil und Ganzes sich erst *in einem dynamischen Prozeß des gesamten Wahrnehmungsfeldes* ergeben. „Ganzes und Teil interagieren.

Das Ganze bestimmt, was zum Teil wird und wie es aussieht, und die
¹⁸⁰ Vgl. Glaser, Wilhelm R. (1977): Wahrnehmung, in: Straub, Jürgen, Wilhelm Kempf, Hans Werbik (Hg.): Psychologie. Eine Einführung, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 244

¹⁸¹ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 65

¹⁸² Vgl. Prechtl, 1996, S. 193

¹⁸³ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 68

¹⁸⁴ Das scheint ein Problem der Emergenz zu berühren.

¹⁸⁵ Vgl. Prechtl, 1996, S. 193

Konfigurationen der so bestimmten Teile definiert schließlich das Ganze.“¹⁸⁶ Figur und Grund bilden sich nicht willkürlich heraus, sie durchlaufen einen Prozeß, der eine ganzheitliche, situativ, kontextuelle Form der Wahrnehmung voraussetzt.¹⁸⁷ In diesem Prozeß erfolgt die Differenzierung in Figur und Grund.

Man kann dies zusammenfassen: *Die Herausbildung von Strukturen, die als komplexes Ganzes gedacht werden, vollzieht sich in einem dynamischen Differenzierungsprozeß, der Figur und Grund hervorbringt.* Strukturen sind beweglich, Grenzen bilden sich heraus und lösen sich wieder. Die Intentionalität arbeitet in der grundsätzlich *gemeinsamen* Struktur von Wahrnehmenden und Wahrge-nommenes, bevor die unterschieden sind. In dieser Struktur sind wir schon immer eingelassen. Wir leben in ihr. Sie ist die Struktur des Lebendigen. Merleau-Ponty schreibt: „Das Unmittelbare sind Sinnstrukturen und Gestalten.“¹⁸⁸

3.3 Der phänomenale Leib

Leib und Leben

Mithilfe des Leibbegriffs wollen die Phänomenologen die grundsätzliche Situation der menschlichen Existenz erfassen. Der Mensch ist zur Welt, schreibt Merleau-Ponty. Das wird möglich durch seinen Leib, der ein unhintergebares Moment der menschlichen Existenz darstellt, „der Leib ist unsere Verankerung in der Welt.“¹⁸⁹ Der Begriff des Leibes wird dem Lebendigen zugesprochen.¹⁹⁰ Den Begriff des phänomenologischen Leibes führt Merleau-Ponty dafür in seinem frühen Werk „Die Struktur des Verhaltens“ ein.¹⁹¹

¹⁸⁶ Glaser, 1977, S, 244

¹⁸⁷ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 69

¹⁸⁸ Merleau-Ponty, Maurice (1945/1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, übersetzt von R. Böhm, Berlin , S. 41 (=PhW)

¹⁸⁹ Ebd., S. 174

¹⁹⁰ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 15.

¹⁹¹ „Begnügen wir uns hier mit der Feststellung, daß die Wahrnehmung eines lebendigen Leibes oder, wie wir von jetzt ab sagen werden, eines ´phänomenologischen Leibes´ kein Mosaik aus irgendwelchen optischen und taktilen Empfindungen ist, die, verbunden mit der inneren Erfahrung von Begierden, Gemütsbewegungen und Gefühlen oder verstanden als Zeichen dieser psychischen Einstellungen, von ihnen eine vitale Bedeutung erhalten.“ Merleau-Ponty, 1976, S. 179.

Das Denken über den Leib ist geprägt von seiner Abgrenzung zur Tradition, stehen ihm doch nur die Begriffe der Tradition zur Verfügung, das Denken arbeitet in Reibung mit Begriff und Tradition. Merleau-Ponty nennt den Begriff der Ambiguität, um auszudrücken, daß der Leib mit den üblichen Dualismen nicht zu fassen ist: der Leib ist weder Geist noch Natur, weder Seele noch Körper, weder Innen noch Außen.¹⁹²

Der Leib ist weder der Natur noch der Kultur allein zuzuordnen. Merleau-Ponty schreibt: „Alles am Menschen ist natürlich *und zugleich* hervorgebracht.“¹⁹³ Und Waldenfels erläutert: „Der Leib ist natürlich, sofern als die sinnlichen Qualitäten, das Nervensystem, der Blutkreislauf etc. keine Erfindungen des Menschen sind. Der Leib ist aber immer auch kulturell, sofern alles, was natürlich vorgegeben ist, eine bestimmte kulturelle Deutung, Organisation und Schematisierung erfährt.“¹⁹⁴ Der deutsche Phänomenologe schlägt eine integrative Sichtweise vor: Die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur wird in der Kultur getroffen, es gibt keinen originären Dualismus.¹⁹⁵ Man kann aber auch sagen, der Dualismus ist ein diskursiver. Natur und Kultur sind schon auf der Ebene der Empfindung ineinander verflochten, was bei einem Verharren im dualistischen Denken notwendig verdeckt bleibt.¹⁹⁶

Auch der Körper - Seele - Dualismus kann dem Leib nicht gerecht werden. Mit den Worten Waldenfels’:

„Es gibt eine Osmose zwischen Physischem und Psychischem; dadurch erhält der Leib eine Vermittlungsrolle, die verlorengeht, wenn man zwischen mechanisch-biologischen Vorgängen und psychisch-reflexiven Bewußtseinsvorgängen eine Kluft aufreißt.“¹⁹⁷

Diese Vermittlungsrolle nennt Husserl Übergangsort, Merleau-Ponty spricht vom

¹⁹² Vgl. Waldenfels, LbS, S. 42

¹⁹³ Merleau-Ponty, PhW, S. 224

¹⁹⁴ Waldenfels, LbS, S. 188

¹⁹⁵ Vgl. ebd., S. 188

¹⁹⁶ Vgl. ebd., S. 89

¹⁹⁷ Ebd., S. 30

Leib als einem *lieu de passage*, einem Durchgangsort.

„Der Leib ist das Vehikel des Zur-Welt-seins, und einen Leib haben heißt für den Lebenden, sich einem bestimmten Milieu zugesellen, sich mit bestimmten Vorhaben identifizieren und darin beständig sich engagieren.“¹⁹⁸

Der Leib ist tätig und nur durch seine „Tätigkeiten“ beschreibbar, Husserl nennt ihn einen fungierenden Leib, „der im Wahrnehmen, im Handeln, im Empfinden, in der Sexualität, in der Sprache usf. selbst eine bestimmte Leistung vollbringt, eine Funktion ausübt.“¹⁹⁹ Zu erkennen ist der Leib an seinen Wirkungen, damit ist ihm eine energetische Perspektive eingeschrieben, er agiert in dynamischen, energie-tischen Prozessen.

Ungeteilter Leib

Dieser tätige, vermittelnde Leib schafft Zusammenhänge. Der interne Zusammenhang des Leibes meint, daß immer die Gesamtstruktur betroffen ist. Die Selbstorganisation des Leibes vollzieht sich im gegenseitigen Austausch aller Teile, die im Ganzen mehr sind und emergente Eigenschaften zeigen. Der Leib ist ungeteilt. Es kann also beim Leib zunächst nicht darum gehen, Körperteilungen oder interne Instanzen zu unterscheiden, der Leib kann erst recht nicht in Dualismen gedacht werden. Analog zur phänomenologischen Perspektive als dritte Dimension, wird auch der Leib als dritte Dimension bezeichnet.

„Wenn man - wie Merleau-Ponty es tut - streng struktural denkt, so kann man auch nicht mit einem Unterbau und einem Überbau operieren, sondern mit einer ´dritten Dimension´ rechnen, die weder rein physiologisch noch rein psychologisch wäre, und darinnen können Trennungen, Dissoziationen, Spaltungsprozesse auftreten, so daß das eine oder andere sich ablöst in dieser oder jener Richtung.“²⁰⁰

¹⁹⁸ Merleau-Ponty, PhW, S. 106

¹⁹⁹ Waldenfels, LbS, S. 42

²⁰⁰ Ebd., S. 142

Merleau-Ponty zeigt in seiner Behandlung des Phänomens des Phantomglieds,²⁰¹ daß der Leib ungeteilt sein muß. Er interpretiert das Phänomen des Phantomglieds als Störung der Existenz; es komme zu einer inneren Spaltung zwischen dem, was der Betreffene jetzt erlebt und dem, was früher da war. Der Verlust wird vielleicht nicht angenommen. Am Ausgleich solcher Störungen ist der gesamte Leib beteiligt, Verliert jemand beispielsweise das Augenlicht, so versucht der Leib es auszu-gleichen, es erhöht sich der Spür- und Hörsinn. Der Leib arbeitet integrativ.

Ein ungeteilter Leib bedeutet nicht, daß er funktionell ungeteilt wäre, ein ungeteilter Leib ist ein intern korrespondierender und kooperierender, ein in sich grundsätzlich zugänglicher, eben zusammenhängender Leib. Modelle finden für diesen Sachverhalt die Form des *Kreises*. Das Kreismodell von Jakob von Uexküll beschreibt das gegenseitige Ineinandergreifen von Merken und Wirken.²⁰² „Der Gestaltkreis“ von Viktor von Weizsäcker trägt im Untertitel: „Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen.“²⁰³ Merleau-Ponty spricht vom intentionalen Bogen:

„Das Bewußtseinsleben - als erkennendes, begehrendes oder wahrnehmendes Leben - sei getragen von einem ´intentionalen Bogen´, der um uns her unsere Vergangenheit, unsere Zukunft, unsere menschliche Umwelt, unsere physische Situation, unsere weltanschauliche Situation, unsere moralische Situation entwirft, oder vielmehr es bewirkt, daß wir in all diesen Beziehungen situiert sind. Dieser intentionale Bogen ist es, der die Einheit der Sinne, die Einheit der Intelligenz und die Einheit von Sinnlichkeit und Motorik ausmacht.“²⁰⁴

²⁰¹ Vgl. Merleau-Ponty, PhW, S. 100ff

²⁰² Vgl. Uexküll, Jakob von, Theoretische Biologie (1928/1973), Frankfurt am Main:

Suhrkamp, S. 158. Schon bei ihm handelte es sich um einen *Funktionskreis*

²⁰³ Vgl. Weizsäcker, Viktor von (1997): Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen, Gesammelte Schriften, Bd 4, hrsg. von Peter Achilles, Frankfurt am Main: Suhrkamp

²⁰⁴ Merleau-Ponty, PhW, S. 164f

Offener Leib

Der Leib schafft Zusammenhänge. Der Leib ist offen. Sein Verhalten hat Struktur und Gestalt. Waldenfels faßt die Intentionalität des Leibes in drei Bezüge: *Selbstbezug, Fremdbezug und Weltbezug*.²⁰⁵

Der Selbstbezug liegt noch vor der Unterscheidung in jemanden, der erfährt und etwas, das er erfährt bzw. in jemand, der wahrnimmt und in etwas, das wahrgenommen wird.²⁰⁶ Selbst- und Fremdbezug gehen zusammen. Im Selbstbezug ist auch immer ein Selbstentzug enthalten. Da ich mir immer auch fremd bin, ist die Fremdheit des Anderen kein Überraschungseffekt mehr, so wie es bei Descartes noch hieß. Vielmehr: „Fremdheit in mir und Fremdheit der Anderen würde heißen, daß ich von vornherein im Blickfeld der Anderen lebe. Die Anderen treten nicht zusätzlich in meine Eigenheitssphäre ein, sondern ich gehöre mir nie ganz selber.“²⁰⁷ Der Weltbezug, das Zur-Welt-Sein, vollzieht sich durch den offenen Leib, der die praktische Bedeutung der Situation, wie sie sich ihm darbietet, erfaßt; der Leib ist aufgefordert und agiert in einer bestimmten Struktur: „Das Aufmerken auf das Leben ist ein Bewußtsein in unserem Leib ´entspringender Bewegungen.“²⁰⁸ „Mein Leib hat seine Welt oder begreift seine Welt, ohne erst den Durchgang durch ´Vorstellungen´ nehmen oder sich einer ´objektivierenden´ oder ´Symbol-Funktion´ unterordnen zu müssen.“²⁰⁹

Leib im Raum

Der Leib lebt, existiert, orientiert sich in Raum und Zeit. Die Räume, die sich dem Leib eröffnen, gehen von ihm selbst aus, sind an sein Hier und Jetzt gebunden. Relationen und Richtungssinn bestimmt der Leib von sich aus, er ist der dynamische Ausgangsraum, der schlecht mit Nullpunkt zu bezeichnen ist, weil Null-

²⁰⁵ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 9

²⁰⁶ Vgl. ebd., S. 43

²⁰⁷ Ebd., S. 44. Vgl. auch Kristeva, Julia (1988/1990): Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt am Main: Suhrkamp „Das Fremde ist in mir, also sind wir alle Fremde. Wenn ich Fremder bin, gibt es keine Fremden.“ Ebd., S. 209

²⁰⁸ Merleau-Ponty, PhW, S. 103

²⁰⁹ Ebd., S. 170

punkt ein Terminus der äußeren Dingwelt ist. Waldenfels nennt diesen Sachverhalt *Situationsräumlichkeit* im Gegensatz zur Positionsräumlichkeit, bei der lediglich Stellen in einem leeren Raum gemeint sind.²¹⁰ Merleau-Ponty führt den *Tätigkeitsraum* an, in dem „jede Gestalt auf doppeltem Hintergrund erscheint, auf dem Hintergrund des *Außenraums*, in dem die Gestalt eingezeichnet ist, und eines *Körperraums*, der mit vorausgesetzt ist.“²¹¹

Der vorausgesetzte Körperraum ist eng mit dem Konzept des Körperschemas verbunden. Das Körperschema meint eine einheitliche Vorstellung vom Körper: „Auch mein ganzer Körper (ist) für mich kein Gerüst räumlich zusammengesetzter Organe. Ich habe ihn inne in einem unteilbaren Besitz, und die Lage eines jeden meiner Glieder weiß ich durch ein sie alle umfassendes Körperschema.“²¹² Die Einheit des Körpers bestimmt sich in einem dynamischen Zugang von dem her, was jeweils zu tun ist. Es ist eine praktische Einheit. Das Körperschema meint „eine bestimmte Positur des Leibes, die durch wirkliche oder mögliche Aufgaben bestimmt ist.“²¹³

In der aktuellen Situation arbeitet das dafür nötige Körperschema. Es ist der *aktuelle Leib, der fungiert*, er ist tätig im Wahrnehmen, Bewegen, Kommunizieren. Er stützt sich auf den *habituellen Leib*, der bestimmte Dispositionen enthält, er ist der mit Geschichte durchwirkte Leib, er ist das inkorporierte Wissen; das Einverleibte, das Erfahrene ist als Sedimentierung,²¹⁴ als Bedeutung abgelagert. Hier kommt die Vermittlungsrolle des Leibes zum Tragen: „Er ist die Instanz, die in der aktuellen Situation zwischen dem, was uns jetzt begegnet, und der abgelagerten Geschichte, die wir durchgemacht haben, vermittelt.“²¹⁵

Leib zu sein, bedeutet, zu sehen, leiblich zu sehen, einen Leib zu haben bedeutet aber auch, schlicht sichtbar zu sein.²¹⁶ „Was Leiblichkeit als ein Drittes ausmacht, ist

²¹⁰ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 115

²¹¹ Ebd., S. 117, Kursivsetzung M.P.

²¹² Merleau-Ponty, PhW, S. 123

²¹³ Waldenfels, LbS, S. 114

²¹⁴ Der Begriff der Sedimentierung geht auf Husserl zurück. Vgl. ebd., S. 183

²¹⁵ Ebd., S. 188

²¹⁶ Vgl. ebd., S.121 und 256

genau die Tatsache, daß der Leib *sehend und sichtbar zugleich* ist.²¹⁷ Der Leib ist nur als anwesender denkbar, und seine Anwesenheit ist an einen Raum gebunden, in dem der Leib sich seinen orientierten Raum schafft. „Er *wohnt* Raum und Zeit *ein*,“²¹⁸ hier und jetzt.

Leib in der Zeit

Der Leib agiert im Jetzt. Waldenfels nennt dieses Jetzt eine privilegierte Zeitstelle.²¹⁹ Das Jetzt des Leibes ist nicht an einer homogenen Zeitlinie ablesbar, sondern das Jetzt des Leibes ist *orientierte Zeit*, Vergangenheit und Zukunft verweisen auf sie. Merleau-Ponty schreibt:

„Ich bin nicht im Raum und in der Zeit, ich denke nicht Raum und Zeit; ich bin vielmehr zum Raum und zur Zeit, mein Leib heftet sich ihnen an und umfängt sie. Die Weite dieses Umfangens ist das Maß der Weite meiner Existenz; aber nie vermag sie eine totale zu sein: der Raum und die Zeit, denen ich einwohne, sind stets umgeben von unbestimmten Horizonten, die andere Gesichtspunkte offenlassen.“²²⁰

Diese Zeit, dieses Jetzt ist nicht für sich allein, es ist synchron wie diachron verwoben. Synchron existieren noch andere Jetztte, diachron erhebt sich das Jetzt aus Vergangenheit und Zukunft, auch wenn diese nie als Jetzt je gegenwärtig waren oder je sein werden. Vergangenheit und Zukunft existieren nur im Jetzt. Im Jetzt ist sowohl Vergangenheit als auch Zukunft intentional enthalten. „Das Jetzt steht in einem Verweisungszusammenhang; im Jetzt lebt das, was soeben war und was sogleich sein wird, d.h. die Jetztzeit ist in dem Sinn nie ungeteilt, sondern wird immer schon durch eine gewisse Extase sich selbst entrissen...was jetzt geschieht, verweist auf anderes und breitet sich im *Zeitfeld* aus.“²²¹ Merleau-Ponty

²¹⁷ Ebd., S. 257

²¹⁸ Merleau-Ponty, PhW, S. 169

²¹⁹ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 124

²²⁰ Merleau-Ponty, PhW, S. 170

²²¹ Waldenfels, LbS, S. 131. Kursivsetzung M.P.

verweist auf Husserl, der die Zeit als Übergangsphänomen sieht.²²² Es gibt einen Übergang zwischen den Zeiten, und gerade dieser Übergang macht die Zeit aus.

Fungierender Leib

Die Tätigkeiten des Leibes könnte man zusammenfassend mit Wahrnehmen, Bewegen und Kommunizieren benennen. Das Agieren des Leibes ist mit linearer Kausalität nicht zu erfassen. Stattdessen greifen die bereits erwähnten Kreismodelle, wie sie Jakob von Uexküll und Viktor von Weizsäcker beschreiben. Deutlich wird, daß schon auf der Ebene der Wahrnehmung Erkenntnis und Handeln aneinander gekoppelt sind. Es gibt einen Zusammenhang von Wahrnehmung und Bewegung.²²³ Sie wirken wechselseitig aufeinander.

Merleau-Ponty entwickelt das Konzept des intentionalen Bogens, um auch die leibliche Bewegung zu charakterisieren. Wahrnehmungs- und Bewegungsabläufe sind aufeinander bezogen, bedingen einander. Leibliche Bewegung ist Bewegung und Bewußtsein der Bewegung *in eins*,²²⁴ das Modell des intentionalen Bogens läßt keine Teilung in Bewegung und Bewußtsein von dieser Bewegung zu. „Die Bewegung selber hat eine Bedeutung, eine Intentionalität, es gibt einen Bewegungsentwurf und eine Bewegungsintention.“²²⁵

Die Bewegung benötigt leibliche Aufmerksamkeit, die schon bei der Wahrnehmung einsetzt. Und die Bewegung wirkt auf den sich Bewegenden zurück, er berührt etwas, nicht ohne sich selbst zu verändern. Merleau-Ponty nennt dies sinnliche Reflexion, sie besteht in der Selbstbezogenheit auf der Ebene der leiblichen Existenz.²²⁶

²²² Vgl. ebd., S. 296. In der Gegenwart versammelt sich also die Zeit, indem sie sich selbst überschreitet in Form eines *nunc stans*. Zeit erscheint bei Husserl als Übergangsphänomen. Die Vergangenheit ist in der Gegenwart selbst gegenwärtig als das, was verschwindet, was in den Hintergrund gedrängt wird. Die Zukunft habe ich nirgends anders als in den Erwartungen, Befürchtungen und Planungen, die jetzt erfolgen.

²²³ Vgl. ebd., S. 83

²²⁴ Vgl. ebd., S. 147

²²⁵ Ebd., S. 148

²²⁶ Vgl. ebd., S. 258

Sphäre des Zwischen oder Zwischenleiblichkeit

Der Leib ist offen, und er ist nicht allein auf der Welt. Die wechselseitigen Bezüge ergeben eine besondere Sphäre. Offene Leiber korrespondieren und bilden eine Sphäre des *Zwischen*, die Merleau-Ponty Zwischenleiblichkeit nennt.

Was ist aber nun mit diesem weiteren Begriff gewonnen? Was sagt er mehr aus, als das, was bereits durch die Intentionalität und die Bezüge, die sie schafft, gesagt ist? Der Leib ist auf sich selbst, auf andere und auf die Welt bezogen. Waldenfels plädiert dafür, den Selbstbezug *im* Fremdbezug zu fassen, das bedeutet, daß der Selbstbezug sich nicht vor dem Fremdbezug herausbildet, sondern auch der Selbstbezug immer schon in einem Fremdbezug stattfindet. Der Leib ist niemals allein auf der Welt und bezieht sich nicht nur auf sich selbst, es sind immer schon andere da, die für ihn von lebenswichtiger Bedeutung sind. Das bedeutet auch, daß der Selbstbezug immer auch schon ein Selbstentzug ist, die eigene Körperlichkeit wird erlebt „in dem Sinne, daß der Leib sich entzieht.“²²⁷ Selbst- und Fremdbezug sind synchron zu lesen, und sie werden gestützt durch den gemeinsamen Weltbezug.²²⁸ In Beziehung zum Anderen ist der eigene Leib sowohl auf den Anderen als auch auf sich bezogen, dies führt zu Verflechtungen.

Strukturell gedacht, bilden sich Strukturen aus, die sich teilweise überlagern. Diese Überlagerungen, die von zwei oder mehreren Strukturen gebildet werden, sind die Sphäre des Zwischen bzw. hier wird sie deutlich. Während die Bezüge von einem Leib ausgingen und in *einer* Dimension auf das Selbst, den Anderen oder die Welt gerichtet sind und bedacht werden, wird bei der Sphäre des Zwischen *mehrdimensional* gedacht. Das Zwischen stellt Überlappungen dar, Norbert Elias spricht von Verflechtung. Helmuth Plessner von Verschränkung.²²⁹ Die Sphäre des Zwischen wäre also ein Resultat, an dem mehrere Leiber beteiligt sind. Mehrere Leiber bilden ein Zwischen, Leiber und Zwischen sind der ***plurale Leib***.

²²⁷ Ebd., S. 266

²²⁸ Vgl. ebd., S. 284

²²⁹ Vgl. ebd., S. 286

Waldenfels aber nennt das Zwischen auch eine Sphäre der *Differenzierung* und bezieht sich dabei auf Merleau-Ponty, für den es sich bei dem Zwischen um eine Sphäre handelt, „die allererst zur Ausdifferenzierung von A und B führt.“²³⁰ Damit wäre sie nicht ein Resultat, sondern die Ermöglicherin, die Produzentin. Es scheint hier eine Paralle auf zum Derrida'schen Begriff der *différance*. Er ist auch ein ambivalenter, und in ihm arbeitet die Ökonomie des Gleichen. Die Sphäre des Zwischen scheint hier die gleiche Funktion zu erfüllen. Es ist interessant, daß auf verschiedenen Ebenen der Reflexion die gleiche Denkfigur auftaucht. Diese Denkfigur verweist auf die Produktionsebene, sie versucht die ständig arbeitende Struktur zu erfassen: *den dynamischen Prozeß, der eben durch ein fortwährendes Differenzieren gekennzeichnet ist, den dynamischen Prozeß der Bildung und des Zerfalls und Neubildung.*

Merleau-Ponty hat das Zwischen auch mit der Figur des Chiasmus umschrieben. „Chiasmus bedeutet, A und B überkreuzen sich in C. Das Entscheidende am Chiasmus ist, daß die Kreuzungsstelle weder zu der einen Linie gehört noch zu der anderen.“²³¹ Das Zwischen kann von keinem der Bildner als sein Eigenes reklamiert werden, und doch sind sie beteiligt. Diese Beteiligung ist partiell und relativ. Der Eigenleib behält seinen Selbstbezug und seinen Fremdbezug, der fremde Leib hat auch seinen Selbstbezug und den Bezug zum ersten Leib. Beide oder mehr Leiber befinden sich in partieller Deckung. Waldenfels weist darauf hin, daß mit diesem Konzept der Zwischenleiblichkeit die „in den Sozialwissenschaften gängige Alternative von Individualismus und Holismus vermieden“²³² wird.

Kommunikativer Leib

Der Aspekt, der im Begriff der Zwischenleiblichkeit in den Vordergrund kommt, ist der des Gemeinsamen, des Kommunikativen, des Verflochtenseins und vielleicht des Verstehens, erfahrbar auf den Ebenen des Empfindens, des Handelns

²³⁰ Ebd.

²³¹ Ebd.

²³² Ebd., S. 287

und der Sprache.

Aus dem Empfinden wird ein *Mitempfinden*. Da Selbst- und Fremdbezug von vornherein verknüpft sind, gibt es auch von vornherein ein Mitempfinden, es tritt nicht hinzu, sondern es ist Teil meines Lebens, meines Verflochtenseins in der Welt, meines Zur-Welt-Seins. Die für gewöhnlich gesetzte oder vorausgesetzte Barriere zwischen Innen und Außen hat in diesem Konzept keinen Platz, man ist von vornherein über diesen Gegensatz hinaus.²³³ Strukturen, wie sie hier verstanden werden, kehren bei mir wie beim anderen wieder, eigenes und fremdes Verhalten spielen zusammen, „vermittelt durch allgemeine Gestalten und Strukturen, die sich nicht auf zwei Bereiche aufteilen lassen.“²³⁴ Ich finde mich und empfinde mich selbst zunächst im Anderen.²³⁵ Das Fühlen bringt mich mit den Anderen in Kontakt.²³⁶ Und ich bin mitbetroffen, die Gefühle stecken an. Die Phänomenologen fassen Gefühle auf als „die Art und Weise, sich auf die Dinge zu beziehen, und daran sind die Anderen von vornherein elementar beteiligt.“²³⁷

Auf der Ebene des Handelns führt das Mitdenken des Zwischen zum *Mittätigsein*, zur Synergie.²³⁸ Eigene und fremde Tätigkeit greift ineinander, in einer Zwischensphäre kann nicht mehr unterschieden werden, wer für welche Handlung verantwortlich ist; es geht nicht mehr um Einzelleistungen, die vielleicht besonders effektiv koordiniert sind. Das synergetische Handeln ist vielmehr eine Ausdifferenzierung des Zwischen, die sich nicht mit Additionen

²³³ Vgl. ebd., S. 218

²³⁴ Ebd., S. 222 Merleau-Ponty spricht von Existenzverknüpfung, er geht nicht davon aus, daß es sich bei der Ausstattung mit Sinnen um reines Apriori oder um empirische Fakten handle. Für ihn verknüpft sich im Leib Kontingenz und Notwendigkeit. Vgl. Merleau-Ponty, PhW, S. 203

²³⁵ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 309

²³⁶ Vgl. ebd., S. 326

²³⁷ Ebd., S. 289

²³⁸ Vgl. Merleau-Ponty, PhW, S. 272. Merleau-Ponty benutzt den Begriff der Synergie bereits, um die innerleibliche Synthese zu charakterisieren. Zum binokularen Sehen schreibt er: „Kein erkenntnistheoretisches Subjekt vollzieht die Synthese, sondern der Leib, der seiner Zerstreuung sich entreißt, sich sammelt und mit allen Mitteln auf ein einziges Ziel seiner Bewegung verlegt, indem in ihm in Gestalt des Phänomens der Synergie eine einzige Intention sich durchsetzt.“ PhW, S. 272

von Handlungen beschreiben läßt.²³⁹

Bezogen auf die Sprache führt das Denken des Zwischen zu einer Mit-sprache, zu einem (Mit) *Gespräch*.²⁴⁰ Gemeint ist ein Gespräch, in dem beide Gesprächspartner Aktive sind, Sprechen und Hören aktive Tätigkeiten sind, ein Wort das andere gibt. Und vor allem gehört kein Wort einem allein. Der oder die Hörende gestaltet ebenso das Gespräch, der oder die Sprechende stellt sich auf die Hörende ein. Die Qualität eines Gesprächs ermißt sich an der Ausprägung dieser Zwischensphäre, sie ist der Gewinn, sie ermöglicht Austausch. Merleau-Ponty beschreibt es so:

„In der Erfahrung des Dialogs konstituiert sich zwischen mir und dem Anderen ein gemeinsamer Boden, mein Denken und seines bilden ein einziges Geflecht, meine Worte wie die meines Gesprächspartners sind hervorgerufen durch den Stand der Diskussion und zeichnen sich in ein gemeinsames Tun ein, dessen Schöpfer keiner von uns beiden ist.“²⁴¹

Es geht hier nicht um die Abgabe feststehender, unverrückbarer Statements, ein wirkliches Gespräch ist gemeinsames Leben und verändert beide Gesprächspartner. An diesem Gespräch ist der gesamte Mensch beteiligt. Der Leib spricht, noch bevor das erste Wort gewechselt wurde. Im leiblichen Ausdruck realisiert sich Sinn, er ist keine Begleiterscheinung.²⁴²

Und es gibt eine körperliche Beteiligung am Sprechen. Körpersprache will Waldenfels nicht metaphorisch verstanden wissen und er definiert sie als *Ausdrucksphäre*, die nicht nur von Sprache aufgebaut wird, sondern in alle Bereiche des Verhaltens und Erlebens vordringt.²⁴³ Die genuine Körpersprache schließt die Dinge der Welt mit ein. So spricht aus der Einrichtung der Wohnung auch der Leib

²³⁹ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 290

²⁴⁰ Vgl. ebd., S. 291

²⁴¹ Merleau-Ponty, PhW, S. 406

²⁴² Vgl. Waldenfels, LbS, S. 222 mit Bezug auf Merleau-Ponty, PhW und „Keime der Vernunft“, S. 558-563 zur schauspielerischen Ausdruckskunst

²⁴³ Waldenfels, LbS, S. 230 Körperlichkeit differenziert sich aus: Waldenfels unterscheidet intralinguistische, semilinguistische, paralinguistische und extralinguistische Körperlichkeit. ebd.

des Bewohners oder der Bewohnerin, der Leib wird gegenwärtig,²⁴⁴ Körpersprache ist konkret und läßt sich nicht wiederholen.²⁴⁵ Sie findet im Hier und Jetzt statt. Eine Wiederholung ist eine neue Geste.

Es ist interessant, daß Waldenfels in diesem Zusammenhang nicht streng systematisch von Leibsprache spricht und zumindest die Frage nach einer möglichen Differenz von Leib- und Körpersprache diskutiert. Es hat den Anschein, als würde er die Begriffe phasenweise synonym gebrauchen und sich dem Sprachgebrauch anpassen? Klar erkennbar ist aber, daß er ein Zwischen nur der Ebene des Leiblichen zuspricht.²⁴⁶ An einen Gespräch, ob körperlich oder verbal, ist dann nicht nur der - streng genommene phänomenale - Leib beteiligt, sondern noch andere Ebenen des ganzen Menschen, wie beispielsweise eine Rationalität, die sich auf das Subjekt stützt und die (bewußten) Worte formt. Die Zwischenleiblichkeit ist von vornherein an der Leiblichkeit und damit auch an der Körperlichkeit, am Gespräch beteiligt. „Zur Körpersprache gehört auch ein Körpergespräch.“²⁴⁷

Waldenfels faßt die möglichen Ebenen des Zwischen in zwei Stufen der Zwischenwelt zusammen: Kohabitation betrifft das Wahrnehmen und gemeinsame Wohnen in der Welt, Kooperation das Gespräch oder das gemeinsame Tun.²⁴⁸

Leibgrenze

Die Sphäre des Zwischen wird von Leibern gebildet, sie gehen aber nicht in ihr auf, sondern bewahren ihren Selbst- und Fremdbezug. Die Leiber sind offen und sie sind es nicht. Es ist nun schwierig, Leibgrenzen zu bestimmen. Der Leib geht über seine sichtbaren Grenzen hinaus durch seine Offenheit. Das Unterfangen, Grenzen ziehen zu wollen, scheitert an der Einstellung, am Standpunkt. Die Leibgrenzen können nicht von einem Dritten bemessen werden. Der Leib existiert

²⁴⁴ Vgl. ebd., S. 235

²⁴⁵ Vgl. ebd., S. 238

²⁴⁶ „Erotische Attraktion und Repulsion hängen damit zusammen, daß ein Körper auf den anderen gerichtet ist und es auf der Ebene des Leiblichen selber ein Zwischen gibt. Der Körper ist nicht derart individuiert, daß er mir allein gehört und infolgedessen bloß indirekt mit dem fremden Körper in Beziehung tritt.“ Waldenfels, LbS, S. 240

²⁴⁷ Ebd., S. 240

²⁴⁸ Vgl. ebd., S. 299

konkret und seine Offenheit existiert konkret, sie geht vom konkreten Leib aus, der sich auf den Anderen und die Welt bezieht. Waldenfels hat den Begriff der *Schwelle* geprägt, um deutlich zu machen, daß es um Leibgrenzen geht, die zwischen Leibern und mit Leibern ausgemacht werden, die miteinander gemeinsame Strukturen bilden. Die Schwelle trennt und verbindet.²⁴⁹ Die Schwelle trennt und bewahrt so den Selbstbezug, der sich von Fremdbezug absetzt, und die Schwelle verbindet, indem der Leib an der Sphäre des Zwischen teilhat, sich mitschöpft. In der Biologie gibt es die permeable *Membran*, eine Grenzschicht oder Haut, die in die unterschiedlichen Richtungen unterschiedliche „Passierscheine“ ausstellt. Wer, d.h. was rein darf, darf noch lange nicht raus und umgekehrt. Die Zelle beispielsweise erhält so ihr eigenes Milieu aufrecht. Die (semi)permeable Membran hat so für Organismen eine wichtige Funktion, sie grenzt ab und ermöglicht Selbstorganisation, und sie ermöglicht Verbindung und Austausch, indem Stoffe trotzdem passieren dürfen. Zwischen Schwelle und Membran besteht eine Verwandtschaft. Beide beschreiben die *Grenzphären lebender Strukturen*.

Leibliches Responsorium

Zur Leiblichkeit gehört von vornherein der Fremdbezug. Auf den anderen bezogen zu sein, heißt auch, von vorn herein mit dem eigenen Verhalten dem Anderen zu antworten. Waldenfels akzentuiert diesen Aspekt in seinem Konzept des *leiblichen Responsoriums*.²⁵⁰ Er fügt es in das Kreismodell aus Merken (Sensorium) und Wirken (Motorium) ein und macht damit deutlich, daß in die zirkuläre Kausalität, die die Kreisbahn aus Merken und Wirken bildet, immer auch ein Anspruch eingeschrieben ist, auf den ich reagiere. Dieser Anspruch, auf den hin ich wahrnehme und bewirke, begegnet mir, ich finde ihn leiblich an der Schwelle zur Welt. Nicht nur die Anderen, sondern auch Dinge haben diesen

²⁴⁹ Vgl. ebd., S. 353

²⁵⁰ Vgl. ebd., S. 365ff

*Aufforderungscharakter.*²⁵¹ Und der Leib antwortet, so nehmen also auch Dinge am Leibgespräch teil. „Der Leib, der sich in diesen Aufforderungsfeldern bewegt, ist stets als Ganzer tätig.“²⁵²

Diesen ganzen, tätigen Leib zu denken, daran hat Merleau-Ponty Zeit seines Lebens gearbeitet. In einer nachgelassenen Schrift schreibt er:

„Was wir Fleisch nennen, diese von innen her bearbeitete Masse, hat in keiner Philosophie einen Namen. Als formendes Milieu für Objekt und Subjekt ist das Fleisch kein Seinsatom, kein hartes Ansich, das an einem einzigen Ort und in einem einzigen Augenblick Platz fände: man kann zwar von meinem Leib sagen, er sei nicht *anderswo*, aber man kann nicht sagen, er sei *hier* und *jetzt* im Sinne gewöhnlicher Gegenstände; und doch überfliegt mein Sehen die Gegenstände nicht, es ist kein Sein, das aus lauter Wissen besteht, denn es hat seine Trägheit und seine Bindungen. Man darf sich das Fleisch nicht von den Substanzen Körper und Geist aus denken, denn dann wäre es eine Einheit von Gegensätzen, sondern man muß es, wie gesagt, als Element / und als konkretes Emblem einer allgemeinen Seinsart denken.“²⁵³

Der Leib betätigt sich in seinen Organen und nicht nur mittels ihrer, das Sehen bewohnt gleichsam das Auge; Merleau-Ponty nennt Auge, Mund, Hand Embleme des Leibes.²⁵⁴ „Sie sind konkrete Embleme, in denen sich die Leiblichkeit wie in einem Wirbel zusammenzieht.“²⁵⁵

Konkret - Abstrakt

Der Leib existiert konkret. Einen der größten Gewinne, die die Auseinandersetzung mit dem phänomenologischen Leib für die Arbeit bringen

²⁵¹ Waldenfels stützt sich hier auf die Gestalttheoretiker, aber auch Merleau-Ponty formuliert: „Die Dinge wollen etwas sagen.“ PhW, S. 12

²⁵² Waldenfels, LbS, S. 377

²⁵³ Merleau-Ponty, 1994, S. 193

²⁵⁴ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 378

²⁵⁵ Zit. nach Waldenfels, LbS, S. 378. Merleau-Ponty unter Berufung auf Melanie Klein: Keime der Vernunft, S. 376. Die Assoziation zu den Chakren der alternativen Heilkünste liegt nahe.

kann, sind die Erkenntnisse zur konkreten Einstellung des Leibes. Sein Agieren ist *asymmetrisch*: Konkrete Relationen sind nicht umkehrbar, qualitative Unterschiede gingen sonst verloren.²⁵⁶

Goldstein, auf dessen Forschungen sich Merleau-Ponty häufig bezieht, unterscheidet klar zwischen konkreter und abstrakter Einstellung bzw. Bewegung.²⁵⁷ Bei der konkreten Einstellung nach Goldstein geht der Mensch völlig in der aktuellen Situation auf, er ist ohne Distanz zur äußeren Welt, zum eigenen Leib, zu den Ereignissen, er ist den Erlebnissen ausgeliefert und reagiert bloß auf sie, ohne sich besondere Gedanken zu machen. In der abstrakten Einstellung überblickt nach Goldstein der Mensch die Situation, ordnet sie in einen Zusammenhang ein und entwickelt ein Möglichkeitsfeld, er gewinnt Distanz zur äußeren Welt und zu sich selbst. Goldstein ist der Meinung, daß beide Einstellungen vorhanden sind und zueinander in Figur-Grund-Relation stehen, tritt die eine zurück, tritt die andere vor. Dieses Wechselspiel hängt von den Erfordernissen der Situation ab; daraus ergibt sich, daß konkrete Einstellungen stets abstrahierend gebrochen sind.²⁵⁸

Merleau-Ponty macht zusätzlich deutlich, daß die Unterscheidung zwischen abstrakter und konkreter Einstellung nicht mit der Unterscheidung zwischen Leib und Bewußtsein zusammenfällt: „Diese Unterscheidung ist nur festzuhalten, wenn es *unterschiedliche Weisen des Leibes, Leib zu sein, unterschiedliche Weisen des Bewußtseins, Bewußtseins zu sein*, gibt.“²⁵⁹

Dies wird möglich, weil der Leib - wie Merleau-Ponty ausführt - in sich zwei Schichten trägt, die des habituellen und die des aktuellen Leibes.²⁶⁰ Der konkrete Leib ist der aktuelle Leib. Der habituelle Leib hält die möglichen Dispositionen bereit.

²⁵⁶ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 176

²⁵⁷ Vgl. ebd., S. 138 und Merleau-Ponty, PhW, S. 129ff

²⁵⁸ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 140

²⁵⁹ Merleau-Ponty, PhW, S. 151

²⁶⁰ Vgl. ebd., S. 107

Merleau-Ponty unterscheidet auch die konkrete Bewegung von der abstrakten Bewegung.²⁶¹ Jede Bewegung benötigt einen Grund, um ablaufen zu können. Grund, den er auch als Bewegungsintentionalität oder Bewegungsentwurf bestimmt, und Bewegung bilden „Momente eines einheitlichen Ganzes,“²⁶² eine Gestalt in Figur und Grund. Konkrete und abstrakte Bewegung unterscheiden sich in ihrem Hintergrund: „der Hintergrund der konkreten Bewegung ist die gegebene Welt, der der abstrakten Bewegung hingegen ein konstruierter.“²⁶³ Ein konstruierter Grund ist auch einer, der sich in Vorstellungen und Ideen aufbaut. Der Leib, der die Bewegung ausführt, wird zum Vehikel der Bewegung, das Ziel der Bewegung ist eines in der Vorstellung. Die abstrakte Bewegung findet im virtuellen Raum statt. Sie findet im Möglichen oder im Nicht-Sein statt.

„Die normale Funktion, die eine abstrakte Bewegung ermöglicht, ist eine ´Projektions´-Funktion, durch die das Bewegungssubjekt vor sich einen freien Raum sich schafft, in dem, was in natürlichem Sinne nicht existiert, einen Anschein von Dasein gewinnen kann.“²⁶⁴

Die abstrakte Bewegung entfaltet ihren Grund selbst. Dagegen ist bei der konkreten Bewegung der Grund die gegebene Welt, ein physischer Raum, den sich der Leib aneignet, er existiert im orientierten Raum.²⁶⁵

Das Verhalten, das auf der konkreten Einstellung und ihrer resultierenden Bewegungen beruht, charakterisiert Merleau-Ponty folgendermaßen:

„Wenn aber das Verhalten eine Gestalt ist, in der ´visuelle´ und ´taktile Inhalte´, Sensibilität und Motorik ihr Dasein allein als voneinander unablässige Momente haben, so bleibt es dem kausalen Denken

²⁶¹ Vgl. ebd., S. 136ff

²⁶² Merleau-Ponty, PhW, S. 136

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Ebd., S. 137

²⁶⁵ Der Anteil des virtuellen Raumes an der konkreten Bewegung ist trotzdem hoch. Der virtuelle Raum integriert den konkreten Raum. Vgl. Merleau-Ponty, 1976, S. 106: „Der konkrete Raum, so wie er innerhalb unseres Gesichtsfeldes erfaßt wird, und der virtuelle Raum, in den die normale Wahrnehmung sich einfügt, sind zwei verschiedene konstitutive Schichten, obwohl die zweite die erste integriert.“

schlechterdings unmöglich, und faßbar nur für eine andere Art des Denkens - für ein Denken, das seinen Gegenstand in *statu nascende* faßt, so wie er dem erscheint, der ihn erlebt, in der Sinnatmosphäre, mit der er sich in diesem Erleben umgibt und in die er darin sich einzufügen sucht.“²⁶⁶

Den konkreten Leib beschreiben zu wollen, setzt eben diese Leiberfahrung voraus. Es ist kein Zufall, daß die Sprache, in der Merleau-Ponty den Leib beschreibt, in sich sowohl zwingend als auch sperrig ist. Seine Worte sind nicht konventionell. Sein Denken steht quer zu unseren Konventionen, daher findet es auch in einer anderen Sprache statt. Die Worte aber garantieren daher auch kein Verständnis, sie gaukeln es noch nicht einmal vor. Gewißheit über den Leib kann man letztendlich und nur in der Erfahrung gewinnen, angefangen beim aufrechten Gang oder bei der unwillkürlichen Reaktion, wie sie zu beobachten ist, wenn jemand plötzlich von der Straße springt, um einem herannahenden Auto auszuweichen, das der Leib gerade noch erkannt, bemerkt hat. Sprache, die auf Vorstellung gründet, entfernt sich vom konkreten Leib und geht doch auf ihn zurück.

3.4 Leib und Körper

Das Konzept des phänomenologischen Leibes behandelt das Verhaftetsein des Menschen in der Welt. Der besondere Terminus Leib macht es erforderlich, ihn in Bezug auf den Begriff Körper zu klären. Leib und Körper beziehen sich auf das selbe Problem, sie behandeln den Menschen, sie werden gebildet in unterschiedlichen Blickweisen auf ihn. Zunächst fallen Indifferenzen auf. Merleau-Ponty spricht von *Körperschema* und von *Körpersprache*, wenn er den fungierenden Leib beschreibt. Es stellt sich die Frage, ob Leib und Körper überhaupt klar zu trennen sind. Welche Aspekte stellen sie jeweils heraus? Wie stehen die beiden Begriffe Leib und Körper zueinander? In dieser Arbeit geht es darum, einen umfassenden Körperbegriff zu entwickeln, der den Leib auf keinen Fall aussparen darf, oder sollte sich jetzt herausstellen, daß es sich dabei eigentlich

²⁶⁶ Merleau-Ponty, PhW, S. 147

um den Leib handelt?

Waldenfels nennt im Anschluß an Merleau-Ponty drei Ebenen oder Bereiche des Bezuges zur Welt: die Vorwelt (*prémonde*), die Lebenswelt und die Erkenntniswelt.²⁶⁷

Die Vorwelt geht der ausdrücklich geschaffenen und geformten Welt noch voraus und korrespondiert mit dem Empfinden von Qualitäten und fluktuierenden Elementen.²⁶⁸ Die Lebenswelt ist „immer schon auf bestimmte Weise interpretiert und praktisch verfügbar gemacht.“²⁶⁹ Sie korrespondiert mit dem Wahrnehmen von Dingen und konstanten Eigenschaften. Die Erkenntniswelt, etwa die Natur an sich, wird mittels Abstraktionsverfahren gebildet, sie ist frei von Bezügen zu bestimmten lebensweltlichen Voraussetzungen und korrespondiert mit dem Erkennen von Gegenständen, die nun objektive Prädikate tragen. Waldenfels betont, daß es Zwischenstufen und Übergänge gibt und verweist auf Erwin Straus, der den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Sinnen in Form einer Skala beschreibt.²⁷⁰ Die beiden Pole der Skala bilden Zuständlichkeit und Gegenständlichkeit. Das hieße, die Vorwelt beginnt am Pol der Zuständlichkeit, die Erkenntniswelt endet am Pol der Gegenständlichkeit.

Diese Bezüge zur Welt sind Bezüge, die der Mensch herstellt; der Körper oder Leib ist jeweils in unterschiedlicher Weise tätig.

Der Leib ist immer schon da. Der Mensch ist leiblich vorhanden, wenn er lebt, das ist eine Grundtatsache. Die Phänomenologen betonen, daß es sich bei dieser Grundtatsache um das Vorhandensein des Leibes handelt, nicht um den Körper. Die Grundvoraussetzung des Menschen ist seine Leiblichkeit.

Der phänomenale Leib wohnt in der *prémonde* und durchaus noch in der

²⁶⁷ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 96ff

²⁶⁸ Waldenfels zieht ausdrücklich den Vergleich zu den Vorsokratikern, die von Elementen als von Qualitäten ausgingen, die in Polaritäten beschrieben wurden. Vgl. ebd., S. 96

²⁶⁹ Ebd.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 102. Vgl. Straus, Erwin (1956): Vom Sinn der Sinne, Berlin, New York, Heidelberg, Verlag: Springer, S. 390-403

Lebenswelt. Für den Bezug zur Natur an sich ist der Körper zuständig. Es ist ein Denkkörper, der die Abstraktionsvorgänge vornimmt. Abstraktionsvorgänge trennen ja gerade die konkreten Eigenschaften und Gegebenheiten ab. Aber es ist ein Mensch, der diese Abstraktionsprozesse vornimmt. Der Leib ist also immer da. Ein Toter abstrahiert nicht mehr, es gibt darüber jedenfalls keinen Diskurs; Todesnäheerfahrungen legen dies auch nicht nahe.²⁷¹

Waldenfels stellt daher fest: „Der Leib verdoppelt sich selbst in Leib und Körperding.“²⁷² Er beharrt auf der Feststellung, daß die Spaltung in Leib und Körper innerhalb der Leiblichkeit, innerhalb der Welt geschieht.²⁷³ Waldenfels schlägt vor, diese Differenz von Leib und Körper „als eine Selbstdifferenzierung zu fassen, die an mir selber und an den Anderen aufzuzeigen ist.“²⁷⁴ Wir stehen bei der leiblichen Erfahrung immer schon auf einer Seite, nämlich auf der des Leibes, wir sind der Leib, über den wir sprechen.²⁷⁵ Der Leib ist beteiligt und trotzdem entzieht sich uns der Leib, wir sind nie mit ihm identisch, wenn wir uns auf ihn beziehen, über ihn reden. Das zeigt schon der Fremdbezug, ohne den der Selbstbezug nicht zu fassen ist. Und der Fremdbezug wohnt im Leib selbst.²⁷⁶

²⁷¹ Thomas H. Macho spricht vom Leichenparadox: „Die *Leiche* erscheint als jene radikale Vermittlung von Leib und Individualität, welche das Medium des sozialen Körpers entbehren kann. Ihre *Ansprechbarkeit* und *Motivierbarkeit* sind so gründlich suspendiert, daß selbst an ihrer *Lokalisierbarkeit* und *Individualität* gezweifelt werden muß: wir erfahren das Leichenparadox des Widerspruchs von Anwesenheit und Abwesenheit, Identität und Identitätslosigkeit. Die Leiche ist das solipsistische Individuum par excellence; sie hat die *Grenzen* des sozialen Körpers transzendiert, um zugleich *innerhalb* des sozialen Körpers zu verharren. An der Leiche erfahren wird nicht den Tod des individuellen Leibes; aber wir erfahren den Tod des sozialen Körpers.“ Macho, Thomas H. (1987): Todesmetaphern, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 219f

²⁷² Waldenfels, LbS, S. 251

²⁷³ Vgl. ebd., S. 189

²⁷⁴ Ebd, S. 283

²⁷⁵ Vgl. ebd., S. 251

²⁷⁶ Waldenfels führt sogar einen eigenen Begriff an: Heterosomatik. „Heterosomatik´ bedeutet: das ´Somatische´ ist in sich selbst von einem ´Heteron´ her zu bestimmen. Darunter ist nicht die reichlich triviale Tatsache zu verstehen, daß es mehrere Körper gibt, vielmehr hat der Leib selber in sich selbst eine Andersheit, eine Differenz in bezug auf sich selbst, und zugleich ist er auf andere Leiber bezogen. Die Andersheit ist konstitutiv für die Leiblichkeit als solche.“ Ebd., S. 372 Es fällt auf, daß dies die einzige Stelle ist, die mit dem Begriff des Somatischen operiert. Eine Abgrenzung zu Körper oder Leib wird nicht gemacht.

Zu dieser Differenzierung des Leibes in Leib und Körper kommt man auch, wenn man Leib und Körper als Blick- oder Sprechweisen auffaßt. Im Anschluß an Husserl nennt Waldenfels sie die *naturalistische* und die *personalistische* Einstellung.²⁷⁷

Die naturalistische Einstellung führt zu einem Körperding, der Körper kann als Drittes von außen betrachtet werden, er ist etwas, er kommt vor wie ein Ding, das in einen Naturzusammenhang geordnet werden kann. Behandelt man den Leib so als Körper, so betrachtet man ihn unter einem abstrakten Gesichtspunkt.²⁷⁸

Die personalistische Einstellung meint den fungierenden Leib, es geht nicht um etwas, sondern um jemand, der in der Welt ist, der Leib ist fungierender, er leistet etwas, spielt eine Rolle, ist Bedingung für etwas und er ist Medium: „Der Leib ist Medium, in dem eine Welt als solche auftritt.“²⁷⁹ Der Leib tritt auf als Wahrnehmender, Bewegender, Empfindender. Der Leib kann aber auch in naturalistischer Einstellung *als* Ding betrachtet werden; es geht um Perspektiven, die eingenommen werden, um über ihn zu reden.²⁸⁰

Der phänomenale Leib ist ein Erkenntnisobjekt und wie alle anderen Körper auch Gegenstand des Diskurses. Die Versuchung würde nun nahe liegen, einen Unter- und Überbau zu konstruieren. Der Unterbau ist der Leib, verankert in der Vorwelt und hinreichend in der Lebenswelt, darüber thront der Überbau, die Welt der Erkenntnis, der Natur an sich. Eine solche Konstruktion verfehlt den Körper in dezentrierter Struktur. Es geht immer, gleich welche Perspektive ich einnehme, um einen ganzen Organismus, einen Körper, einen Leib. Es geht um die Gesamttätigkeit dieses lebenden Körpers, egal wieviel ich davon gerade in den Blick bekomme. Ich gehe immer davon aus, daß die Tätigkeiten dieser dezentrierten Struktur immer die gesamte Struktur betreffen. In ihr können Dissonanzen auftreten und es gibt Dimensionen oder Register, die

²⁷⁷ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 248ff

²⁷⁸ Vgl. ebd., S. 189

²⁷⁹ Ebd., S. 249

²⁸⁰ Waldenfels zeigt weitere zwei Einstellungen auf: die performative „Ichrede“ und die konstative „über das Ich reden“ Vgl. ebd., S. 262

unterschiedliche Funktionen erfüllen und auf unterschiedlichen Ebenen spielen, es bleibt aber ein zusammenhängender Leib, Körper, Struktur in fortwährenden dynamischen Prozessen. Jede Teilung, die ich übernehme oder setze, ist eine Teilung im Dienst der Erkenntnis, im Dienst der Unterscheidung. So wie Wahrnehmen ein Akt der Unterscheidung ist, ist auch dieses Nachdenken über den Leib, den Körper ein Prozeß der Unterscheidung. Alle Teilungen sind künstlich und geschehen im Diskurs, Teilungen können und sollten sogar hinreichend motiviert sein, das ist in erster Linie eine methodische Frage, die Wahl der Perspektive ist am Ergebnis beteiligt, es gibt keinen unbeteiligten Beobachter, den gibt es nur, wenn man ihn von vornherein in der Versuchsanordnung vernachlässigt, beteiligt ist er immer. So kann die eine Perspektive Aspekte des Fragehorizontes besser in den Blick bekommen als eine andere. Die phänomenologische Perspektive bekommt den Leib, d.h. den lebendig wahrnehmenden Körper besonders gut in den Blick, in anderen Perspektiven wird er völlig unterschlagen, obwohl er tätig ist. Konsequenterweise und in Anschluß an Merleau-Ponty und Waldenfels müßte diese Arbeit generell vom Leib des Zuschauers handeln, vom Leib, der sich in Betrachtungsweisen in den Leib und in den Körper spaltet. Aus pragmatischen Gründen bleibe ich bei dem Begriff Körper, um den Untersuchungsgegenstand zu bezeichnen, auch wenn ich Waldenfels folge. Der Körper ist der übergreifende Begriff für unterschiedliche Blicke auf den Körper. Der Begriff des Leibes betont dann die phänomenologische Perspektive.

Es bleibt anzumerken, daß die Perspektive nicht nur das Erkenntnisobjekt beeinflußt, sie beeinflußt ebenso den, der die Perspektive wählt. Mit Blick auf die Skala von Zuständlichkeit bis Gegenständlichkeit, wie sie Straus vorgeschlagen hat, schreibt Waldenfels: „Diese Skalierung verändert nicht nur die Art, wie *etwas* mir erscheint, sondern auch die Art und Weise, wie *mir* oder wie *jemand* etwas erscheint.“²⁸¹

²⁸¹ Waldenfels, LbS, S. 104

Leib als dezentrierte Struktur

Setzt man das Konzept des Leibes in Beziehung zum Körper als dezentrierter Struktur, so muß man sagen, daß der Leib selbst ein Konzept ist, das auf der dezentrierten Struktur beruht. Es ist ein Konzept, das einen Part des Körpers in dezentrierter Struktur untersucht, es ist der Part dieser Struktur, der dem Bewußtsein nicht direkt zugänglich ist. Es ist ein Part und eine Spielart, die den Boden bereitet für alle weiteren Spielarten des Körpers. An anderen Spielarten ist das Bewußtsein stärker beteiligt, es weiß aber dann wieder nicht um die Beteiligung des Leibes.

Das Konzept des Leibes zeigt, daß es möglich ist, körperliche Strukturen zu denken und dabei die sattem bekannten Dualismen zu meiden. Es arbeitet mit Unterscheidungen. Es zeigt eine Sphäre der Differenz, das Zwischen auf, und es beschreibt Differenzen, wie beispielsweise die Differenz zwischen abstrakter und konkreter Einstellung oder Bewegung. Die Verbindung zwischen den Differenzierungen sind ins Konzept selbst eingeschrieben, beglaubigt durch die Sphäre des Zwischen, durch ein veränderliches Körperschema etwa und den Durchgangscharakter des Leibes, wie der Zeit und des Raumes.

Welche Relation besteht nun zwischen dem phänomenologischen Leib und den Arbeitsbegriffen Soma, Emotion und Mentales?

Diese Arbeitsbegriffe sind Differenzierungen, die auf einer zusammenhängenden, dezentrierten, enthierarchisierten, aber eben funktionell differenzierten Struktur aufbauen. Der Leib arbeitet ebenso in dezentrierter Struktur.

Der Leib ist aber eine eigene Beschreibungsdimension. Er ist ein Beschreibungsschema, das zu anderen quer steht, andere aber durchdringt. Es läßt sich sagen: Der phänomenale Leib unterliegt den Registern Soma, Emotion und Mentales. Der Leib ist in diesen drei Begriffen nicht erschöpft und die drei Begriffe sind mit dem Leib nicht erschöpft. Waldenfels scheint Leib und das Somatische synonym zu gebrauchen. Leib und Soma korrespondieren in der Tat stark, der Leib geht aber in Soma nicht auf, da am Leib, wie gerade gesagt, Emotion und Mentales ebenso

beteiligt sind. Der Leib durchdringt alle drei funktionellen Register, auch den mentalen Bereich und sogar den bewußten Mentalbereich: „Leiblichkeit ist uns mehr oder weniger bewußt. Leiblichkeit bedeutet: etwas tun, etwas sehen, etwas erfahren, und man kann ausdrücklich darauf achten, daß man es tut.“²⁸²

Der Leib ist ein Konzept, das den Zusammenhang betont. Der intentionale Bogen, der die Tätigkeit des fungierenden Leibes beschreibt, drückt dies aus. Das Verhalten des Leibes hat eine Bedeutung. Störung und deren Heilung sind nicht Prozesse, die sich entweder im Körperapparat oder in der Seele abspielen, sondern das Verhalten zu den Anderen selber wird verändert.²⁸³

Der Begriff des Werkzeugkörpers ist nach dem Durchgang durch die phänomenologische Perspektive nicht mehr haltbar. Er impliziert ein zu instrumentelles Verständnis vom Körper. Er erscheint dinghaft, die Bezeichnung Werkzeugkörper legt selbst wieder eine Hierarchie nahe: der Körper wird benutzt, eine Zweck- Nutzenrelation erscheint dominant und das Moment des Aktivischen und die Eigenständigkeit dieses Körpers werden nicht annonciert. Es gibt eine Stelle bei Waldenfels, in dem er sich dagegen verwehrt, den Leib als Werkzeug zu sehen: Bei der Einverleibung, dem Lernen eines Zusammenhangs ist der Leib nicht einfach Werkzeug, sondern die Dinge der Welt kommen im Leib zur Erscheinung und zur Darstellung.²⁸⁴ Wäre der Leib Werkzeug, so würde dies bedeuten, es gäbe ein Subjekt, das den Leib benutzt und über ihn verfügen kann. Das ist in der Tat nicht der Fall. Der Werkzeugkörper korrespondiert eher mit Waldenfels' generellen Begriff des Leibes vor der Spaltung. Er meint alle Möglichkeiten des Körpers, Möglichkeiten, seine Tätigkeiten abzuwägen und tätig zu werden. Der Werkzeug-körper ist vielleicht in der Sphäre des phänomenologischen Leibes mit dem habituellen Leib zu vergleichen. Wie könnte ein angemessenerer Begriff lauten? Dieser Körper ist Werkzeug und Material, er

²⁸² Ebd., S. 141

²⁸³ Vgl. ebd., S. 228

²⁸⁴ Vgl. ebd., S. 173. Erlerntes ist inkorporiertes Wissen. Vgl. ebd. S. 168

ist alle Möglichkeiten, alle Erfahrungen, er ist habituell, möglich, fähig, grundlegend, der wirkliche mögliche virtuelle Körper? Dieser Körper gewährleistet die Verbindung zwischen den unterschiedlichen aktuellen Körpern. Er ließe sich als *Horizontkörper* bezeichnen.

Auch im Umkreis und bei Merleau-Ponty taucht dieser Begriff an signifikanten Stellen auf. In der Vorrede des Übersetzers zu seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ charakterisiert Böhm die Philosophie Merleau-Ponty's als Philosophie der Endlichkeit, zentral für seine Erläuterung ist der Begriff des Horizonts. „Der Horizont ist der Umkreis, in dem unsere Sicht eröffnet ist, und er ist es, der die unübersteigliche Grenze unserer Sicht beschreibt.“²⁸⁵ Der Horizont schränkt ein und eröffnet, das Leben schränkt ein und eröffnet, und es ist endlich. Darin liegt seine Möglichkeit. Philosophie der Endlichkeit ist also auch Philosophie des Lebens und seiner Strukturen. Derridas Spur ist ebenso eine Spur des Lebens, sein Spiel der Differenzen ein ermöglichendes und ein beschränkendes im fortwährenden Wandel der Bewegung. Merleau-Ponty bezieht sich beim Begriff des Horizonts auf Husserl und schreibt in seiner nachgelassenen Schrift:

„Mein Fleisch und das der Welt sind also umgeben von Helligkeitszonen und von Lichtern, um die herum ihre Dunkelzonen kreisen; und die erste Sichtbarkeit, die des *quale* und der Dinge, ist nicht möglich ohne eine zweite Sichtbarkeit, nämlich die von Kraftlinien und Dimensionen; das massive Fleisch ist nicht möglich ohne ein subtiles Fleisch, der momentane Leib nicht ohne einen gloriosen Leib. Husserls Rede vom Horizont der Dinge - ihrem Außenhorizont, den ein jeder kennt, und ihrem 'Innenhorizont', jenem Dunkel, vollgestopft mit Sichtbarkeit, wo die Oberfläche nur eine Grenze darstellt - muß ernst genommen werden; der Horizont ist ebensowenig wie der Himmel oder die Erde eine Ansammlung fester Dinge, eine Klassenbezeichnung, eine logische Möglichkeit des Begreifens oder ein System der 'Potentialität des Bewußtseins': er ist ein neuer Seinstypus, ein Sein der Durchlässigkeit, der Trächtigkeit (*prégnance*) oder der Generalität: und derjenige, vor

²⁸⁵ Böhm, Rudolf, Vorrede des Übersetzers, in: Merleau-Ponty, PhW, S. VII

dem der Horizont sich öffnet, ist in ihn einbezogen und eingeschlossen. Sein Leib und die Fernen partizipieren an derselben generellen Leiblichkeit oder Sichtbarkeit, die zwischen ihnen und ihm und sogar noch über den Horizont hinaus herrscht, diesseits seiner eigenen Haut und bis in den tiefsten Grund des Seins.“²⁸⁶

Auch der Wissenschaftskörper ist ein Leib. Er befindet sich am Schreibtisch, im Seminar, in der Bibliothek, Aufforderungscharakter haben für ihn Begriffe, Bücher, Papier, als Theaterwissenschaftler auch das Theater, auch die Aufführung. Aber der Begriff droht möglicherweise, immer die erste Priorität der Aufforderung einzunehmen.

Der Leib des Wissenschaftskörpers ist nicht der aktuelle Leib in der Theatersituation. Da der Wissenschaftskörper sein Hauptbetätigungsfeld im abstrakten Nachdenken findet, ist er eher der Körper, der das konkrete Erleben des konkreten Zuschaukörpers im Theater sequenziert, er bricht es auf, es gibt Übergänge. Das Erlebte der Theateraufführung hat für den Wissenschaftskörper Aufforderungscharakter, aber es ist dann Sediment, das die konkrete Situation hinterlassen hat. Dieses Sediment ist Futter für den Wissenschaftskörper, der abstrakte Bereich nimmt es auf und schmilzt es um. Der Wissenschaftskörper agiert eher in der Erkenntniswelt. (Beteiligt sind Soma, Emotion und Mentales.) Die Gefühle der Aufführung sind zwar schon vergangen und können nicht wiederholt werden, aber der Wissenschaftskörper kann sie rekapitulieren, sie sind abgelegt im Leibgedächtnis (Soma). Der mentale Anteil ist naturgemäß groß. Die fließende Verbindung zwischen Wahrnehmen und Denken stellt der eine, ganze Körper her, der Zuschaukörper und Wissenschaftskörper bildet. Wie ist das Spiel zwischen Zuschaukörper und Wissenschaftskörper denkbar? Vielleicht strömt die Wissenschaftsaufmerksamkeit mit dem aktuellen Zuschaukörper mit. Es gibt dieses Phänomen bei dem Schauspieler auf der Bühne, es gibt den Spieler und es gibt die Figur, die konkret agiert, zwei Körper agieren gleichzeitig in einem, es gibt

²⁸⁶ Merleau-Ponty (1964/1986): Das Sichtbare und das Unsichtbare, München:Fink,S.195

Entscheidungen des Spielers und es gibt Entscheidungen der Figur.

Der Unterschied zwischen dem Zuschaukörper und dem Wissenschaftskörper in der Theatersituation können mit der Differenz konkret - abstrakt gekennzeichnet werden. Es ist eine diskursive Unterscheidung. Und der Mensch ist auf Unterscheidungen angewiesen. Merleau-Ponty beschreibt die wesentliche Eigenschaft des Menschen mit der Fähigkeit, gegebene Situationen zu übersteigen, um sie zu verändern. Hier kooperieren konkrete und abstrakte Fähigkeiten, die jeweils den gesamten Menschen betreffen und an dem er insgesamt beteiligt ist.

3.5 Leiber im Theater

Der Zuschaukörper im Theater ist ein Leib. Der Zuschaukörper ist nicht allein mit dem Leib beschrieben, aber mit dem Konzept des phänomenologischen Leibes können Aspekte des Zuschaukörpers beschrieben werden, die andere Beschreibungsmodelle nicht berücksichtigen. Es ist die Sphäre des unmittelbaren Erlebens. Der Leib ist im Theater anwesend, er nimmt wahr, er handelt, er kommuniziert und er verschafft ein besonderes Erleben in einem privilegierten Status.

Der Leib des Zuschauers ist im Theater anwesend. Der Leib ist voluminöses, pulsierendes, ständig agierendes Fleisch.²⁸⁷ Es saugt Luft ein und stößt andere Luft wieder aus, es nimmt auf und gibt ab. Das Fleisch wird von einer Wirbelsäule getragen, die ständig der Gravitationskraft widerstehen muß, die sich ständig zu ihr positionieren muß, die Wirbelsäule balanciert die Schwerkraft. Das kostet Kraft, der Leib hat ständig Hunger nach Luft, Nahrung; ständig wird Sauerstoff verbrannt. Der Leib ist raubendes Fleisch, er ist ein luftverpestender, eigensinniger Selbstorganisierer. Der Begriff des Leibes beschreibt dieses Riesenunternehmen

²⁸⁷ Materialität ist ein zu klinischer Begriff, er klingt objektivistisch, obwohl mit dem Leib Prozesse beschrieben werden, die hinter dem Etikett „Materialität der theatralen Kommunikation“ wohl gemeint sind. Es ist eine fleischliche Anwesenheit, und keine materielle. Für das lebendige Fleisch gibt es im französischen das Wort *chair*.

lediglich schematisch.

Der raumeinnehmende Leib ist mit den anderen Leibern - sowohl der Zuschauer als auch der Schauspieler - in einem *gemeinsamen Raum*. Der Leib kennt nicht die Grenze zwischen Zuschauerraum und Bühne. Der Leib setzt räumliches Kontinuum voraus. Durch seine Anwesenheit und durch sein Tun in diesem gemeinsamen Raum, der von Zuschauenden und Schauspielenden gebildet wird, ermöglicht der Leib Theater. Dieser gemeinsame Raum ist *ein* Raum. Der äußere Rahmen bildet der eine geometrale Raum, in dem sich Schauspielende und Zuschauende aufhalten.

Jeder anwesende Leib ist aber auch Ausgangsort für jeweils einen orientierten Raum. Diese *vielen* Räume überlagern sich, durchdringen sich.

Die moderne westeuropäische Theater-Konstellation beinhaltet aber auch eine Zweiteilung des Raumes in den Bühnenraum, den die Schauspieler einnehmen und in den Zuschauerraum, den das Publikum einnimmt. *Beide* Räume lassen sich in Figur- und Grundrelation beschreiben. Damit sind sie nie vollkommen getrennt. Während einer Aufführung bildet der Bühnenraum die Figur, der Zuschauerraum den Grund. Alle Aufmerksamkeit gehört dem Bühnenraum. Die Schauspieler agieren und bauen leibhafte Beziehungen zueinander auf. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer ist auf den Bühnenraum gerichtet. Der moderne Zuschauerraum selbst liegt im Dunkeln. Diese Relation ändert sich nicht, wenn die offensichtliche Rampe im Theater wegfällt und die Schauspieler im Raum agieren, der auch vom Publikum eingenommen wird. Dort liegt auch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf den Schauspielern, die anderen - jetzt besser sichtbaren Zuschauer - werden mitwahrgenommen, sie bilden aber genauso den Grund. Die Bühne wird mitgedacht, von ihr kommen die größten Energieströme, dort spielt die Melodie des Abends.

Der Zuschaukörper erscheint jetzt als Leib, und er erscheint als pluraler Leib; viele Zuschaukörper und die Sphäre des Zwischen bilden den *pluralen Zuschauleib*.²⁸⁸

²⁸⁸ Vgl. Pavis, Patrice (1996): *L'Analyse des spectacles*, Paris: Nathan Université. „La salle de théâtre fait corps.“ Ebd., S. 221

Die Leiber sind verbunden durch die Luft, die sie atmen. Sie sind verbunden durch ihren Fremdbezug, auf dem sie schon in ihrem Innern treffen. Und Leiber nehmen einander wahr und positionieren sich zueinander, wenn auch der Leib selbst nicht sichtbar ist. Er ist ein opaker Leib. Der Leib gewährleistet und fungiert, er ist daher vielleicht wahrzunehmen in der Art zu gehen oder zu stehen, in der Art der unwillkürlichen Gesten und Bewegungen. Der anwesende Leib im Theater ist ein aktueller Leib in der konkreten Zuschausituation.

Der Leib nimmt wahr, einzeln *und* als pluraler Leib. Jeder Leib ist ein Ausgangsort für Wahrnehmungsstrukturen. Der offene Leib verbindet den Zuschaukörper mit dem Geschehen auf der Bühne. Wahrnehmender und Wahrgenommenes sind noch nicht unterschieden. Der Leib bewohnt die Welt, und er bewohnt sie in einer Weise, daß er auch teilhat an der *prémonde*,²⁸⁹ die man vom beschreibenden, bewußten Standpunkt nur als *Vor* bezeichnen kann. Andere Anteile des Körpers haben zu ihr keinen Anteil. Und der Leib vermittelt zwischen *prémonde* und Lebenswelt.

Auch die Gefühlswahrnehmung kann auf diesem Wege geschehen. Der Leib bildet gemeinsame Strukturen mit dem Geschehen auf der Bühne, der Leib produziert ein Gefühl, das korrespondiert zu dem, was auf der Bühne geschieht. Ist Wahrnehmung Gefühlsdarstellung oder Darstellung überhaupt? Waldenfels legt an mehreren Stellen diesen Gedanken nahe. Er betont aber gleichermaßen den Produktionscharakter von Wahrnehmung. Es stellt sich die Frage des Verhältnisses von Produktion und Darstellung. Demnach muß auch Darstellung als Produktion bezeichnet werden.

Die gemeinsame Struktur sorgt von vornherein dafür, daß das Konzept nicht in Solipsismus mündet, die Welt ist da, sie ist das Bühnengeschehen, das auch den anderen Zuschauern entgegenströmt, jeder von seinem orientierten Raum aus in der gemeinsamen Zeit der Aufführung, in der Jetztzeit, die von jedem Leib

²⁸⁹ Die *prémonde* ist nach Merleau-Ponty und Waldenfels der Bezug zur Welt, der der ausdrücklich geschaffenen und geformten Welt noch vorausgeht. Vgl. Waldenfels, LbS, S. 96

ausgeht, gebettet in die gemeinsame Zeit der Aufführung. In diesem Spiel der Wahrnehmung tritt die Wirklichkeit, hier die Zuschautsituation und das Bühnengeschehen, nach Waldenfels sogar als Mitspielerin auf.²⁹⁰

Der plurale Leib bildet für den einzelnen Leib wieder einen Hintergrund. Durch die vielen überlappenden Strukturbildungen ist es vorstellbar, wie sich die Wahrnehmungen der Einzelnen gegenseitig beeinflussen. Es ist in der Tat so, daß das Publikum eine je spezifische Atmosphäre schafft, in der dann der Einzelne (lediglich) eingewoben ist. Seine Wahrnehmung gehört ihm auch nie ganz allein. Wäre er aber der einzige Zuschauer, fühlte er sich erst recht nicht wohl. Theater für einen einzelnen Zuschauer ist ganz selten,²⁹¹ das Publikum ist immer als pluraler Leib gemeint. Der einzelne Zuschaukörper ist also immer eingewoben und er trägt gleichzeitig zu diesem Netz bei, er knüpft es selbst, denn seine Wahrnehmungstätigkeit ist eine produzierende.

Der Zuschau Leib handelt *aktiv*. Es ist nicht nur so, daß der Leib etwas tun muß, um etwas wahrzunehmen, es ist auch so, daß er das Wahrgenommene verändert. Er ist beteiligt an dem, was er eigentlich vermeintlich nur wahrzunehmen hat in seinem Sessel im dunklen Zuschauraum. Er schafft es mit.

Der Zuschau Leib trägt die Aufführung, er fordert die Schauspieler heraus, der Zuschau Leib ist Aufforderung.

Der einfache Kreislauf von Jakob von Uexküll macht es schon deutlich: Merken und Wirken stehen in einem Kreislauf zueinander. Dieser Kreislauf läuft unwillkürlich ab. Der Zuschau Leib verändert die Atmosphäre. Das Agieren der Zuschau Leiber wirkt auf die Leiber der Schauspielenden, die ihr Tun ändern

²⁹⁰ „Das Wahrnehmen und Handeln spielt sich in einer Szene ab, in der die Wirklichkeit selbst als Mitspielerin auftritt. Die Wirklichkeit ist nicht einfach da als etwas, das verändert oder bloß registriert wird, sondern sie ist da, indem wir Handlungen in ihr ausführen und aufführen.“ Waldenfels, LbS, S. 194

²⁹¹ Es gibt Puppenspieler, die die Bühne auf ihren Knien aufbauen und nur für einen Zuschauer spielen.

können. Sind Zuschauer unberührt, ziehen sie sich innerlich zurück, die Schauspieler fallen durch das kalte Gitter der Abweisung. Manchmal wird dieses Gitter schon erzeugt durch eine allzu intellektualistische Zuschauhaltung, an der der Zuschaleib kaum beteiligt ist; das Abwesensein des Leiblichen des Zuschaukörpers verhindert intensives Wahrnehmen. Inneres Zurückziehen gibt es in der phänomenologischen Sprache nicht, der Leib hört auf zu arbeiten, der offene Leib ist nicht mehr tätig. Es sitzt dann im Sessel ein Zuschaukörper ohne Leib, zumindest ohne offenen Leib, es verbleibt ein Leib, der mit Selbsterhaltung beschäftigt ist, er hält sich mehr oder weniger aufrecht im Sessel und fächelt sich Luft zu, er atmet, das ist alles.

Der offene Zuschaleib *verändert* nicht nur die Aufführung, sondern auch *sich selbst*. Er läßt sich innerlich Berühren, er ist bewegt, er bewegt sich genaugenommen auch selbst. Die Alltagssprache verwendet das gleiche Wort: Berühren oder Bewegen für innere und äußere Vorgänge. Innen und Außen ist nicht wirklich zu unterscheiden. Die Faust ist der Zorn, schreibt Waldenfels. Körperhaltung ist Ausdruck und keine Begleiterscheinung.

Das Theater hat einen besonderen Bezug zu den Prozessen des Lebens. Theater existiert nur im gleichzeitigen Moment des Produzierens und Erlebens. Theater ist Kunst, die hergestellt wird. Das Mittel sind lebendige Körper, Leiber. Tätige, aktuelle Leiber werden auf der Bühne ausgestellt nur für die Zeit der Aufführung, an der nur die aktuellen Leiber des Zuschaukörpers teilhaben. Danach ist alles nur noch ein Sediment in beider Leiber und Körper. Theater lebt von den aktuellen Leibern; die ausgestellt agierenden Leiber schaffen Strukturen (intentional: gerichtet und sinnvoll), die durch Leiber sinnvoll wahrgenommen werden.

Die Aufführung ist ein ständig sich verändernder dynamischer Prozeß, in dem der Zuschaukörper in die Strukturen eintaucht, sie mitbildet, mitträgt, mitproduziert. Er vollzieht produktiv nach und verändert sich, den Abend und die Schauspieler. Schauspieler spüren sehr genau die immer andere Anwesenheit des Publikums, nehmen sie als Aufforderung und Unterstützung wahr. Der Unterschied zwischen

Probe und Aufführung wird durch die Anwesenheit des Publikums bewerkstelligt. Der schlafende, desinteressierte Zuschauer ist respektlos, er schlägt seine Leibtüren zu und verletzt so den Schauspielleib, der Strukturen bildet und Beteiligung, Aufnahme für die Struktur sucht. Umgekehrt kann auch ein Schauspielleib den Zuschauleib verletzen. Das Theater lebt von gemeinsamen Strukturen, die Strukturen des Lebens sind.

4 Der Körper als äußerer Beobachter

Der Körper als äußerer Beobachter ist der Körper in naturalistischer Einstellung, wie Waldenfels ihn in Anschluß an Husserl nennt.²⁹² In dieser Sprech- oder Blickweise kann der Körper als Untersuchungsgegenstand von außen betrachtet werden. Der Körper wird Körperding. Wenn auch das Thema dasselbe bleibt, ändert sich jetzt die Methode. Thema bleibt der lebendig wahrnehmende Körper. War der phänomenale Leib Ergebnis philosophischer Reflexion, wird der Körper nun Gegenstand des naturwissenschaftlichen Experiments. Der Experimentator - der Körper als äußerer Beobachter - nimmt die Position eines Dritten ein. Wie jede Ausgangsposition und Perspektive bestimmt auch diese das Ergebnis: Die naturwissenschaftliche Modellbildung bekommt bestimmte Fragestellungen in den Blick, andere bleiben außerhalb der Perspektive.

Naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Modelle unterscheiden sich nicht in ihrem Status, sie sind alle Weltbilder, Welterklärungsmodelle. Während man im geisteswissenschaftlichen Diskurs bei der Frage der Soma wie an einer „Blindmarke“ stehenbleibt, sind von Naturwissenschaftlern Modelle entwickelt worden, die den somatischen Körper präziser zu beschreiben versuchen. Einige sollen hier skizziert werden, um sie als Modelle diskutierbar zu machen. Ähnliches gilt für die Sicht auf den Körper als äußeren Beobachter. Längst hat sich die Naturwissenschaft vom Cartesianischen Modell weg entwickelt. Wahrnehmungsprozesse werden nicht mehr zwischen Auge und Objekt vermutet, sondern sie werden in innerkörperlichen Prozessen, die insbesondere von der Neurobiologie beschrieben werden, angesiedelt.

Beide Perspektiven, die geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche, arbeiten am selben Projekt. Ihre gegenseitige Abschottung ist historisch gewachsen. Eine engere Verflechtung brächte Vorteile für beide Sichtweisen, sie

²⁹² Vgl. Kap. 3.4

wird zusehens gefordert, so beispielsweise von Michel Serres.²⁹³

In diesem Kapitel geht es neben der methodischen Sicht auf den Körper darum, naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu nutzen, um die Ausarbeitung eines Körpers in dezentrierter Struktur weiter voranzutreiben. Die komplexen Austauschprozesse innerhalb des Körpers, die alle in der Matrix der dezentrierten Struktur arbeiten, können mit diesen Modellen anschaulich gemacht werden.

4.1 Auf der Bühne des Gehirns

Der Philosoph und Neurobiologe Gerhard Roth hat den Dialog zwischen Philosophie und Naturwissenschaft in seine Arbeit integriert. Er hat die Physiologie visueller Wahrnehmung untersucht und aus den Ergebnissen philosophische Konsequenzen gezogen.²⁹⁴ Seine Untersuchungen werden hier genutzt, um ein Konzept gleichberechtigter Wahrnehmung abzuleiten und um die Instabilität und Prozeßhaftigkeit innerkörperlicher Wahrnehmungsvorgänge im Detail darzustellen. Die Vorstellung einer festgefügtten Objekt- und Außenwelt soll endgültig verabschiedet werden. Wahrnehmungsprozesse spielen bei Roth „auf der Bühne des Gehirns“, wobei dieses Modell des Gehirns nicht konfrontative und einfache horizontale Anordnungen, sondern komplexe dreidimensionale Prozesse nachzeichnet. Die Horizontale der „Bühne“ meint die Gleichrangigkeit der Wahrnehmungen.

Aus physiologischer Perspektive ist Wahrnehmung Reizverarbeitung. Die Umwelt „zerfällt“ auf der Retina, es schließen sich physiologische Prozesse an.

Visuelle Wahrnehmung hat Roth durch Experimente mit Tieren erforscht. Im

²⁹³ Vgl. Englert, Klaus: Unsere Freiheit hängt von der wahren Information ab. Warum wir den Dialog zwischen der Philosophie und den Naturwissenschaften vorantreiben müssen: Ein Gespräch mit Michel Serres, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 10. 2000

²⁹⁴ Vgl. hier und im folgenden Roth, Gerhard (1998): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, Frankfurt am Main: Suhrkamp (=GsW)

Experiment wird ein Versuchstier und ein Gegenstand mit bestimmten Eigenschaften, hier ein Würfel mit einer bestimmten Kantenlänge, in örtliche Nähe zueinander gebracht und so positioniert, daß sich zwischen den Augen des Versuchstieres und dem Gegenstand eine gerade, ununterbrochene imaginäre Linie bilden läßt. Experimentell nachweisbar sind Veränderungen in den Zellen der Retina, die sich auf Wahrnehmung dieser bestimmten Kantenlänge spezialisiert haben. Diese Zellen verändern ihr elektrisches Potential. Die Kantenlänge muß einen Reiz ausgeübt haben, der zu dieser Veränderung führte. Der Zusammenhang zwischen Kantenlänge und Veränderung der Zelle ist Ergebnis langer Versuchsreihen und aufwendiger Experimente. Die Interpretation lautet: Die Zelle nimmt einen Reiz wahr? Die Zelle verändert ihr Potential.

Die *Differenz* ihres Zustandes vor und nach der Erregung oder Aktivierung - offensichtlich durch eine bestimmte Kantenlänge - ist das Signal, das durch weitere Zellen und Zellverbände weiterverarbeitet wird. Dabei spielen Nervenzellen die entscheidende Rolle.

Nervenzellen, sogenannte Neuronen, sind Zellen, die hinsichtlich ihrer Funktion und ihrer Bauart spezialisiert sind. Sie sind durch zahlreiche Verzweigungen gekennzeichnet: Sie verfügen über einen Dendritenbaum, der die Erregung aufnimmt und zum Zellkörper weiterleitet; und sie haben ein Axon, der die Erregung von der Zelle fortleitet. Die Erregungsübertragung von Zelle zu Zelle erfolgt durch Synapsen. Synapsen ermöglichen den Kontakt zwischen den Nervenzellen, sie sind spezielle Kontaktgebilde der Nervenzelle. Es gibt chemische und elektrische Synapsen. Bei elektrischen Synapsen wird die Erregung direkt übertragen, bei chemischen Synapsen sind Transmitter als Botenstoffe tätig. Eine einzelne Nervenzelle besitzt zehntausend erregende und hemmende Synapsen, die von rund tausend Nervenzellen stammen. Die Erregung wird von den Synapsen der Dendriten aufgenommen und zum Axonhügel weitergeleitet, dort entsteht das Aktionspotential, das die Zelle veranlaßt, die Erregung über das Axon an andere Neurone weiterzuleiten. Damit dies der Fall ist, müssen sehr viele Synapsen der sehr vielen Synapsen aktiv werden. Je näher eine Synapse am

Axonhügel sitzt, um so höher ist die Chance, daß die Erregung auch bis zum Axonhügel gelangt und mit den *zeitgleich oder zeitnah* eintreffenden Erregungen anderer Synapsen zum Aktionspotential summiert. Es ist also auch möglich, daß Erregungen einfach „versanden“. Eine Zelle kann eine andere auch nur dann aktivieren, wenn sie mit vielen Dendriten, und damit mit vielen Synapsen an ihr sitzt. Wichtig ist noch das Verhältnis von erregender und hemmender Synapsen. Die Überzahl hemmender Synapsen kann auch dazu führen, daß die Erregungsweiterleitung einfach unterbrochen wird.

„Das Dogma der heutigen Neurobiologie lautet, daß *alle* Leistungen des Gehirns aus den geschilderten Integrationsleitungen einzelner Nervenzellen resultieren.“²⁹⁵ Das Gehirn kann man sich, grob gesprochen, als eine immense Ansammlung von Nervenzellen vorstellen, die in funktionale und anatomische Einheiten, wie Schichten, Areale oder Hirnteile, zusammengefaßt werden. Der Cortex (Rinde des Großhirns) spielt eine besondere Rolle, da Bewußtsein an die Aktivität in diesem Hirnteil gebunden ist.

Das Entstehen des Aktionspotentials eines Neurons ist bereits ein integrativer Vorgang, die Verarbeitung eines Reizes, z.B. eine bestimmte Kantenlänge, erst recht. Der entscheidende Schritt ist aber bereits bei der Aktivierung der ersten Zellen vollzogen. Reize aus der Umwelt, Ereignisse außerhalb des Körpers treten in den Organisationsraums des Körpers. Umweltreize werden in die „Sprache des Gehirns“ übersetzt. Dieser Satz ist bereits eine Schlußfolgerung oder Interpretation. Im Rahmen dieses Kantenlängen-Experimentes ist die Aktivierung der Nervenzelle nachgewiesen. Daß die Aktivierung tatsächlich von der Kantenlänge herrührt, muß im Rahmen dieses Experiments als Erfahrung gelten und das Wort Reiz ist vielleicht einfach gewohnte Umgangssprache. Liegt nun eine Kausalbeziehung vor oder „lediglich“ ein hinreichender Grund?

Innerhalb der Neurobiologie kann ebenso als Dogma bezeichnet werden: *Innerhalb*

²⁹⁵ Ebd., S. 46

der neuronalen Welt findet eine Verarbeitung nach den Prinzipien der neuronalen Welt statt. Roth nennt als diese Prinzipien die Neutralität des neuronalen Codes, das Ortsprinzip, die zeitlichen Aktivitätsmuster und die Ensemble-Codierung.

Egal welcher der „Sinne“ die Nerven aktiviert, die Nerven arbeiten chemisch und elektrisch, im Gehirn kommen Aktionspotentiale an, diese Aktionspotentiale sind neutral, sie tragen keine Bedeutung oder ihren Ursprungsreiz auf ihrem Buckel, sie sind eine *zeitlich begrenzte Differenz* zwischen elektrischen Ladungen oder Transmitterkonzentrationen, kurz Aktionspotentiale. Der große Vorteil dieser Neutralität besteht darin, daß verschiedene Sinnessysteme und Verarbeitungsbahnen miteinander kommunizieren können.²⁹⁶ Und selbst die Verbindung zwischen Merken und Wirken liegt hier begründet. Es gibt sensorische und motorische Nerven, die meisten aber haben sensorischen und motorische Fasern und heißen daher gemischte Nerven.

Damit aber nun eine Kantenlänge auch als eine Kantenlänge identifiziert bzw. interpretiert wird, gilt das Ortsprinzip, die Modalität und die Qualität eines Reizes wird festgelegt durch den Ort des Auftretens der Erregung im Gehirn. Die Erregung, die im Auge ihren Ausgang nahm, taucht an mehreren, bestimmten Orten des Gehirns wieder auf, die Aktivität an diesen Orten wird vom Gehirn selbst als Sehen interpretiert. Diese Interpretation durch das Gehirn ist genetisch vorgeprägt, beim Menschen bilden sich die dazu nötigen Strukturen, die auch als „Verdrahtungen“ bezeichnet werden, zum großen Teil aber erst unter Umweltstimulierung in den ersten Lebensjahren heraus; später laufen sie automatisch und können meistens nicht mehr verändert werden.

Die Bedeutung des *zeitlichen* Aktivitätsmusters wird derzeit fieberhaft erforscht. Es repräsentiert Intensität und Zeitdauer eines Reizes.

Eine einzelne Nervenzelle ist nie allein für eine Aktivitätsweiterleitung verantwortlich. Es findet stets eine sogenannte Ensemble-Codierung statt. Die Weiterleitung erfolgt komplex, und zwar in konvergenter, divergenter und paralleler Weise. Der Ursprungsreiz bzw. die ersten Aktionspotentiale werden in

²⁹⁶ Vgl. Roth, S. 249

zusammenfügenden, verteilenden und separaten Bahnen weitergeleitet. Innerhalb des Gehirns nehmen diese Bahnen unterschiedliche Wege, so daß für das Sehen beispielsweise nicht ein Ort im Gehirn signifikant ist, sondern mehrere. Zur Interpretation der einlaufenden Aktionspotentiale nutzt das Gehirn zu einem ganz überwiegenden Teil sein eigenes Gedächtnis. Roth betont daher, daß das *Gedächtnis unser wichtigstes Sinnesorgan* sei.

Soweit die Ergebnisse aus dem naturwissenschaftlichen Experiment. Ihre weitere Interpretation streift bereits die Fächergrenzen und läßt sich wohl auch nicht mehr rein naturwissenschaftlich durch das Experiment nachweisen.

Wie kommt die Außenwelt wieder aus dem Gehirn? Welchen Weg nimmt das Aktionspotential zur wahrgenommenen Kantenlänge? Auch Roth sieht Wahrnehmung als ein Konstrukt und betont dabei zwei Aspekte. In trivialen Sinne hat die Wahrnehmung dieser Kantenlänge nichts mit der realen Kantenlänge zu tun, wahrgenommene Kantenlänge und reale Kantenlänge gehören zwei Welten an, man kann höchstens eine Entsprechung zwischen den Kantenlängen postulieren. Im nicht-trivialen Sinne besteht vieles unserer Wahrnehmung aus Inhalten, die keine Entsprechung in der realen Welt haben, weil das Konstrukt, das das Gehirn liefert, aus vielen Eigensignalen (Gedächtnis) zusammengesetzt ist.

Roth unterscheidet zwischen Realität und Wirklichkeit, um die physikalische Welt, die Welt der neuronalen Prozesse und die subjektive Erlebniswelt zueinander ins Verhältnis zu setzen. Er setzt eine Realität, in der es ein Gehirn als Konstrukteur geben muß. Dieses reale Gehirn bringt die Wirklichkeit hervor. Alle wahrgenommenen Dinge existieren für uns in der Wirklichkeit, die Realität bleibt unzugänglich, das gilt für ausnahmslos alles, was wir wahrnehmen. Die Wahrnehmung spielt auf der Bühne des Gehirns. Die Kantenlänge, die ich wahrnehme, ist die wirkliche Kantenlänge, nicht die reale. Das Gehirn konstruiert die Wirklichkeit. Alles, was ich wahrnehme, bildet die Wirklichkeit; es ist die phänomenale Welt, die immer Wahrnehmung von etwas ist.

Die Welt der neuronalen Prozesse und die Welt des Mentalen (die wahrgenommene Kantenlänge) setzt Roth als parallele Zustände, wobei die neuronalen Prozesse als notwendige Grundlagen erscheinen, sie erklären aber noch nicht hinreichend die Welt des Mentalen.

Wenn alles, was ich wahrnehme, ein Konstrukt des Gehirns ist, nehme ich alles auf der *selben* Bühne der Wirklichkeit wahr! Der Gestalttheoretiker Wolfgang Köhler machte bereits 1929 klar, daß alles, was ich wahrnehme, nur *eine* Welt bildet.²⁹⁷ Die Wirklichkeit unterliegt den selbstorganisierenden Prinzipien des Gehirns. So müssen auch die Grenzen, die wir innerhalb unserer Wahrnehmungswelt ziehen, etwa zwischen meinem Körper und der Außenwelt, Konstrukte des Gehirns sein. Roth knüpft an Köhler an und unterscheidet drei Bereiche, in die sich die phänomenale Welt aufgliedert: „die Welt der mentalen Zustände und des Ich, die Welt des Körpers und die Außenwelt.“²⁹⁸

Wie grenzt das Gehirn diese Bereiche voneinander ab? Die Grenzen zwischen Körper und Außenwelt werden gelernt. Berührt der Säugling einen Gegenstand, erreicht das Gehirn ein Signal der berührenden Hand; berührt er dagegen seine eigene andere Hand, gelangen zwei Signale ins Gehirn, die der berührenden und die der berührten Hand. Der eigene Körper wird im Gehirn durch eine motorische und eine sensorische Abbildung (Homunculus), die sich bei jeder Bewegung gegenseitig bestätigen, repräsentiert. „Tiere und Mensch verhalten sich zuerst, und dann bestimmt sich der Aufbau der sensorischen Welt.“²⁹⁹ Das Körperschema (und damit auch die Körpergrenze) ist keineswegs fest, es muß ständig durch Körpersensorik und -motorik bestätigt werden. Die Grenze ist beweglich.

Die Herausbildung der *Grenze zwischen Körper und Mentalem* beschreibt Roth als Ausschlußverfahren: „Das bedeutet, daß all das in sensorischen corticalen Zentren als Vorstellung, Erinnerung oder Denken angesehen wird, was *nicht* aktuelle

²⁹⁷ Vgl. ebd., S. 316

²⁹⁸ Ebd.

²⁹⁹ Ebd., S. 320

Wahrnehmung darstellt und/oder mit aktuellem Handeln verbunden ist.“³⁰⁰ Diese Bestimmung erinnert an die Unterscheidung zwischen konkret und abstrakt, entweder das Gehirn ist konkret mit Wahrnehmung oder Handeln beschäftigt oder es arbeitet im abstrakten Bereich des Mentalen. Die Unterscheidung von Roth impliziert aber auch, daß ich in einer konkreten Situation sozusagen ganz Körper wäre, der Körper okkupiert den Mentalbereich, Leistungen des Mentalen werden in der konkreten Situation laut Roth zur Körperleistung. Sein Bereich des Mentalen ist zu eng bemessen mit „Vorstellung, Erinnerung oder Denken.“ Die Koordinationsleistungen, die gerade das Gehirn bei Wahrnehmung und Bewegung leistet, wird dem Körper zugesprochen. Roths Ausschlußverfahren ist problematisch, scheint hier ein überwunden geglaubtes Vorurteil wieder auf: Mentales wird zum Kopf, der denkt? Oder verwechselt Roth Mentales und Ich? Roth unterschlägt beispielsweise die bewußte Aufmerksamkeit bei Handlungen in einer konkreten Situation, konkrete Situationen zeichnen sich gerade durch ein hohes Maß an mentaler Präsenz, also Aufmerksamkeit aus. Roths Interpretation heißt auch: Mentales ist das Selbstgespräch des Gehirns; gibt es keine aktuelle Wahrnehmung oder Handlung, kommt kein Signal ins Gehirn, es unterhält sich mit sich selbst, es verarbeitet bereits stattgefundenene Bewegungen und Sinneseindrücke.

Schon an der Definition des Mentalen, die Roth gibt, ist erkennbar: Auch die Grenze zwischen Körper und Mentalem ist nicht starr, sie ist sehr flexibel und veränderbar. Roth betont die großen ethnischen und historischen Unterschiede bei der Ausprägung der Grenze zwischen Körperlichem und Mentalem. Zwischen Körperlichen und Mentalem besteht eine enge sprachliche Beziehung.³⁰¹ „Gefühle scheinen irgendetwas zwischen Mentalem und Körperlichen zu sein.“³⁰²

Das Ich ist Teil des Mentalbereichs, es bringt ihn nicht hervor. Das Ich *erlebt sich* als Subjekt, das einen Körper besitzt und der Außenwelt gegenübersteht. Das Ich erlebt Bewußtsein. (Die allermeisten Vorgänge bewältigt das Gehirn, ohne daß

³⁰⁰ Ebd., S. 320f

³⁰¹ Vgl. ebd., S. 321

³⁰² Ebd., S. 314

seine Arbeit in der Wirklichkeit vom mentalen Zustand des Bewußtseins begleitet wird. Roth vertritt die These, daß Bewußtsein auftritt, wenn neue Neuronennetze geknüpft werden müssen, wenn Neues und Wichtiges integriert werden muß. Bewußtsein ist ein Aktionsmuster bei 40 Hertz.)

Es wird deutlich, daß die Grenzen zwischen diesen Bereichen auf der Ebene der Wirklichkeit, unserer Wahrnehmungswelt, nicht fest sind, sie sind beweglich, auch wenn sie nicht beliebig verändert werden können. Es fällt auch auf, daß es gar nicht so einfach ist, diese Bereiche sorgfältig voneinander zu trennen. Das zeigt nicht nur die etwas vage Bemerkung, daß Gefühle etwas zwischen Körper und Mentalen sind, das zeigt auch der Status des Körperlichen. Zum einen kann er erlebt werden. Das Ich erlebt seinen Körper. In welchen Bereich muß beispielsweise das Leibspüren geordnet werden, in den Körperlichen oder in den mentalen Bereich?

Es scheint von beiden Richtungen beschrieben werden zu können. Die mentale Aufmerksamkeit wendet sich dem eigenen Körper zu, der mentale Bereich erweitert sich, wandert in den Körper sozusagen. Andererseits kann man diesen Vorgang auch dem Körperlichen zuordnen, die Inhalte des Spürens werden als körperliche identifiziert. Die nicht starre Zuordnung von Körperlichem und Mentalen kann man auch an der historisch variierenden Zuordnung der Seele sehen: Während der moderne Europäer die mentalen Zustände im Kopf lokalisiert, wurden sie in der Antike im Herzen oder im Zwerchfell vermutet.³⁰³ Was diese Zuordnungen gemeinsam haben, ist ihre Existenz in der Wirklichkeit, es sind Zuordnungen in der Wirklichkeit. Alle unsere Körperbilder existieren notwendigerweise in der Wirklichkeit.

Zum Anderen ist der Körper etwas Äußerliches vom Standpunkt des Ich aus. So lassen sich die neuronalen Vorgänge im Gehirn nicht erleben, sondern nur als Äußeres studieren.

Aus diesen Erkenntnissen läßt sich ein Konzept enthierarchisierter Wahrnehmung

³⁰³ Vgl. ebd.

formulieren. *Was immer der Körper wahrnimmt, es ist Wahrnehmung innerhalb einer Welt, innerhalb der Wirklichkeit.* Alles Wahrgenommene beschreibt die Neurobiologie als ein Konstrukt des Gehirns. Das betrifft die Umwelt, den eigenen Körper und die Gedanken. Es gibt keine bevorzugte Wahrnehmung etwa des Gedanklichen oder der Umwelt. Der Körper, der gern für unzugänglich gehalten wird, wird genauso wahrgenommen wie die Umwelt oder die Gedanken. Er unterliegt den gleichen Spielregeln. Der Körper ist genauso weit von der Realität entfernt wie die Umwelt oder die Gedanken. Er hat es nicht schwerer und nicht leichter als andere Gegenstände der Wahrnehmung. Das Konzept der enthierarchisierten Wahrnehmung reagiert auf eine Überbewertung des Ich. Hierarchische Wahrnehmung geht von einem thronenden Ich aus und entwickelt von dort aus Dualismen. Abendländische Dualismen wie Geist gegen Körper, Verstand gegen Gefühl oder Willensfreiheit gegen Trieb tragen auf der höher bewerteten Seite Insignien des Ich: Geist, Verstand, Willensfreiheit wurden dem Ich zugeschrieben. Im Konzept der enthierarchisierten Wahrnehmung ist es nicht mehr das Ich, das wahrnimmt, sondern es ist der Körper, der wahrnimmt. Das Ich ist Konstrukt und auch Ergebnis letztendlich von Wahrnehmung. Das Ich hat eine besondere Aufgabe zum Beispiel als Koordinator und Aufmerksamkeitsbündler, ihm wird Wahrnehmung zur Verfügung gestellt; es empfindet Emotionen als erlebnismäßigen Zugang und besitzt einen Körper und damit auch äußeren Zugang zum Körper.

Was bedeutet Zugänglichkeit, was meint Zugang? Da der Mensch nur in der phänomenalen Welt, in der Wirklichkeit etwas wahrnimmt und erfährt, kann der Zugang ja nur sein, daß sich in der Wirklichkeit Dinge, Ereignisse usw. manifestieren. Die phänomenale Welt ist dem Menschen Zugegangenes. Das Bewußtsein ist Teil dieser Wirklichkeit, aber nur ein verschwindend kleiner. Das Bewußtsein hat nicht nur Zugang, es ist Zugegangenes. Die Phänomenologen sagen, Bewußtsein ist Bewußtsein von etwas. Die Neurobiologie kommt zum selben Schluß. Der allergrößte Teil des Zugegangenen bleibt unbewußt. Alle

vegetativen Lebensprozesse des Menschen funktionieren beispielsweise ohne Bewußtsein, und das ist nur gut so, sonst wären wir bei der aller kleinsten Unachtsamkeit - wir vergessen zu atmen - sofort in Lebensgefahr. Die Grenzen zwischen bewußten und unbewußten Vorgängen sind auch fließend, so können etwa indische Yogi nach langer Übung ihre Darmtätigkeit beeinflussen.

Das Problem der Zugänglichkeit bzw. die Auffassung, der Körper sei nicht zugänglich, rührt wohl aus der Tatsache, daß die phänomenale Welt dem Menschen unmittelbar gegeben ist und aus dieser Unmittelbarkeit ein Problem, eben das Problem der Zugänglichkeit abgeleitet wird. Daher ist es unbedingt vonnöten, die Vorteile, die diese Unmittelbarkeit mit sich bringt, herauszustellen. Ich behaupte, daß ich Zugang zur Welt habe, gerade weil sie mir unmittelbar, als in der phänomenalen Welt gegeben ist. Gerade weil ich mit den „technischen Vorgängen des Zuganges“ nichts zu tun habe, kann ich mich der Welt zuwenden, erfahre ich sie. Die Intentionalität, von denen die Phänomenologen reden, ist genau diese Spannung über die technischen Details hinweg. Wäre ich tatsächlich mit der Wahrnehmung beschäftigt und müßte ich diese bewußt regeln, dann würde genau dies einen Zugang nach außen verhindern. Ich müßte die ersten Signale selbst transportieren, die möglicherweise manipulativen Strukturen des Ich wären von Anfang an beteiligt. Das Ich würde nur das Eigene zusammenbauen. Fremdes, die Umwelt, der Andere und so fort hätte gar keine Chance, das wäre in der Tat solipsistisch. Außerdem wäre ich völlig damit beschäftigt, die erlernten Konstruktionen herzustellen, das Ich wäre sein eigener Konstrukteur. Außerdem hätte ich es mit ganz anderen Größenverhältnissen zu tun, ich stelle mir vor, ich müßte einen einfachen Würfel selbst Kantenlänge für Kantenlänge zusammen-bauen, ein einfaches Bild käme ja nie zustande, also Dank an meinen Körper, der das für mich übernimmt. Das Problem der Zugänglichkeit ist kein Problem des gesamten Körpers, es ist ein Problem des Ichs, das sich in Dinge einmischen will, die es nicht versteht. Gerade weil der Körper mir auch unzugänglich ist, bekomme ich Zugang zu mir, zu meinem Körper, zur Umwelt

usw. Zugänglichkeit hat auch wieder mit Aufmerksamkeit zu tun, Der Körper ist mir auf verschiedene Weise zugänglich: als Ich, als Drittes und als Selbst.

Das Ich handelt in der phänomenalen Welt, in der erlebten Wirklichkeit. Die Erlebniswelt ist der Raum, in dem verschiedene Informationen miteinander kompatibel gemacht werden. Aufgrund dieser Kompatibilität vermag sich der Übergang von sensorischen und motorischen Zuständen überhaupt zu vollziehen. Die Wirklichkeit ist der Raum, in dem mein Willensakt etwas veranlaßt: Empfindungsgemäß wird meine Bewegung direkt von dieser Absicht getrieben, es gibt kein Gehirn und kein Motorsystem dazwischen.³⁰⁴

Die Unmittelbarkeit hat nicht nur Vorteile für das Ich, sie hat auch Vorteile für die Arbeit des Gehirns, die unter anderem dafür verantwortlich ist, daß mir die Welt usw. unmittelbar gegeben ist. Sensorische und motorische Informationen werden „in dasselbe Datenformat“³⁰⁵ transformiert. Der neuronale Code ist ein *gemeinsames* Datenformat, das jeden beliebigen Grad von Abstraktion und ebenso jede Art von Handlungsplanung und Antizipation gewährleistet. Das Ich bekommt von den Verarbeitungsvorgängen nichts mit, das Gehirn blendet die Verarbeitungszeit von bis zu 1 Sekunde aus und gaukelt vor, daß das Ich Wahrnehmungen und Handlungen unmittelbar erfährt. Das bedeutet aber auch, daß das Ich genaugenommen etwas wahrnimmt, was bis zu einer Sekunde bereits in der Vergangenheit liegt. Bewußtsein wird erst nötig, wenn etwas Neues und Wichtiges integriert werden soll. Die *Aufmerksamkeit* wird so gefordert.

Nicht nur der Dualismus von Geist und Körper, auch die strenge Scheidung von Verstand und Gefühl ist nicht mehr haltbar. Auf der Ebene der Neurobiologie geht es um den unauflöselichen Komplex von Großhirnrinde und limbischen System.³⁰⁶ Es handelt sich um ein grundsätzliches Dual, um einen Zusammenhang, der die

³⁰⁴ Vgl. ebd., S. 325

³⁰⁵ Ebd., S. 327

³⁰⁶ Vgl. ebd., S. 178 ff

Frage, welcher der Komponenten am Anfang steht oder Priorität genießt, obsolet macht.

Das limbische System sind besondere ummantelte (limbus = Saum) neuronale Zellverbände, die sich durch alle Hirnteile ziehen, sie sind auf das Engste in die Weiterleitung von Impulsen involviert. Nicht ein Signal erreicht den Cortex, ohne daß es das limbische System passiert. Das limbische System gilt als das Verhaltensbewertungssystem des Gehirns. James Papez hat es 1937 zum Sitz der Emotionen erklärt.³⁰⁷ Das Gehirn muß zielgerichtet arbeiten, es ist in einen Organismus integriert, der überleben will, es muß Signale bewerten, und zwar schnell. Das limbische System bewertet und nutzt die Vorerfahrungen, die im Gedächtnis auch nach Bewertungskriterien abgelagert sind. Das limbische System entscheidet nach Kriterien wie Lust/Unlust aufgrund von Vorerfahrungen. Die aktuelle Bewertung wird wieder im Gedächtnis abgelegt. Das Wirken des limbischen Systems ist im Erleben an begleitende Gefühle gebunden. Roth schlußfolgert: Gefühle sind somit „konzentrierte Erfahrungen.“³⁰⁸ *Emotion* ist der erlebnismäßige Ausdruck des Prozesses der Selbstbewertung des Gehirns, so Roth.³⁰⁹ Das limbische System bewertet, was das Gehirn tut. Gefühle sind unabdingbar für Denken und Handeln. „Wer nicht fühlt, kann auch nicht vernünftig entscheiden und handeln.“³¹⁰

Roth bezeichnet das Gedächtnis als wichtigstes Sinnesorgan, und die Emotion bezeichnet er als konzentrierte Erfahrung. Diese rollende, kreisende und transformierende Benennung zeigt den Zusammenhang, das Ineinandergreifen, den Austausch während der Prozesse im Gehirn. So verwundert es nicht mehr, wenn auch er ein Kreismodell konstatiert. In dem Kreislauf³¹¹ sind Verhalten, Wahrnehmung, Bewertung, Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Wahrnehmung unablässig miteinander verknüpft und voneinander abhängig. Da diese

³⁰⁷ Vgl. ebd., S. 194

³⁰⁸ Ebd., 212

³⁰⁹ Vgl. ebd., S. 178

³¹⁰ ebd., S. 212

³¹¹ Vgl. ebd., S. 241

Funktionen jeweils spezifisch lokalisiert sind im Gehirn, zeigt dieser Kreislauf auch die ständige Interaktion zwischen den unterschiedlichen Gehirnteilen. Verhalten und Wahrnehmung ist an subcorticale Zentren des Cortex gebunden, für die Bewertung steht das verzweigte limbische System, Gedächtnisleistungen finden im Hippo-campus und im Cortex statt, die Aufmerksamkeit ist in der *Formatio reticularis* lokalisiert.

Aufmerksamkeit ist für Roth ein Zustand des Bewußtsein: „je stärker die Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Geschehen gerichtet ist, desto bewußter ist es.“³¹² Das Geschehen kann ein inneres oder äußeres sein. Für dieses Aufmerksamkeitsbewußtsein bildet das Bewußtsein des Ich einen ständigen Hintergrund. Zum Ich-Bewußtsein und zum Aufmerksamkeits-Bewußtsein unterscheidet Roth noch das Bewußtsein, das in unterschiedlichen Zuständen als Wachen, Dösen, Träumen, Schlafen usw. aufgefaßt wird.

In der Frage, wie Bewußtsein überhaupt entsteht, hat wohl Christoph von der Malsburg die Forschungen in eine entscheidende Richtung gelenkt.³¹³ Er sprach von synaptischen Modifikationen, die innerhalb weniger Millisekunden ablaufen. Bewußtsein ist dann nicht an bestehende Strukturen gebunden, sondern an die *Bildung von Strukturen in der Zeit*. Bewußtsein ist an die Aktivität von Synapsen in einer bestimmten Zeiteinheit gebunden. Die Synapsenaktivität führt zur Bildung von Zellverbänden mit gleichzeitig aktiven Synapsen, dynamische Netze in zeitlicher Differenzierung; diese Zellverbände werden auch repräsentative Struktur genannt, sie sind die gehirninternen Repräsentationen äußerer Ereignisse, wie etwa eine wahrzunehmende Kantenlänge.

Ist die Bildungsrate dieser Strukturen hoch, werden nicht nur Äußeres repräsentiert, sondern auch der eigene interne Zustand des Gehirns. „Nach Flor sind derartige selbstreferentielle Repräsentationen höherer Ordnung identisch mit dem

³¹² Ebd., S. 214

³¹³ Vgl. ebd., S. 238f

Auftreten von Bewußtseinszuständen.“³¹⁴ Bewußtsein ist demnach unmittelbar an einen *dynamischen Prozeß*, an Veränderungen in der Zeit gebunden. Und die Netzstruktur der Aktivitätsmuster läßt auch ein Zentrum für einen bestimmten Zustand oder auch bei der Repräsentation vermissen. *Neuronale Repräsentation läuft dezentral*. Für Bedeutungskonstitution sind die neuronalen Vorgänge Grundlagen, die als notwendig bezeichnet werden können. Hinreichend für die Bedeutungskonstitution sind sie aber nicht, weil sie lediglich die Verarbeitung von Signalen erklären, nicht aber die Entstehung von Bedeutung.³¹⁵

In welchen Zusammenhang lassen sich jetzt aber die Arbeitsbegriffe Soma, Emotion und Mentales zur neuronalen Welt und zur Welt der Wirklichkeit setzen? Roth teilt die Wirklichkeit in drei Bereiche ein, in die Umwelt, in die Körperwelt und in die Welt der mentalen Zustände mit dem Ich. Die Körperwelt aber ist genaugenommen eine geteilte, einmal wird sie von außen betrachtet und hat damit eher die Eigenschaften der Umwelt, und zum anderen wird sie erlebt. Diesen erlebten Teil der Körperwelt möchte ich hier Soma nennen. Soma, Emotion und Mentales sind Dimensionen des Erlebens. Dabei nimmt das bewußte Erleben nur einen kleinen beweglichen Teil ein. Soma, Emotion und Mentales werden damit als Bereiche der Wirklichkeit, als Bereiche der Wahrnehmungswelt erkenntlich. Nicht nur der bewußte und der unbewußte Bereich sind nicht starr voneinander getrennt, auch Erlebnisinhalte, die als emotional, somatisch oder mental erlebt werden, können von einem Bereich in den nächsten wechseln oder sogar in allen Bereiche eine erlebnismäßige Ausformung haben. Ihre Grundlage ist neuronal, die Inhalte schmelzen durch die Bereiche. Der gesamte Körper ist ein neuronaler Körper, Wahrnehmung findet sowohl im kleinen Zeh wie im Auge statt.

Die Unterscheidung zwischen Innen und Außen wird getragen von der

³¹⁴Ebd., S. 239

³¹⁵ Vgl. Florey (1992): Gehirn und Zeit, in: Schmidt, Siegfried J.(Hg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, 2. Auflage, Frankfurt am Main, S. 181

Einstellung und geschieht im Prozeß der Wahrnehmung innerhalb der Wahrnehmungswelt. Soma, Emotion und Mentales sind Dimensionen der inneren Wahrnehmungswelt des wahrnehmenden Körpers. Derselbe Körper kann sich auch äußerlich wahrnehmen.

4.2 Körper als autopoietisches System

Das Gehirn ist Teil eines lebendigen Organismus, Teil des Körpers. Ging es im vorigen Abschnitt um die körperinterne neuronale Welt, soll der Fokus jetzt auf den gesamten Organismus ausgeweitet werden. Der Organismus ist uns *als Organismus* unzugänglich, weil wir selbst Organismen sind. Aber die Beobachtung durch den äußeren Beobachter ist eine Möglichkeit, den lebendig wahrnehmenden Körper auf der Ebene des Organismus zu studieren. Angesichts des gesamten Organismus gerät die Frage in den Mittelpunkt, wie das *Lebendige* aus dieser Sicht charakterisiert werden kann. Im naturwissenschaftlichen Fächerkanon hat sich darauf die Biologie spezialisiert.

Die Neurobiologen Humberto J. Maturana und V. R. Varela entwickelten eine Theorie lebendiger Systeme,³¹⁶ bei der es um das Verständnis des lebendigen Organismus in Hinblick auf seine Einheitlichkeit oder Gesamtheit geht. Diese Einheitlichkeit erreicht der Organismus durch seine Organisation. Maturana und Varela betonen in dieser Theorie sowohl die *Autonomie* des Organismus als auch seine *Verflechtung* (strukturelle Koppelung) mit seiner Umwelt und mit anderen Organismen radikaler als bis dahin.³¹⁷ Teil dieser Theorie ist eine wichtige Unterscheidung der Handlungen des Körpers in diejenigen, die er als Organismus und in diejenigen, die er als Beobachter ausführt. Als solch unterschiedliche

³¹⁶ Vgl. Maturana, Humberto (1994): Was ist Erkennen, München: Piper; Maturana, Humberto R., Francisco I. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis. Biologische Wurzeln menschlichen Erkennens, Bern und München: Goldmann (=BdE)

³¹⁷ Vgl. Schmidt, Siegfried J. (1987): Der Radikale Konstruktivismus: Ein Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: ders.: Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 21f

Handlungen müssen sie auch beschrieben werden. Maturana und Varela verlassen mit diesen erkenntnistheoretischen Überlegungen den naturwissenschaftlichen Bereich und gehen über zu Fragen der Wissenschaftstheorie und der Philosophie.

Das grundlegende Charakteristikum von Leben ist nach Maturana und Varela die *Autopoiese*: Der Organismus erzeugt und organisiert sich unablässig selbst. Schmidt faßt Maturanas Theorie lebender Systeme zusammen: „Lebende Systeme sind selbsterzeugende, selbstorganisierende, selbstreferentielle und selbsterhaltende - kurz: autopoietische - Systeme. Die kritische Variable ihrer autopoietischen Homöostase ist die Organisation des Systems selbst.“³¹⁸

Lebende Systeme organisieren sich selbst. Diese Organisation geschieht zirkulär und rückgekoppelt, sie ist vorstellbar als *Netzwerk* zur Produktion ihrer eigenen Bestandteile. Die Strukturen, die den Organismus ausmachen, erschaffen ihn auch. Erzeuger und Erzeugnis fallen zusammen. Ein Netz von Wechselwirkungen produziert die innere Dynamik des Organismus.³¹⁹ Die Autonomie zur Umwelt wird durch organisatorische Geschlossenheit erreicht. Ein Rand schließt den Organismus gegenüber der Umwelt ab und ermöglicht gleichzeitig einen kontrollierten energetisch-materiellen Austausch mit der Umwelt. Dieser Rand ist die Membran; sie ist eine begrenzende, selbst ausgesprochen ausdifferenzierte Körperschicht. Im Inneren des durch sie umschlossenen Körperraumes entfaltet sich die Dynamik des Stoffwechsels. Gleichzeitig ist die Membran ebenso Teil der Struktur und Teil der inneren Dynamik des Organismus. Zwischen Membran und innerer Organisation des Organismus gibt es eine kreisende Wechselwirkung, eine *Rückkopplung*.³²⁰ Mit Ursache und Wirkung im herkömmlichen, linearen Sinn hat das nichts mehr zu tun.

Die äußere, sichtbare Einheit erhält der Organismus durch die Membran, die sichtbare Körpergrenze. Bei der unablässigen Produktion und Aufrechterhaltung

³¹⁸ Ebd., S. 22

³¹⁹ Vgl. Maturana/Varela, BdE, S. 51

³²⁰ Vgl. Ebd., S. 53f

der inneren Einheit spielt das Nervensystem eine bedeutende Rolle.

Das Nervensystem gewährleistet die organisatorische Geschlossenheit des Organismus. In der phylogenetischen Entwicklung schreiben Maturana und Varela der Bewegung einen großen Einfluß auf die Ausdifferenzierung von Nervensystemen zu: „Gerade bei den Lebewesen, bei denen das natürliche Driften zur Etablierung der Beweglichkeit geführt hat, erlangt das Nervensystem große Bedeutung.“³²¹ Die Neuronen knüpfen die Verbindung zwischen den sensorischen Zellen und den motorischen Zellen eines Organismus. Mit Forscherkollegen stellt der chilenische Biologe Maturana fest, daß keine festen Korrelationen zwischen Umweltereignissen und den Zuständen des Nervensystems nachzuweisen sind, wohl aber gibt es feste Korrelationen zwischen Zuständen *innerhalb* des Nervensystems.³²² Demnach funktioniert das Nervensystem als ein geschlossenes System, das sich selbst regelt. Die funktionelle Geschlossenheit erhält das Nervensystem auch dadurch, daß es bestimmte Relationen zwischen Rezeptor- und Effektoroberflächen konstant hält.³²³ Das führt dazu, daß jede Zustandsänderung innerhalb des Systems eine weitere hervorruft.

Der unmittelbare Austausch lebender Systeme mit der Umwelt spielt auf einer anderen Ebene: Lebende Systeme sind materiell-energetisch offen. Maturana formuliert zwei wichtige Aussagen über lebende Systeme: *Lebende Systeme halten ihre Organisation invariant und geschlossen; ihre Struktur ist plastisch, offen und veränderbar.*³²⁴

Autonome, organisatorisch geschlossene Organismen leben in einer Umwelt und mit anderen Organismen. Wie ist ein Austausch untereinander oder gegenseitige Beeinflussung zu denken, wenn man die These von der organisatorischen Geschlossenheit und der Offenheit lediglich auf der materiell, energetischen Ebene strikt berücksichtigt?

³²¹ Ebd., S. 161

³²² Vgl. Schmidt, 1987, S. 22

³²³ Vgl. Maturana/Varela, BdE, S. 162

³²⁴ Vgl. Schmidt, 1987, S. 22

Maturana und Varela entwickeln das Konzept der *strukturellen Koppelung*.³²⁵ Zustandsänderungen in der Struktur eines Organismus können von Zuständen in seinem Umfeld ausgelöst, aber nicht verursacht werden. Diese auslösenden Zustände, sei es seitens des Milieus oder seitens eines anderen Organismus, nennt Varela Perturbation.³²⁶ Entscheidend ist, daß der Organismus, der eine solche Perturbation erfährt, nach den Erfordernissen seiner Autopoiese reagiert; er hält seine autonome Organisation aufrecht, wie es die festen Korrelationen innerhalb des Nervensystems gezeigt haben. Die Veränderung in der eigenen Struktur erfolgt nach der Maßgabe der eigenen Autopoiese, sie werden determiniert vom Organismus selbst, nicht von der Perturbation. Diese Strukturveränderung gewährleistet die Anpassung des Organismus an das Milieu, löst aber wiederum im Milieu Strukturveränderungen aus. Die Interaktionen zwischen Milieu und Organismus bilden füreinander reziproke Perturbationen. Die Geschichte dieser wechselseitigen Strukturveränderungen nennen Maturana und Varela *strukturelle Koppelung*.³²⁷

Der lebende Organismus bestimmt gewissermaßen implizit die Umwelt (Nische), mit der er interagieren kann.³²⁸ Die Identität des Systems wird nicht zerstört. Zustandsänderungen werden vom Organismus selbst bestimmt und produziert. Dem Organismus geht es um die Erhaltung der Organisation und der Veränderung der Struktur, Maturana und Varela definieren so Evolution.³²⁹ Die Koppelung an das Medium führt zu ontogenetischer Anpassung, die strukturelle Koppelung zweier Organismen führt zu einem konsensuellen Bereich. Bestimmte strukturelle Zustandsänderungen der gekoppelten Organismen sind dann aufeinander abgestimmt.³³⁰

Damit strukturelle Koppelung möglich wird, müssen strukturelle Übereinstimmungen vorliegen. Organismus und Milieu bzw. anderer Organismus sind

³²⁵ Vgl. Maturana/Varela, BdE, S. 110ff

³²⁶ Vgl. ebd., S. 27

³²⁷ Vgl. ebd., S. 85

³²⁸ Vgl. Schmidt, 1987, S. 23

³²⁹ Vgl. Maturana/Varela, BdE, S. 105

³³⁰ Vgl. Maturana, Humberto R. (1982): Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg, 150f

zwar voneinander operational unabhängig, materiell und energetisch sind sie aber „aus dem selben Holz“. Maturana und Varela sprechen von der notwendigen strukturellen Übereinstimmung.³³¹ Um den Organismus von seinem Milieu unterscheiden zu können, bedarf es dieser strukturellen Übereinstimmung und der materiellen, energetischen Offenheit der Organismen. Organismus und Milieu gehören also sehr eng zusammen, sie bilden in diesem Sinne ein Ganzes, sogar im Sinne von Figur und Grund. So wird noch einmal deutlich, wie die beiden Grundaussagen Maturanas - organisatorische Geschlossenheit und energetische, materielle Offenheit von Organismen - zusammenhängen und lebende Systeme bzw. ihre Autopoiese kennzeichnen. Der Begriff der strukturellen Koppelung verbindet die offene und die geschlossene Struktur des Körpers.

Dies sind Beschreibungen des Körpers auf der Ebene des Organismus. Wir sind selbst Organismus und beschreiben ihn als äußere Beobachter. Wir sind Organismen und Beschreibende. Maturana unterscheidet diese Haltungen strikt voneinander und gibt in seinen Texten immer sehr genau an, ob vom Körper als Organismus oder vom Körper als Beobachter die Rede ist. Gleichzeitig vertritt er in seiner Konzeption ein *Kontinuum* von den Vorgängen auf der Ebene des Organismus bis zu sozialen Phänomenen.³³²

Als Organismus operiert der Körper mittels *Strukturveränderungen* im Sinne des Organismus. Da der Organismus strukturdeterminiert operiert, kann das Milieu diese Veränderungen „auslösen, aber nicht bestimmen.“³³³

„Wir als Beobachter haben Zugang sowohl zum Nervensystem als auch zur Struktur des Milieus. Deshalb können wir das Verhalten des Organismus beschreiben, als ginge es aus dem Operieren seines Nervensystems mit Abbildungen des Milieus hervor oder als sei es Ausdruck eines zielgerichteten Prozesses.“³³⁴

³³¹ Vgl. Maturana/Varela, BdE, S. 106

³³² „Es besteht keine Diskontinuität zwischen dem Sozialen und dem Menschlichen sowie deren biologischen Wurzeln.“ Vgl. ebd., S. 33

³³³ Ebd., S. 145

³³⁴ Ebd.

Das Operieren des Organismus wird von einem Beobachter als Verhalten beschrieben. „Verhalten ist daher ein funktionales Kontinuum, das dem Leben des Organismus durch alle seine Transformationen in einem selbstreferentiellen Interaktionsbereich hindurch Einheit verleiht.“³³⁵ Es ist der Beobachter, der Verhalten konstatiert, nicht der Organismus.³³⁶ „Jedes Verhalten ist eine äußere Sicht des Tanzes der internen Relationen des Organismus.“³³⁷

Das Nervensystem hat auf der Ebene des Organismus die Aufgabe, für die notwendige Synthese des Verhaltens zu sorgen, es hat eben nicht die Aufgabe, die Welt zu repräsentieren. Es erweitert den Bereich möglicher Verhaltensweisen, es stattet den Organismus mit einer „ungeheuer vielfältigen und plastischen Struktur“³³⁸ aus und gewährleistet in jedem Augenblick die strukturelle Koppelung des Organismus an sein Milieu.³³⁹ Autopoiese und Anpassung sind lebensnotwendig.

Das Nervensystem ist aber auch in der Lage, mit den internen Zuständen des Organismus zu interagieren und Beschreibungen über den Organismus und seiner Umwelt zu erzeugen.³⁴⁰ Durch Selbstbeobachtung erzeugt es Selbstbewußtsein. Aktivitätszustände, die es intern erzeugt, unterscheidet das Nervensystem von denen, die extern erzeugt sind und somit von Interaktionen herrühren. Auf diese intern erzeugten Aktivitätszustände gründet Maturana abstraktes Denken.³⁴¹ Konkrete Handlungen führen zu Aktivitätszuständen, die extern erzeugt wurden, das Nervensystem interagiert mit anderen Bereichen des Körpers und mit der Umwelt.

Der Beobachter entsteht. Und mit ihm die Sprache. In der Sprache zu operieren,

³³⁵ Schmidt, 1987, S. 24

³³⁶ Vgl. Maturana/Varela, BdE, S. 151

³³⁷ Ebd., S. 180

³³⁸ Ebd., S. 151

³³⁹ Vgl. ebd., S. 187

³⁴⁰ Schmidt erklärt Maturanas Konzept des Beobachters folgendermaßen: „Ein System, das in der Lage ist, mit seinen internen Zuständen zu interagieren und von diesen Interaktionen Repräsentationen (sog. Beschreibungen) zu erzeugen, operiert als Beobachter und kann Konstrukte des Systems und seiner Umwelt kognitiv erzeugen.“ Schmidt, 1987, S. 18

³⁴¹ Maturana, 1982, S. 50

bedeutet für Maturana und Varela, im Bereich kongruenter, ko-ontogenetischer Strukturkoppelung zu operieren.³⁴² Sprache ist keine isolierte Verhaltenseinheit, sondern ein „fortdauernder Prozeß, der aus dem In-der-Sprache-Sein besteht.“³⁴³ Erkennen besteht dann darin, eine Welt hervorzubringen, durch das In-der-Sprache-Sein.³⁴⁴ Maturana und Varela machen deutlich,

„daß die Bewertung, ob (Er-)Kenntnis vorliegt oder nicht, immer in einem relationalen Kontext steht, in dem die Strukturveränderungen, die von Perturbationen in einem Organismus ausgelöst werden, einem Beobachter als Wirkung auf die Umgebung erscheinen. Und der Beobachter schätzt die in einem Organismus ausgelösten strukturellen Veränderungen in Hinsicht auf die Wirkungen ein, die er erwartet. Aus diesem Blickwinkel *kann jede* Interaktion eines Organismus - sein gesamtes beobachtetes Verhalten - von einem Beobachter als eine kognitive Handlung bewertet werden. So ist die Tatsache des Lebens selbst - die ununterbrochene Aufrechterhaltung der Strukturkoppelung als Lebewesen - nichts anderes als Erkennen im Existenzbereich.“³⁴⁵

Dieses Erkennen im Existenzbereich geschieht auf der Ebene des Organismus. Erkennen im Existenzbereich bedeutet fortwährendes Handeln des Organismus, *Erkennen ist Handeln*. Erkennen ist Bestandteil der Autopoiese, der Selbsterzeugung und Selbstorganisation des lebenden Körpers. Als Organismus gibt es keinen kognitiven Zugang zur Umwelt. Derselbe Körper agiert aber auch als Beobachter. Der Beobachter erzeugt Beschreibungen über sich und die Umwelt. „Erst für den Beobachter wird etwas, das er beschreiben kann, zu einem Gegenstand, den er von anderen unterscheiden kann.“³⁴⁶ Erst in der Beschreibung, die immer an einen Beobachter gebunden ist, gibt es kognitiven Zugang zur Welt. Wichtig ist, den externen Beobachter vom internen Beobachter zu unterscheiden. Der externe Beobachter beobachtet andere Körper und deren Umwelt und

³⁴² Vgl. Maturana, Varela, BdE, S. 227

³⁴³ Ebd., S. 226

³⁴⁴ Vgl.ebd., S. 253

³⁴⁵ Ebd., S. 191

³⁴⁶ Schmidt, 1987, S. 19

beschreibt deren Verhalten. Der interne Beobachter hat Zugang zu den inneren Zuständen. Maturana betont, daß Aussagen der beiden Beobachter nicht zur gegenseitigen Begründung herangezogen werden können, da ihre jeweiligen Bereiche überschneidungsfrei seien.³⁴⁷

Das Operieren eines Organismus und die Beschreibung seiner Verhaltensweisen strikt zu unterscheiden, hat auch Konsequenzen für einen Begriff der Kommunikation. Die Unterscheidung trägt letztendlich der Auffassung Rechnung, daß lebende Systeme autopoietische Systeme sind. Sie sind zwar energetisch, materiell offen, aber sie schaffen organisatorisch eine Einheit und Geschlossenheit. Sie organisieren sich selbst, und sie schaffen sich selbst auch ihre Informationen. Autopoietische Systeme sind informationsdicht. Kommunikation kann nicht mehr als Informationsübertragung betrachtet werden. In der Tat entwickelt Maturana einen anderen Begriff von Kommunikation.

„Als kommunikatives Verhalten bezeichnen wir als Beobachter solches Verhalten, das im Rahmen sozialer Koppelung auftritt; als Kommunikation bezeichnen wir jene Koordination des Verhaltens, die aus der sozialen Koppelung resultiert.“³⁴⁸

Entscheidend ist, was jeder Körper mit dem auslösenden Moment der Koppelung in seiner autopoietischen Organisation anfängt. „Jede Person sagt, was sie sagt, und hört, was sie hört, gemäß ihrer eigenen Strukturdeterminiertheit.“³⁴⁹ Daß trotzdem so etwas wie Verstehen zustande kommen kann, erklären Maturana und Varela mit sozialer Koppelung; individuelle Organismen verwirklichen ihre „Ontogenesen als Teil eines Netzwerkes von Co-Ontogenesen.“³⁵⁰

Dieses Konzept behandelt Kommunikation „als Synthese von sprachlichem und nichtsprachlichem Verhalten.“³⁵¹ An der Kommunikation wie an der Wahrnehmung ist der Gesamtorganismus beteiligt.

³⁴⁷ Vgl. ebd.

³⁴⁸ Maturana, Varela, BdE, S. 210

³⁴⁹ Ebd., S. 212

³⁵⁰ Ebd., S. 209

³⁵¹ Schmidt, 1987, S. 32

Zuschaukörper als autopoietisches System

Die Grundaussagen der Theorie lebender Systeme korrespondieren mit der bereits erarbeiteten dezentrierten Struktur für den lebendig wahrnehmenden Zuschaukörper. Es ist auffällig, daß unterschiedliche Diskurse und Perspektiven in der Untersuchung zu korrespondierenden Ergebnissen kommen. Als Beispiel nenne ich die gemeinsame Struktur der Phänomenologen und die strukturelle Koppelung Maturanas. Sie sind nicht etwa identische Beschreibungen desselben Phänomens, vielmehr führt der jeweilige Blickwinkel zu einer jeweils bestimmten Beschreibung, deren korrespondierende Charakteristika aber darauf hindeuten, daß sie dasselbe Phänomen in den Blick nehmen: den konkreten lebendigen Körper, der ohne Umgebung nicht ist. Der Leib ist zur Welt und bildet mit der Welt gemeinsame Strukturen, die sich durch Lösen und Schließen verändern können. Im äußeren Fokus der Biologie differenziert sich die Struktur aus, es gerät eine offene energetische, materielle und eine geschlossene organisatorische Struktur ins Blickfeld.

Der Körper in dezentrierter Struktur kann durch die hier angeführten Forschungsergebnisse weiter ausgearbeitet werden.

Ein lebender Körper als autopoietisches System ist eine funktional geschlossene und materiell-energetisch offene Struktur. Er ist in hohem Maße sowohl autonom als auch verflochten mit seiner Umgebung und anderen Körpern. In geschlossener Struktur erzeugt, erhält, entwickelt und reflektiert sich der Körper selbst, er ist gebunden an Homöostasie in Bezug auf seine Organisation. Ein Organismus zu sein, bedeutet, daß eine Zustandsänderung innerhalb dieser geschlossenen Struktur andere Zustandsänderungen hervorruft. Kommunikation wird bestimmt durch die Autopoiese, *sie erstreckt sich auf den ganzen Körper als Organismus und als Beobachter*. Erst als Beobachter entsteht ein kognitiver Zugang zur Welt, der zur Unterscheidung in Gegenstände führt. Sprachliches Verhalten ist ein Teil der Kommunikation. Der Organismus bildet funktionell eine Einheit. Bei der Synthese dieser Einheitlichkeit spielt das Nervensystem eine wichtige Rolle.

In der Tradition des Dualismus ließe sich die Frage aufwerfen, ob das Nervensystem nicht den alten Geist ablöst und den einen Teil eines neuen Dualismus bilden könnte, zumal die Bezeichnung *Zentrahervensystem* ein neues Zentrum nahelegt. Es geht darum, Argumente zu bilden, warum ein „Zentralnervensystem“ einen Körper nicht in eine zentrierte Struktur verwandelt. Das wichtigste Argument ist wohl, daß das Zentralnervensystem integraler Bestandteil des Körpers und damit selbst Körper ist. Die zentrierte Struktur, die Derrida für die vielen Dualismen verantwortlich macht, hat ein Zentrum, das die Struktur abwesend beherrscht und von außen eingesetzt wurde. Das ist hier nicht der Fall.

Das Nervensystem ist in der Entwicklung der Mehrzelligkeit als verbindendes Netz entstanden. In bald jedem Kubikzentimeter Körper gibt es Nerven, genauso wie es anderes Gewebe, wie beispielsweise Muskeln, gibt. Genauso ist das Gehirn nichts ohne die Impulse, die es zugeleitet bekommt, es erfüllt lediglich eine Funktion. Das Gehirn sorgt für die Synthese einer einheitlichen Wahrnehmung, es ermöglicht überlebensfähiges Verhalten. Diese Funktion zur Ersten eines Organismus zu erklären, gleicht einer neuerlichen Inthronisierung. Auch ohne motorische Bewegung wäre das Gehirn nichts, und diese motorischen Impulse gehen auch noch der Entwicklung der sensorischen „Verdrahtungen“ voraus. Das Nervensystem ist Körper, es agiert in Prozessen, die zyklisch mit anderen Körperfunktionen zusammenspielen. Warum eine Perle dieses Netzes mehr glänzen sollte als eine andere, ist nicht begründbar.

Im übrigen ist das Zentralnervensystem nur ein Steuerungssystem neben anderen im Körper. Zu nennen ist das vegetative Nervensystem. Inzwischen wird auch das enterische Nervensystem³⁵² immer bekannter; das enterische Nervensystem ist das sogenannte „zweite Gehirn“: Der ungeheuren Ansammlung von Nervenzellen im Darm (mehr als 100 Millionen und damit mehr als im Rückenmark) wird eigene Steuerungsleistung zuerkannt. Außerdem stellen die Hormone auch ein Steuerungssystem dar. Und sie alle interagieren.

³⁵² Vgl. Geo 11/2000

Die Körperkonzeption von Maturana und Varela läßt sich auf die Begriffe des Horizont-, Zuschau- und Wissenschaftskörper anwenden: Der Horizontkörper ist hier der Körper als autopoietisches System. Er agiert als Organismus, als äußerer und innerer Beobachter. Zuschau- und Wissenschaftskörper sind bestimmte Modi dieses Körpers. Es läßt sich nicht genug betonen, daß in jedem Modus immer der ganze Körper involviert ist. Maturana und Varela formulieren es so:

„Was immer wir in irgendeinem Bereich tun, sei es etwas Konkretes wie das Gehen oder etwas Abstraktes wie philosophische Reflexion, bezieht unseren gesamten Körper mit ein. Jedes Tun vollzieht sich nämlich durch unsere strukturelle Dynamik und durch unsere strukturellen Interaktionen. Alles, was wir tun, ist ein struktureller Tanz in der Choreographie der Koexistenz.“³⁵³

Der Zuschaukörper existiert in der konkreten Situation der Theateraufführung und ist an ihr beteiligt als Organismus, als äußerer und innere Beobachter. Er ist in hohem Maße ein konkreter Körper, eingebunden in die theatralen Prozesse. Der konkrete Körper schließt den Organismus, der im Jetzt existiert, mit ein. Der an der Theateraufführung teilnehmende Organismus arbeitet im „blinden Fleck“ der wissenschaftlichen Reflexion. Abstraktion bedeutet ja gerade, wie es bereits im Abschnitt zu Aristoteles (2.1) zur Sprache kam, die Negation des Konkreten. Die reflektierende Unternehmung findet dann scheinbar ohne den konkreten Körper statt. Über das Konkrete zu reflektieren, ist im Tabubereich abendländischer Tradition gelandet. Das ist für eine Reflexion, die konkrete Körper zum Gegenstand hat, aber nicht fruchtbar. Die Rede, die den konkreten Körper in sein Recht setzt, wird bedroht von dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit oder Banalität. Sehr wohl läßt sich etwas sagen über den konkreten Körper. Es gibt die Rede über den konkreten Körper im äußeren und inneren Fokus. Im äußeren Fokus erscheint der konkrete Körper als Organismus, der nicht direkt zugänglich ist. Als Organismus agiert der Zuschaukörper, er schafft und organisiert sich selbst. Er schafft sich

³⁵³ Maturana, Varela, BdE, S. 267

die Theateraufführung. Seine Umgebung - Bühnengeschehen und Mitzuschaukörper - fungieren nach Maturana als Perturbationen. Der Zuschaukörper lebt konkret in Raum und Zeit der Aufführung. Als Organismus besteht der Zuschaukörper aus Prozessen der fortwährenden strukturellen Veränderung. Es ist interessant, daß gerade die unter antike Skepsis gestellten, veränderlichen und damit nicht faßlichen Wahrnehmungen für Stabilität sorgen: Es sind die unablässigen Körperwahrnehmungen, die für das homöostatische Gleichgewicht der Organisation des Körpers sorgen. Und der „feste“ Körper ist eine sich ständig wandelnde Struktur. Der Prozeß ist stabil in seinen Bewegungen. Leben ist Bewegung. Auf der Ebene des Organismus kommuniziert der Zuschaukörper aber auch.

Der Zuschaukörper nimmt lebendig wahr nach den Erfordernissen seiner Selbstorganisation. Der Zuschaukörper agiert aktiv und produziert in seinem kognitiven Bereich Erfahrungswirklichkeit. Der Zuschaukörper ist der Selbstbildner seiner Wirklichkeit. Ihm ist aber auch grundsätzlich Orientierungsverhalten zuzuschreiben, das heißt, er nimmt nicht nur wahr, sondern er kommuniziert. Das ist keine Informationsübertragung, sondern strukturelle Koppelung, hergestellt durch sequentielle strukturelle Veränderungen, die allein schon durch die körperliche Anwesenheit in einem Raum gegeben ist.

Als Beobachter beschreibt der Zuschaukörper die Aufführung. Als Beobachter hat er Zugang zur Aufführung, Er nimmt Verhalten wahr und ordnet Bedeutung zu. Der innere Beobachter registriert in seiner Weise und seiner Sprache das eigene Erleben. Der innere Beobachter nutzt den inneren Fokus, von dem das folgende Kapitel handeln soll.

Der Wissenschaftskörper scheint - im Bild gesprochen - eingebettet in den riesigen Zuschaukörper, in der Tat profitiert er von den immensen Impulsen, die der Zuschaukörper produziert. Der Modus des Wissenschaftskörpers verschiebt sich in Richtung abstrakten Denkens, das heißt, er nutzt die Möglichkeiten des Gehirns

zu Bildung und Interagieren reiner Relationen. Der Modus des Wissenschaftskörpers ist nicht starr, er bewegt sich mit seinem Bezug zur Welt auch auf einer Skala zwischen Gegenständlichkeit und Zuständlichkeit, wie sie Erwin Straus entwickelt hat.³⁵⁴ Die Beschreibung eines Theatervorgangs hat noch relativ direkten Bezug zu dem Gesehenen. Der Wissenschaftskörper ist dem Zuschaukörper zeitlich nachgeordnet, so sollte es jedenfalls sein. Das Zuschauerlebnis wird für den Wissenschaftskörper zum Sediment, das er nutzt. Andererseits kann der Wissenschaftskörper durchaus dem Zuschaukörper zeitlich voraus sein. Er profitiert von seinen Abstraktionsvermögen und kann zukünftige Entwicklungen „erahnen“, und diese Ahnung ist dann gegründet auf Erfahrung und gedanklicher Reflexion. Der Wissenschaftskörper kann das Verstehen des Zuschaukörpers auf die Ebene bewußten Wissens heben, dabei kann dieses Verstehen transformiert werden. Zuschaukörper und Wissenschaftskörper kooperieren. Zur klareren Beschreibung und zur Hervorhebung der konkreten Zuschausituation sollen beide in der Beschreibung hier genau differenziert werden. Sie sind Modelle für Prozesse, die ineinandergreifen und rückgekoppelt sind. Diese Prozesse finden in einem Körper statt, sie sind ein Körper.

³⁵⁴ Vgl. Waldenfels, LbS, S. 102 und vgl. Kap. 3.4

5 Der Körper als innerer Beobachter

Der gesamte Körper ist in Wahrnehmungs- und Denkprozesse involviert, er bietet im Ganzen Raum für Erkenntnis. In einem umfassenden, nichthierarchischen Konzept ist auch den Zeugnissen des *inneren Beobachters* (Maturana) der Status von Erkenntnis zuzusprechen.

Innen und Außen entsteht im Prozeß der Wahrnehmung, in der Wirklichkeit eines wahrnehmenden Körpers. Der innere Beobachter ist gebunden an den *eigenen* Körper. Er fokussiert auf die innere Selbstwahrnehmung. Was der innere Beobachter wahrnimmt, ist der erlebnismäßig zugängliche *eigene* Körper, die Soma. Die Gefühle haben auch eine Quelle im Somatischen; die eigenen Gefühle werden wahrgenommen durch den inneren Fokus. Der innere Fokus geht aus von einer Ich-Instanz, die den eigenen Körper fokussiert. Er ist ein Leibspüren, ein In-sich-Hineinhören; es ist eine Ich-Rede (Waldenfels), ohne Worte, stumm oder in Verlautbarung. Die Aufmerksamkeit des inneren Beobachters widmet sich Vorgängen, die als psychosensorische³⁵⁵ Prozesse zu beschreiben versucht werden.

Da der Körper auch das Äußere via Körper wahrnimmt, ist die Sensibilität für den eigenen Körper - für den Umschlagort etwa für Wahrnehmung, Bewegung und Befindlichkeit - nicht ohne Bedeutung ebenfalls für Zuschau- und Denkprozesse. Die unablässige, zyklische Selbstorganisation des Körpers läßt Zustandsänderungen durch *alle* Bereiche wandern. Gibt es eine Veränderung oder Verbesserung in dem einen Bereich, ist auch ein anderer Bereich herausgefordert. Die Verbesserung beginnt mit dem Aufmerken für Prozesse des eigenen Körpers, mit dem Fokus auf das Innere. Die Verbesserung der Integrität des eigenen Körpers wirkt sich auf alle Tätigkeiten aus. Verbesserte Integrität bedeutet auch, soma-tische Erfahrung bewußter in Denkprozesse einzubeziehen oder andere vermeint-liche Grenzen, wie zwischen bewußt und unbewußt, beweglicher zu

³⁵⁵ In der psychosensorischen Perspektive meint „psycho“ nicht das System der Psychologie, sondern unbewußte, emotive Prozesse, die dennoch der Aufmerksamkeit zugänglich gemacht werden können.

machen. Moshé Feldenkrais hat innerhalb der Techniken der somatischen Disziplinen eine der interessantesten Forschungsarbeiten durchgeführt und eine der ausgewogensten Theorien vorgelegt. Er schlägt eine Form des organischen Lernens am eigenen Körper vor, die nützlich ist für Schauspielende wie für Zuschauende. Sie führt zur Verbesserung der Kunst des Zuschauens *und* der Kunst des Reflektierens.

5.1 Bewußtheit durch Bewegung

Moshé Feldenkrais war begeisterter Fußballspieler, er verletzte sich dabei sein linkes Knie und konnte es über Monate nicht gebrauchen und mit dem linken Fuß noch nicht einmal auftreten. Da zu der Zeit (ca. 1930) schnelle chirurgische Eingriffe noch nicht an der Tagesordnung waren, begann der Rekonvaleszent sein Knie praktisch zu erforschen und fahndete nach möglichen Funktionsweisen. In dieser Verletzungsphase rutschte er dann auch noch mit dem rechten Fuß auf einer Bananenschale aus, das Kniegelenk drohte zu bersten, der Knochen fand aber im letzten Moment noch in die Gelenkpfanne zurück. Feldenkrais schleppte sich, nun mit zwei beschädigten Knien, irgendwie nach Hause. Am nächsten Morgen traute er seinen Augen nicht: das linke, seit Monaten lädierte Knie war zumindest soweit wieder hergestellt, daß er nun mit dem linken Fuß auftreten konnte. Feldenkrais war erschüttert und glaubte den Verstand zu verlieren. Immerhin war er ein gestandener Wissenschaftler, als Physiker hat er im Team von Frédéric Joliot-Curie an erfolgreichen Kernspaltungsversuchen teilgenommen, und nun sollte sein lange verletztes linkes Knie plötzlich wieder hergestellt sein? Eine Erklärung hatte er dafür nicht. Wiederum in bester Forschermanier war aber seine Neugier geweckt. Als erstes bestätigt ihm auf Nachfrage eine Zahnärztin ähnliche Phänomene (lädierte Zähne der einen Seite verbessern ihren Dienst, wenn auch noch die Zähne der anderen Seite zu Schaden kommen), nicht ohne zu äußern, daß sie diese Phänomene bisher verschwiegen hatte, weil es keine

wissenschaftliche Erklärung dafür gab. Feldenkrais berichtet diese Ereignisse in seinem letzten Buch „Die Entdeckung des Selbstverständlichen,“³⁵⁶ in dem er am Ende seines Lebens seine immensen praktischen Erfahrungen mit seinen theoretischen Forschungen in Einklang bringt. Aus der Aufmerksamkeit für die Vorgänge *in* den eigenen Knien entwickelte er zwei sehr effiziente praktische Methoden zur Verbesserung menschlicher Bewegung und damit auch menschlichen Wohlbefindens.

Körper als autopoietisches Bewegungssystem

Auch Feldenkrais entwickelt ein Körperbild, das in dezentrierter Struktur arbeitet. Ausgangspunkt für seine Überlegungen ist der lebende Organismus. Er ist von seiner Umwelt durch eine Membran getrennt. Diese Membran bewerkstelligt den Austausch, die Zufuhr von energiehaltigen Stoffen und die Abfuhr von energieentleerten Stoffen. Lebewesen sind gekennzeichnet durch Fortpflanzung, Lebensunterhalt, Selbsterhaltung. Für tierisches und menschliches Leben gilt noch zusätzlich die Selbstbewegung. Was innerhalb der umhüllenden Membran ist, hat Struktur. Strukturen und Funktionen hängen voneinander ab: „Ein lebender Organismus ist eine Struktur in Funktion, bei der, zum Unterschied von menschen-gemachten Maschinen, die Funktion die Struktur formt und die Struktur Teil des Funktionierens ist.“³⁵⁷

Feldenkrais hat immer den Gesamtorganismus im Blick, der mit seiner Umwelt in Austausch steht. Den Kreislauf, den er skizziert, um den Lebensprozeß eines Organismus zu kennzeichnen, schließt die Umwelt mit ein:

„Es wirken also, solange in dem Organismus Leben ist, eine unaufhörlich sich ändernde Umwelt und ein unaufhörlich sich verändernder Organismus wechselseitig aufeinander ein(...)Es ergibt sich also ein geschlossener Kreis aus vier Elementen: Skelett, Muskeln, Nervensystem und Umgebungen. Alle vier bedingen sich einander

³⁵⁶ Feldenkrais, Moshé (1981/1987): Die Entdeckung des Selbstverständlichen, Frankfurt/Main: Suhrkamp (=EdS), zu seinen eigenen Erlebnissen vgl. S. 22, 77 und 131

³⁵⁷ Ebd., S. 113

wechselseitig von der Geburt bis zum Tod, an jeder Stelle des gesamten Kreises gibt es Vor- und Rückkoppelungen.“³⁵⁸

Und an anderer Stelle spitzt er noch einmal zu: „Organismus nennen wir das Skelett, Muskulatur, Nervensystem und alles, was das ganze nährt, wärmt, aktiviert und erholt.“³⁵⁹ Der Feldenkrais'sche Organismus ist damit mehr als nur ein Körper, er geht weit über die vermeintlichen Körpergrenzen hinaus, er meint den Bereich sämtlicher Wechselbeziehungen, vergleichbar Maturana.

Bei zunehmender Komplexität der Prozesse in einer lebenden Struktur bedarf es einer besonderen Struktur für die Kontrolle und Ordnung. Diese Funktion übernimmt das Nervensystem. Ein lebender Organismus ist ständig in Bewegung. Das Nervensystem muß diese ständigen Bewegungen und seine eigenen Bewegungen ordnen. Und Feldenkrais nennt als ordnendes Mittel wiederum *Bewegung*:

„Bewegung ist dem lebenden Organismus unerlässlich, um in der wechselnden, bewegten Umwelt stationäre Vorkommnisse zu bilden, die sich wiederholen; denn wenn wir auf Lebloses stoßen oder auf reglose Vegetation, so sind unsere Sinneseindrücke noch immer in Bewegung, da ein Organismus, solange er nicht tot ist, nie völlig reglos ist.“³⁶⁰

Bewegung ist für jedes Lebewesen notwendig, „damit es sich seine objektive Außenwelt bilden kann - und vielleicht auch seine objektive Innenwelt.“³⁶¹ Die Wahrnehmung des Raumes ist von Bewegung mitbestimmt, wie auch das Bewußtsein einer Richtung die Bewegung des Kopfes erfordert.³⁶² Bewegungen werden im Raum und in der Zeit erzeugt, sie sind konkret. Auch die Konfiguration eines Körpers, also die Stellungen seiner Teile zueinander, geschieht im Raum.³⁶³

³⁵⁸ Ebd., S. 49f

³⁵⁹ Ebd., S. 49

³⁶⁰ Ebd., S. 44

³⁶¹ Ebd., S. 47

³⁶² Vgl. ebd., S. 45

³⁶³ Vgl. ebd., S. 49

Das Nervensystem organisiert sich, nach Feldenkrais, und wählt unter den Informationen aus und formt diese, um Wiederholungen zu ermöglichen, zu veränderlichen Gruppen, es schafft sich zweckdienliche Konstanten: „Bei allem, was wir hören, riechen, sehen oder fühlen, organisieren wir uns aktiv, um die gleichbleibenden Gruppen wahrzunehmen, die uns mit der Umgebung in uns selbst und den verschiedenen Umgebungen um uns(...)fertigwerden lassen.“³⁶⁴ Das Nervensystem ordnet Wahrnehmung wie auch alle anderen Tätigkeiten des Körpers.

Feldenkrais hat in einer Schätzung vorgerechnet, daß von den 30 Milliarden Nervenzellen auf eintausend Zellen, die interne Informationen verarbeiten, nur eine Zelle mit der Weiterleitung und Verarbeitung von externen Informationen beschäftigt ist. Der Anteil der somatischen Körperwahrnehmung ist also immens. Soma und Emotion sind untrennbar verbunden. Feldenkrais formuliert:

„Gewöhnlich ist jede Kombination von Impulsen, die das Zentralnervensystem von den Eingeweiden her, von den Muskeln und vom Soma allgemein erreicht, mit einem Gemütszustand gekoppelt. Da Muskelkontraktion willentlich beherrscht werden kann, erzeugt sie ein Gefühl der Macht und Herrschaft über die Empfindungen und Gefühle. Dem ist auch tatsächlich so. Jedem Gemütszustand entspricht ein persönlich konditioniertes Schema von Muskelkontraktionen, ohne das er gar nicht existieren würde.“³⁶⁵

Und genauso weist Feldenkrais an anderer Stelle darauf hin, daß Mentales mit Muskelkontraktionen verbunden sind. Vorgestellte Bewegungen veranlassen die Muskeln, sich im entsprechenden Schema zu organisieren.³⁶⁶

Die Körperteilung, die Feldenkrais vornimmt, hat auch mit seinem besonderen Interesse an der Bewegung zu tun. Körper haben nach ihm ein genetisches Pro-

³⁶⁴ Ebd., S. 54

³⁶⁵ Ebd., S. 106

³⁶⁶ Vgl. ebd., S. 170

gramm, eine Umwelt, sie sind der Schwerkraft ausgesetzt, und sie haben bei ihrer Entwicklung Zeugen. Alle Säugetiere haben eine Gestalt, Skelett, Muskeln, Nerven-system und Eltern, Menschen werden in eine bestimmte Kultur geboren.³⁶⁷ Neugeborene erleben eine reichhaltige sensorielle, subjektive Wirklichkeit, die nach und nach durch die Einwirkungen der Umgebung durch die objektive Wirklichkeit abgebaut wird.³⁶⁸ Dieser Prozeß kann auch zur Ausbildung einschränkender Muster kommen, Feldenkrais beschreibt das Körperschema der Angst.³⁶⁹

Praktische Veränderung (Verbesserung)

Die Feldenkrais-Methode „*Bewußtheit durch Bewegung*“ ist eine besondere Form, Menschen zu lehren, aus den eingefahrenen Bewegungsgleisen herauszutreten. Dazu werden bestimmte Bewegungen langsam und wiederholt geübt, wobei nicht die einzelne Bewegung, sondern das Wie einer jeglichen Bewegung von Bedeutung ist. Erst durch die Alternativen für eine Bewegung entsteht die Möglichkeit der Wahl. Das Lernen, das Feldenkrais lehrt, ist nach seinen Worten ein organisches Lernen. Es erfolgt langsam; so langsam, daß jeder sein eigenes Lerntempo herausfinden kann, und zwar ein Lerntempo, das die Prozesse der eigenen internen Organisation und den Wechsel von Konzentration und Erholung in kleinen Perioden berücksichtigt. Bewegungen wechseln mit häufigen, kleinen Pausen ab. Dieses Lernen kümmert sich nicht um Bewertung und verfolgt kein erkennbares Ziel, es wird allein gelenkt vom Gefühl der Befriedigung, das sich einstellt, wenn ein Versuch als weniger ungeschickt empfunden wird als der

³⁶⁷ Vgl. ebd., S. 47

³⁶⁸ Vgl. ebd., S. 123-128

³⁶⁹ Vgl. ebd., S. 91-109 Das Körperschema der Angst entsteht im Grunde durch Kontraktion der Beuger-Muskeln und Hemmung der Strecker-Muskeln. „Wiederholte Gefühlskrisen konditionieren das Kind dahin, eine Haltung einzunehmen, die ein Gefühl der Sicherheit verleiht und ihm hilft, die Angst zu vermindern.“ Das Kind lebt nun auf einer intellektuellen Ebene und es kommt zu einer Überforderung der bewußten Kontrolle, weil die inneren Mechanismen eigentlich der selbstregulierenden Nervenkoordination überlassen werden sollten. Vgl. ebd. besonders S. 107ff Hier beschreibt Feldenkrais ein Phänomen auf körperlicher Ebene, das bereits in der Derrida-Lektüre eine Rolle spielte. Der Intellekt, die linke Gehirnhälfte überschwemmt den gesamten Körper und kontrolliert.

vorherige.³⁷⁰ Feldenkrais beschreibt es folgendermaßen:

„Man kann z.B. die Augen nach links wenden, während Kopf und Schultern nach rechts gedreht werden. Es gibt sechs verschiedene Kombinationen, wie man Kopf, Augen und Schultern relativ zueinander drehen kann. Versuchen Sie einmal eine von denen, die Ihnen nicht vertraut sind. Tun Sie´s sehr langsam, so daß Sie sich dabei Rechenschaft ablegen können, in welche Richtung Sie den Kopf, wohin die Augen, wohin die Schultern bewegen, während Sie sie dergestalt von ihrem bisherigen einen, eingefahrenen Schema *differenzieren*. Wozu? Nun, spüren Sie, wie Ihnen geschieht, wenn Sie ein neues Schema einige Male haben ausführen können, bis es sich ungefähr so fließend ausführen läßt wie das geläufige alte. Sie werden sich größer und leichter fühlen, besser atmen und ein leichtes Hochgefühl empfinden, das Sie bisher vielleicht nicht gekannt haben. Die gesamte absichtliche Region Ihrer Großhirnrinde wird mit einer neuen Qualität von Selbst-Lenkung arbeiten, von der Sie immer nur geahnt hatten, daß sie Ihnen möglich sein müßte.“³⁷¹

In diesem Zitat sind die wichtigen Aspekte versammelt: differenzierende Bewegung, die Selbst-Lenkung und das Innewerden des Vorganges, der innere Fokus.

Der innere Fokus als Bewußtheit

Bewegung ist ein dynamischer Prozeß.³⁷² Feldenkrais beschreibt die Bedingungen,

³⁷⁰ Vgl. ebd. S. 59

³⁷¹ Ebd., S. 66

³⁷² Der menschliche Körper befindet sich in einem dynamischen Gleichgewicht: Wird das Gleichgewicht gestört, entstehen im Innern des Systems Kräfte, die den Normalzustand wiederherstellen (nach Le Chatelier). Vgl. Feldenkrais, EdS., S. 75. Erhebt sich der Körper, erzeugt und speichert er potentielle Energie, die er während der Bewegung in kinetische Energie umwandelt. Nerven und Muskeln arbeiten nach dem dynamischen Prinzip, d. h. sie füllen nach ihrer Aktivität ihre Energiereserven auf und befinden sich so sich in einem permanenten Bereitschaftszustand. Vgl. ebd., S. 86f „Wie immer der Körper als Ganzes sich fortbewegen oder welche eher stationären Änderungen er in der Konfiguration seiner eile auch ausführen mag: er muß dabei durch einen Punkt hindurch, an dem er praktisch reglos ist. Dieser Punkt ist die Haltung.“ Ebd. S. 81 Feldenkrais vergleicht die Bewegung mit einem schwingenden Pendel, nur daß der Schwerpunkt beim menschlichen Körper in der Gegend des dritten Lendenwirbels, also relativ hoch liegt. Auch für die Hirntätigkeit vermutet Feldenkrais einen ähnlichen Punkt als neutrale Durchgangskonfiguration und nennt ihn „Hirnstille“, nötig im Übergang von einer Bewegung zur nächsten. Vgl. ebd.S. 215

die nötig sind, damit eine Bewegung anders ablaufen kann: Langsamkeit, Achtsamkeit, *Aufmerksamkeit*.

Das System wird auf dem vorgefertigten Muster entlassen, indem es der eingefahrenen Kontrolle entzogen wird und es sich gewissermaßen sich selbst überlassen wird. Die Achtsamkeit bereitet das Feld, in dem eine andere Bewegung Raum greifen kann. Die Aufmerksamkeit eilt nicht voraus oder ist schon beim vorgefertigten Ergebnis, sondern wirklich beim Geschehen, beim Prozeß. Die Aufmerksamkeit gibt nicht vor, sondern sie registriert. Sie ermöglicht das Arbeiten des Gehirns, das die Spur dieser differenzierenden und differenten Bewegung zieht und niederlegt. Durch die unterscheidende Bewegung wird auch die erste eingefahrene bewußt.

Es ist auffällig und nicht von Zufall, daß das Denken Derridas und das Denken Feldenkrais´ und seine praktische Erfahrung sich in denselben Begriff kleidet: *Differenz*. Prozesse nehmen Gestalt an, indem sie selbst in ihrem Verlauf Unterscheidung bewirken bzw. sind. Und ihre unablässige Dynamik ist unbedingt vonnöten, um Alternativen zu ermöglichen und Lebendigkeit zu gewährleisten.

Die Selbst-Lenkung autorisiert das gesamte System Körper, seine Arbeit zu leisten. Überflüssige, störende, energiefressende Anteile der Bewegung werden aufgespürt und unterlassen.³⁷³ Die *systemeigene Optimierung* arbeitet besser als jede bewußte Vorausschau, man muß sie nur gewähren lassen. Für den bewußten Anteil der Körperarbeit, die Feldenkrais vorschlägt, benutzt er den besonderen Begriff Bewußtheit und meint damit bewußtes Wissen, bewußtes Erkennen, Gewahrwerden oder Innesein, nicht aber das einfache Bewußtsein: „Ich gebrauche ´Bewußtheit´, um Bewußtsein-von *plus* Erkennen oder Wissen zu bezeichnen.“³⁷⁴ Der innere Fokus ist hergestellt wie jede andere Wahrnehmung auch, und er kann entwickelt und erweitert werden, durch Aufmerksamkeit und Arbeit.

³⁷³ Vgl ebd., S. 134

³⁷⁴ Feldenkrais, EdS., S. 138

5.2 Erleben und Wissenschaft

Der eigene Körper entwickelt in Praktiken, von denen die Feldenkrais-Methode eine unter vielen - aber eine sehr besondere - ist, seine Durchlässigkeit und Flexibilität. Damit differenziert sich auch der innere Fokus weiter aus, der innere Beobachter entwickelt sich. Der Horizontkörper verändert sich, Zuschau- und Wissenschaftskörper erweitern ihre Möglichkeiten. Aufmerksamere Erleben bedeutet also auch genauere Wissenschaft?

Richard Shusterman beschäftigt die Frage, wie die somatischen Disziplinen in seine Wissenschaft, die Philosophie, integriert werden können.

Zunächst einmal klassifiziert er die zahlreichen unterschiedlichen Weisen, am lebenden Körper zu arbeiten und unterscheidet die Somatik der Darstellung von der Somatik des Erlebens.³⁷⁵

Bei der Somatik der Darstellung geht es um die äußere Erscheinung des Körpers, die mit Mitteln wie Kosmetik, plastischer Chirurgie oder Bodybuilding verbessert werden soll.

Bei der Somatik des Erlebens geht es um die Qualität des Körpererlebens, etwa mit Yoga oder eben Feldenkrais. Shusterman übersieht nicht, daß sich Innen und Außen wechselseitig enthalten können, da Selbstdarstellung und Erleben aufgrund der sozialen Konstruktion des Selbst miteinander verknüpft sind und die Zuordnung nicht immer eindeutig ausfallen muß.³⁷⁶ Die Unterscheidung wird dennoch noch prägnanter, wenn Shusterman ausführt, daß die Kritik an der Somatik als verdinglichter Exteriorisierung des Körpers, wie sie etwa von Adorno und Horkheimer vorgetragen wird, nur die Somatik der Darstellung treffen kann.³⁷⁷

³⁷⁵ Vgl. Shusterman, Richard (1994): Die Sorge um den Körper, in: Kuhlmann, Andreas (Hg.): Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne, Frankfurt: Fischer, S. 241-277 Als dritte Unterscheidung erwähnt Shusterman noch eine Somatik der Kraft und Leistung, bei der es um verbesserte Leistungsfähigkeit des Körpers geht. Vgl. ebd., S. 248

³⁷⁶ Vgl. ebd., S. 247

³⁷⁷ Vgl. Horkheimer, Max, Theodor W. Adorno (1969): Dialektik der Aufklärung, Frankfurt am Main: Fischer, S. 248

Bei der Somatik des Erlebens geht es nach Shusterman um *ein Besser fühlen* in zweierlei Hinsicht, um ein befriedigendes Erleben und um ein Schärfen der Wahrnehmung für uns selbst. „Man könnte sagen, sie befaßt sich nicht mit dem Körper an sich, sondern mit Körperbewußtsein und körperlicher Aktivität oder gewissermaßen mit dem körperlichen Geist. Hier, in Praktiken, die Horkheimer und Adorno nicht kannten, gelingt es uns vielleicht, den Körper ´zurückzuverwandeln in den Leib“.³⁷⁸

Drei dieser Praktiken und ihre dazugehörigen Theorien vergleicht Shusterman: die Alexander-Technik, die Bioenergetik und die Feldenkrais-Methode.

Die *Alexander-Technik* bezeichnet er als eine Somatik des Aufstiegs.³⁷⁹ Der Handlung geht die mentale Vorstellung voraus, angestrebt wird die Beherrschung des Körpers durch bewußte Kontrolle. Alexander wendet sich scharf gegen emotional gelenktes Verhalten. Sein Körperbild wird von einer pyramidenförmigen Hierarchie beherrscht, es gibt einen alles beherrschenden zentralen Mechanismus, die primäre Steuerung im Kopf-Nacken-Bereich. Es gilt, das Rückgrat, das den Kopf stützt und nach unten abstützt, zu strecken.

Die *Bioenergetik* nach Wilhelm Reich und Alexander Lowen ist für Shusterman eine Somatik des Abstiegs, sie will den Menschen wieder *in* seine Beine und Füße bringen und setzt ganz auf die Freisetzung emotionaler Energien. Sexualität und Orgasmus ist wichtig für den Energiefluß. Es soll die Angst überwunden werden, die bewußte Kontrolle den unwillkürlichen Rhythmen des Körpers zu opfern. Eine integrale Dimension des Selbst im Unbewußten bietet unerläßlichen Hintergrund und Ausgleich für das Bewußte. Die Blockierung des Gefühls bedeute eine Minderung der Lebensqualität, die auch noch das Denkvermögen beeinträchtigt, da auch Denken von somatischen und emotionalen Energien abhängt (Lowen). Die Bio-energetiker sehen Leben als Bewegung und ein intensiveres Leben wird durch einen größeren Strom von Gefühl oder Energie

³⁷⁸ Shusterman, 1994, S. 250

³⁷⁹ Vgl. hier und im folgenden ebd., S. 261-264

erreicht.

Die *Feldenkrais-Methode* sieht Shusterman zwischen den beiden ersten. Wie Alexander ginge es Feldenkrais auch um erhöhte Bewußtheit und bewußte Kontrolle des Körpers. Feldenkrais' Selbst-Lenkung ist aber etwas anderes als bewußte Kontrolle, es ist die Verschiebung der Aufmerksamkeit auf die somatischen Vorgänge, die sich selbst lenken. Feldenkrais, so Shusterman, geht es wie Alexander um eine größere psychophysische Flexibilität, er sieht die gegenseitige Beeinflussung von Muskeln, Empfindungen und Denken. Bei Feldenkrais geht es weder um einen Aufstieg noch um einen Abstieg, sondern um den zyklischen Prozeß in einem dynamischen Gleichgewicht. Feldenkrais sieht im Gegensatz zu Alexander die Vielfalt somatischer Steuerungsmuster. Alexander erkennt mit seiner rationalistischen Einstellung nur ein Steuerungsmuster an, die eine Idee überflutet den Körper. Feldenkrais sieht und berücksichtigt die Bedeutung und den Wert auch der Emotionen und verlangt, das Handeln aus der Abhängigkeit zwanghafter, durch Emotionen stimulierter Muster zu befreien und zugleich das Spektrum unserer Emotionen zu erweitern.

Die Frage nach der Integration somatischer Disziplinen in die Philosophie bindet Shusterman an den Grad der Rationalität der entsprechenden Theorie der Praktik, und das ist problematisch. Philosophie versteht er „als rational gesteuerte Suche nach einem besseren Leben durch größere Erkenntnis, Selbsterkenntnis und richtiges Handeln.“³⁸⁰ Warum aber gerade die rationale Einstellung, die einer bestimmten Praktik zugrunde liegt, für die Integration dieser Praktik in die Philosophie verantwortlich sein soll, ist nicht einzusehen. Shusterman räumt der Vernunft weiterhin ein Primat ein, was zur Folge hat, daß die Idee der Integration nicht fruchtbar werden kann. Denn die erfolgreiche Integration würde einen Paradigmenwechsel voraussetzen, die Verabschiedung von Dualismen und Hierarchien.

Die Integration somatischer Disziplinen verändert auch die Philosophie.

Shusterman favorisiert die Feldenkrais-Methode für eine Integration in die

³⁸⁰ Ebd., S. 272

Philosophie:

„Da Feldenkrais die Bedeutung des Affekts, der Sexualität und die unterschiedlichen Zentren unseres neuromotorischen Systems anerkennt, statt allein auf Vernunft und die primäre Steuerung durch den Kopf zu setzen, scheint er besser in der Lage zu sein, auf den Körper zu hören, statt ihn zu kommandieren. Er bietet eine stärker dialogische, ausgeglichene und sensiblere somatische Rationalität.“³⁸¹

Diese somatische Rationalität meint etwas anderes als die herkömmliche Vernunft. Feldenkrais ist Praktiker und Theoretiker und verbindet in der eigenen Person den inneren und den äußeren Beobachter. Praktische Erfahrung mit der Feldenkrais-Methode, deren Vermittlung über die Möglichkeiten des Druck-mediums, wie Shusterman sagt,³⁸² hinausgeht, ist für ihr Verständnis sehr hilfreich. Feldenkrais geht auch von zyklischen Wechselwirkungen im lebenden Körper aus, was der dezentrierten Struktur entspricht.

Die Rationalität soll kooperieren, kein Bereich besitzt Priorität, sondern es geht um Gewichtung, Spiegelung, Hinterfragung, Befragung und vor allem um *Verbindungen zwischen den Bereichen*. Auch Rationalität geschieht immer in der Zeit und läßt sich hinterfragen, etwa durch Emotion und Soma. Es ginge darum, Entwürfe herzustellen, die den starren Charakter von Konzeptionen reflektieren. Im Fluchtpunkt der hier ausgebreiteten Überlegungen liegt der Entwurf einer somatischen Rationalität. Das Zusammenspiel von Soma, Emotion und Mentalem im dezentrierten Körper, wie es hier entwickelt wird, stellt einen solchen Entwurf dar.

Um somatische Disziplinen in die Philosophie zu integrieren, genügt es nicht, sie nach rationalen Gesichtspunkten zu untersuchen, die Philosophie verändert sich. Auch das Denken bewegt sich im Spiel von Soma, Emotion und Mentalem. Denken ist ein emotionaler Vorgang. Das betrifft nicht nur die aktuelle Gemütsstimmung, die einen Menschen nie verläßt, sondern eben auch die Abhängigkeit der Dinge, die die Großhirnrinde erreichen, von emotionalen Bewertungen. Wo

³⁸¹ Ebd., S. 273

³⁸² Vgl. ebd., S. 259

sich ein Denken dieser Voraussetzung nicht gewahr ist, verharnt es in den Grenzen, die unbewußte emotionale Schranken ihm setzen.

Es geht also auch darum, die somatische Aufmerksamkeit *zu betreiben*, sie Teil der Wissenschaft werden zu lassen, auch um die Reflexion zu vertiefen. In einem späteren Text berücksichtigt Shusterman auch die Integration somatischer Praktiken in die philosophische Praxis und schlägt als Disziplinname gleich „Somästhetik“ vor.³⁸³ Die Theaterwissenschaft als philosophische Disziplin und als Disziplin, die es mit dem erlebenden Menschen auf der Bühne und im Zuschauerraum zu tun hat, täte es gut, in dieser Richtung weiterzudenken und zu praktizieren: Praxis, um sich selbst zu verstehen, um den Gegenstand zu verstehen und den Dialog über Körper im Theater zu vertiefen, auch in Richtung Theaterpraxis.

Aus der Theaterpraxis heraus sind ebenfalls Körperbegriffe und Modelle - sämtliche Schauspieltheorien können als solche aufgefasst werden - entwickelt worden. Diese speisen sich vor allem aus den Ergebnissen des inneren Beobachters. Sie können hier nicht ausgeführt werden, andeuten lassen sich aber folgende Korrespondenzen: Das in dieser Arbeit vorgestellte Körpermodell unterscheidet sich von den Körpermodellen aus der Theaterpraxis darin, daß es einen Rahmen auf der Konzeptebene, eine gemeinsame Grundlage bildet, in dem all diese Modelle diskutiert, verglichen und in ihrer Besonderheit herausgestellt werden können. Alle Modelle arbeiten an dem einem Körper. Das umfassende Zusammenspiel von Soma, Emotion und Mentalem läßt unterschiedliche Ansatzpunkte zur Verbesserung des Körpers zu. Die verschiedenen Schauspieltechniken von Stanislavski, Strasberg, Brecht, Grotowski und anderen können gelesen werden als jeweils spezifische Methoden, am Körper zu arbeiten und das komplexe Zusammenspiel des Körpers auf mentaler, somatischer oder emotionaler Ebene zu entwickeln. Aufmerksamkeit und Bewußtheit kann mit dem vorgestellten Modell in allen drei körperlichen Dimensionen beschrieben werden.

³⁸³ Vgl. Shusterman, 1996, S. 132

6. Die Energie

Energie ist das Medium der Veränderung. Energie an sich gibt es nicht. Es gibt sie nur in einer bestimmten Energieform, sei es in Form von Wärmeenergie, elektrischer Energie, emotionaler Energie und so fort. Energie ist immer relational! Sie ist nie starr wie eine Idee, und darum kann man sie auch nicht „festnageln“. Aber dennoch läßt sie sich präzise beschreiben, nicht nur in der Physik, die dafür eine klare Symbol- und Formelsprache entwickelt hat. Energie definiert die Physik als gespeicherte Arbeit.³⁸⁴

Bewegung, Veränderung, Prozesse benötigen Energie, um ablaufen zu können. Die ständigen, unablässigen Veränderungen des Wahrnehmens und der Wahrnehmung sind Formen und Umformungen von Energie. Und der Körper als dynamischer Prozeß ist ein energetischer Prozeß. Körper und Energie erscheinen nur als Gegensätze; ein Körper wird definiert durch einen Ort und eine Masse, Energie an sich hat weder das eine noch das andere, aber Körper sind gewissermaßen verdichtete Energie. Und seit Einstein ist auch der fundamentale Zusammenhang zwischen Körper und Energie bekannt, Materie läßt sich in Energie umwandeln und umgekehrt ($E=mc^2$).

Der lebendige Zuschauprozeß wird anschaulicher, wenn man ihn als energetischen Prozeß beschreibt, *als Prozeß des Austausches und der Verbindung innerhalb des Körpers sowie des Körpers mit seiner Umgebung*. Körperliches Wahrnehmen und Kommunizieren ist ein Konzert von Schwingungen in Feldern, das sich des Phänomens der Resonanz bedient. Sprache ist an diesem körperlichen Prozeß beteiligt. Präzise Wahrnehmung kann in präzise Sprache gebracht werden, gerade mit Begriffen, die sich auf Energie beziehen.

³⁸⁴ „Man bezeichnet das Arbeitsvermögen, das einem Körper auf Grund seiner Lage in einem Kraftfeld oder seines Zustandes zukommt, als *potentielle Energie (Energie der Lage)*...Ein bestimmtes Arbeitsvermögen kann einem Körper außer durch Veränderung seiner Lage bzw. seines Zustandes aber auch dadurch erteilt werden, daß man ihn auf eine bestimmte Geschwindigkeit *beschleunigt*. Die dem Körper auf diese Weise zugeführte Bewegungsenergie heißt *kinetische Energie* oder *Wucht*.“ Stroppe, Heribert (1994): Physik für Studenten der Natur- und Technikwissenschaften, Köln, Leipzig: Fachbuchverlag, S. 69f

6.1 Energie und Körper

In dieser Arbeit spielten Begriffe mit energetischen Implikationen bereits eine Rolle:

Aristoteles spricht von *kinesis*, um Veränderung zu kennzeichnen. Er sieht die Veränderung im Übergang von der Potenz zum Akt. Veränderung ist für ihn Umformung des Stoffes von der Möglichkeit (*dynamis*) zur Wirklichkeit (*energeia*)

Die Seele hat bei ihm fünf Grundkräfte.

Derrida beschreibt die dezentrierte Struktur als *Feld*, in dem das Spiel des unendlichen Austauschs stattfindet. Die *différance* ermöglicht das Spiel, sie produziert die Differenzen in der Ökonomie des *Gleichen*. Das Spiel der Zeichen zeichnet die Spur, die die Dynamik des Spiels insofern kennzeichnet, als daß sie sich immer im Status der Nachträglichkeit konstituiert. Der *Motor* des Spiels ist die Supplementarität.

Shusterman beschreibt den Doppelcharakter des Teils, wenn es als Teil ohne Bezug zum Ganzen und als Teil mit Bezug zum Ganzen erscheint.

Auch bei den Phänomenologen gibt es energetische Begriffe, etwa das Wahrnehmungsfeld oder das Aufforderungsfeld. Husserl spricht vom Erlebnisstrom. Bei Merleau-Ponty gibt es die Sphäre des Zwischen, die Waldenfels die Sphäre der Differenzierung nennt. Waldenfels spricht auch vom Zeitfeld, Merleau-Ponty vom *fungierenden Leib*.

Selbst der neutrale neuronale Code, der durch Aktionspotentiale hergestellt wird, und die zeitlichen Aktionsmuster, die für die Repräsentation im Gehirn verantwortlich sein sollen, gehören in diese Reihe.

Meist werden diese Begriffe als Umschreibungen verwendet und hinterlassen mitunter den Eindruck einer metaphorischen Flucht.³⁸⁵ Die energetische Perspek-

³⁸⁵ Das scheint selbst in den Naturwissenschaften so zu sein: „Das Wort Feld wird immer dann verwendet, wenn man, rein empirisch, eine zunächst rätselhafte Fernwirkung beobachtet...Jeder abstrakte Feldbegriff ist eine konkrete Aufforderung, die dahinterliegenden Mechanismen und Kräfte näher zu ergründen.“ Vgl. Cramer, Friedrich (1996): *Symphonie des Lebendigen. Versuch einer allgemeinen Resonanztheorie*, Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, S. 18f

tive widersetzt sich nur scheinbar einer klaren Fassung.

Bei den angeführten Begriffen geht es im wesentlichen um zwei Aspekte: Ihnen gemeinsam ist der Aspekt der Bewegung, Veränderung, des Dynamischen (dyn=gr.Kraft), der eben durch Energie bewerkstelligt wird (Kraft, Motor, Strom); und der Aspekt einer gemeinsamen „Basis“ für die Differenzierung (Feld, Sphäre, Gleiche, Zwischen.) Die Aufgabe besteht nun darin, diese Begrifflichkeit aus dem Anruch der Metaphorik herauszuholen und das Veränderliche spezifischer zu charakterisieren. Ich möchte zu diesem Zweck diese beiden Aspekte in Beziehung setzen zu zwei Begriffen aus der Physik: Welle und Feld.³⁸⁶

Die Welle ist ein physikalisches Modell, mit dem schwingende Energieausbreitung beschrieben wird.³⁸⁷ Einfachstes Beispiel: Ein Stein fällt ins Wasser und auf der Wasseroberfläche sind konzentrische Kreise zu sehen. Würde man von der Stelle, wo der Stein ins Wasser gefallen ist, einen Schnitt entlang des Radius der Kreise machen und dazu für einen Moment die Welle anhalten können, erhielte man das Bild einer Welle, wie sie in jedem Physikbuch zu betrachten ist. Eine Linie beschreibt die Wellentäler und Wellenberge, die einander periodisch abwechseln. Bei der Welle handelt es sich um eine Energieübertragung, die ohne Massentransport auskommt. Eine Welle wird mit charakteristischen Eigenschaften beschrieben: Sie hat eine Amplitude, eine Wellenlänge, eine Frequenz. Die Einheiten fassen den Aspekt der Bewegung und ständigen Veränderung, etwa die

³⁸⁶ Sie ermöglichen den Zugriff zunächst auf die einfache Form der Veränderung, die periodische. In einem späteren Abschnitt nutze ich dann die Chaostheorie, um das Veränderliche weiter zu beschreiben.

³⁸⁷ „Jeder Stoff besteht aus Teilchen, deren Massen einer Änderung ihres Bewegungszustandes nur träge folgen, und er besitzt elastische Eigenschaften, die von der nichtstarrten Kopplung der Teilchen untereinander herrühren. Die trägen und elastischen Eigenschaften eines Stoffes bilden die Voraussetzung dafür, daß einerseits ein Masseteilchen nach Störung seines Gleichgewichtszustandes (ähnlich wie ein Federschwinger) Schwingungen um seine Gleichgewichtslage ausführt und daß sich andererseits eine solche Schwingung eines Teilchens an einem bestimmten Ort von diesem aus im Stoff *fortpflanzt*, indem jeweils ein Teilchen alle Nachbarteilchen zu erzwungenen Schwingungen anregt. Die Schwingung der Nachbarteilchen folgt dabei der Erregerschwingung mit einer geringen Zeitverzögerung bzw. Phasenverschiebung. Diese Erscheinung der Ausbreitung eines Schwingungszustandes im Raum, bei dem eine Energieübertragung, nicht aber ein Massentransport stattfindet, bezeichnet man als *Welle*.“ Stroppe, Stroppe (1994): Physik für Studenten der Natur- und Technikwissenschaften, Köln, Leipzig: Fachbuchverlag, S. 314

Ausbreitungsgeschwindigkeit etwa zeigt den Weg *pro* Zeit. „Alle an der Welle erfaßten Raumpunkte werden als Wellenfeld bezeichnet.“³⁸⁸

Der Feldbegriff ist in der Physik entwickelt worden im Zusammenhang mit der Fragestellung, wie die Übertragung von Kraft von einem Körper auf den anderen zu erklären ist, wenn sich die Körper nicht berühren, sie räumlich voneinander getrennt sind und der Raum zwischen ihnen sogar leer, also frei von Substanzen, ist.

Descartes erklärte die Kraftübertragung zwischen Planeten durch Materiewirbel, damit lieferte er wohl das erste Feldkonzept.³⁸⁹ Dann versuchte man, die Kraftübertragung durch eine Fernwirkung zwischen den Körper zu erklären, bei der die Kraftwirkung den Raum zwischen den Körpern überspringt und die Beeinflussung der Körper ohne Vermittlung des Raumes stattfindet.³⁹⁰

Michael Faraday negierte die Fernwirkungstheorie und ging stattdessen davon aus, daß der einen Körper umgebende Raum zum Träger physikalischer Eigenschaften wird. Es ist der Raum, der die Kraftwirkungen vermittelt, *der Raum selbst wird zum Träger und Überträger von Energie*.³⁹¹ „So gesehen werden die Kraftwirkungen auf einen Körper durch die örtlichen Veränderungen hervorgerufen, die der Raum infolge der Anwesenheit eines anderen Körpers erfährt (Nahwirkungstheorie).“³⁹² Es geht also um die *Nahwirkung zwischen einem Körper und dem Feld des anderen Körpers*.³⁹³

Faraday wies ein Feld auch nach, indem er in einem mit Öl gefüllten Behälter Grieskörner und zwei elektrische Ladungen hinzufügte. Bei Stromfluß bildeten die Grieskörner Feldlinien zwischen den beiden Ladungen.³⁹⁴ Je dichter die Feldlinien, umso größer ist die Feldstärke.

³⁸⁸ Stroppe, 1994, S. 314

³⁸⁹ Sexl, Roman, Ivo Raab, Ernst Streeruwitz (1989): Der Weg zur modernen Physik, Frankfurt/Main: Diesterweg, S. 106

³⁹⁰ Vgl. Stroppe, 1994, S. 199

³⁹¹ Vgl. ebd., S. 200

³⁹² Ebd., S. 199

³⁹³ Vgl. ebd.

³⁹⁴ Vgl. Sexl. u.a., 1980, S. 107

Ein Feld kann auch durch Wellen gebildet werden, es ist dann die Ansammlung von Wellen mit gleichen Charakteristika, etwa gleicher Wellenlänge. Ein Feld hat eine dreidimensionale Ausdehnung, ein elektromagnetisches Feld beispielsweise bildet sich um jeden elektrischen Leiter, das heißt um bewegte Ladungen.

Ein Feld ist meistens mit bloßem Auge nicht zu erkennen, sondern nur an seinen *Wirkungen*, die Wirkung eines Magneten auf Metall kennt jeder, ein Magnetfeld hat noch kaum jemand zu Gesicht bekommen, es sei denn in seinen Auswirkungen beispielsweise auf Eisenspäne in einem zu diesem Zweck präparierten Versuch im Physikunterricht. In dem Raum, der vom Feld eingenommen oder durchzogen wird, herrschen charakteristische, *gleiche* Verhältnisse, die mit physikalischen Größen beschrieben werden können.

Elektromagnetische Felder, die in dieser Arbeit noch weiter interessieren werden, breiten sich in Form von Wellen mit konstanter Ausbreitungsgeschwindigkeit und einer endlichen Wellenlänge aus.³⁹⁵ Nur in einem sehr schmalen Frequenzbereich sind elektromagnetische Felder für uns „unmittelbar“ wahrnehmbar - als Licht. Elektro-magnetische Felder breiten sich frei im Raum aus.³⁹⁶ Im Vakuum breiten sie sich mit Lichtgeschwindigkeit aus.³⁹⁷ Elektromagnetische Felder sind zeitlich veränderliche Felder: „Eine elektromagnetische Welle besteht also aus zeitlich und räumlich periodischen Änderungen der elektrischen und magnetischen Feldstärke.“³⁹⁸

Zur Informationsübertragung durch elektromagnetische Wellen „wird die Amplitude oder die Frequenz elektromagnetischer Schwingungen vom Sender im Takt der Information verändert. Dieser Vorgang der Amplituden- oder Frequenzmodulation wird im Empfänger durch den Vorgang der Demodulation rückgängig

³⁹⁵ Vgl. Stroppe, 1994, S. 283

³⁹⁶ Vgl. ebd., S. 336

³⁹⁷ Vgl. ebd., S. 339

³⁹⁸ Ebd., S. 338

gemacht, womit die Information selbst wieder zur Verfügung steht.“³⁹⁹ Antennen sind offene Schwingkreise, die elektromagnetische Wellen empfangen und senden können.⁴⁰⁰

Die physikalischen Größen, die Feld und Welle fassen, unterscheiden sich grundsätzlich von denen, mit denen ein starr erscheinendes Phänomen beschrieben wird, etwa ein ganz kleiner Körper, ein Teilchen. Dieses hat eine Masse, ein Volumen, eine Dichte und einen lokalisierbaren Ort. Dies sind Eigenschaften, die wir auch in Augenschein nehmen können, und denen wir daher leichter als einer Welle oder einem Feld den Status von Wirklichkeit zuordnen. Hier wirken immer noch Traditionen, einerseits die unseres mechanistischen Weltbildes und andererseits die der Vorherrschaft des Auges bzw. des Blickes als Erkenntnisbeglaubiger.⁴⁰¹ Energiewirkungen werden mit dem ganzen Körper wahrgenommen. Umso wichtiger ist es, den umfassenden Körper Erkenntnisfähigkeit zu bestätigen. Auch die wissenschaftlichen Grundlagen dazu sind längst gelegt.

Welle und Teilchen sind komplementäre Modelle. Ein und dasselbe Phänomen, etwa Licht, läßt sich als Welle und als Teilchen wahrnehmen. Max Planck fiel auf, daß elektromagnetische Strahlung nur in ganz bestimmten Paketen, den Quanten, erfolgte, Einstein wandte dieses Phänomen aufs Licht an und Niels Bohr postulierte 1927 schließlich das Komplementaritätsprinzip und beendete damit die Debatte um die Entscheidung, ob Licht nun Teilchen oder Welle sei. Heute geht man davon aus, daß *alle* Materie und Strahlung einen Wellen- sowie einen Teilchenaspekt in komplementärer Weise besitzt.⁴⁰² Das heißt, das Phänomen Licht

³⁹⁹ Ebd., S. 342

⁴⁰⁰ Vgl. ebd., 1994, S. 341

⁴⁰¹ Die Erfindung der Zentralperspektive in der Renaissance hat philosophische Konsequenzen. In der Folge spricht Kant allein dem externen Beobachter die Möglichkeit zur Erkenntnis zu. Vgl. Krämer, Sybille (1998): Zentralperspektive, Kalkül, Virtuelle Realität. Sieben Thesen über die Weltbildimplikationen symbolischer Formen, in: Vattimo, Gianni, Wolfgang Welsch (Hg.): Medien - Welten - Wirklichkeiten, München: Wilhelm Fink, S. 28f

⁴⁰² Vgl. Bischof, Marco (1995): Biophotonen. Das Licht in unseren Zellen, Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 1995, S. 23 (=Bph)

wird mit zwei Modellen beschrieben, die sich gegenseitig ausschließen. Beide Modelle werden komplementär betrachtet. Die Welle-Teilchen-Komplementarität, um nicht von Dualismus zu sprechen, ist eine wesentliche Aussage der Quantenmechanik.

Jeder Körper ist ein energetisches Phänomen, jeder Körper ist Energie. Der Wellenaspekt jeglicher Materie zeigt, daß die ständigen Veränderungen sehr wohl nicht im heillosen, nicht faßlichen „Chaos“ ablaufen. *Kinesis*, dynamischer Prozeß meint im Grunde diesen Aspekt. Begriffe wie das Gleiche, die Sphäre des Zwischen bekommen eine klarere, wirklichere Anschauung, wenn man sie unter dem Begriff des Feldes, das sich beschreiben läßt, faßt. Körper und Energie sind zwei Aspekte eines Phänomens.

Die Energieformen lassen sich ineinander umwandeln, und auch Materie und Energie lassen sich ineinander umwandeln, dadurch sind sie miteinander verbunden.

Die *Unschärferelation* beschreibt in besonderer Weise die Verbindung und gegenseitige Beeinflussung von Materie oder Energie. Die Unschärferelation ist 1926 von Werner Heisenberg aufgestellt worden, sie bezieht sich zunächst auf den Beobachtungsvorgang von kleinsten Teilchen. Diese Teilchen können nicht beobachtet werden, ohne daß diese Beobachtung eine grobe Störung darstellt. Ort und Geschwindigkeit (Impuls) eines sehr kleinen Teilchen können nicht präzise gemessen werden. Das Teilchen wird mit Licht bestrahlt und lenkt diese Lichtstrahlen ab, durch diese Ablenkung der Lichtwellen durch das Teilchen kann auf die Position des Teilchen geschlossen werden; die Energie des Lichts verändert aber auch die Geschwindigkeit des Teilchens.

„Je genauer man die Position des Teilchens zu messen versucht, desto ungenauer läßt sich seine Geschwindigkeit messen, und umgekehrt. Heisenberg wies nach, daß die Ungewißheit hinsichtlich der Position des Teilchens mal der Ungewißheit hinsichtlich seiner Geschwindigkeit mal seiner Masse nie einen bestimmten Wert

unterschreiten kann: Die Plancksche Konstante.“⁴⁰³

Wenn sich diese Unschärferelation auch in einem sehr kleinen Maßstab abspielt, so hat sie doch weitreichende philosophische Folgen. Die Quantenmechaniker formulieren Gesetze, die nicht mehr von den Elementarteilchen an sich handeln, sondern von der Kenntnis der Quantenmechaniker von ihnen, es geht um die Wechselwirkungen der Teilchen mit anderen Systemen, wie Meßapparaturen, durch die auf das Verhalten der Teilchen geschlossen wird.⁴⁰⁴ Es ist aber nicht der Meßvorgang an sich, der die Information produziert, sondern das Wissen über diese Wechselwirkungen erwirbt der Beobachter, es muß für einen zweiten Meßvorgang den ersten Meßvorgang kennen. Die Veränderung der Zustandsfunktion geschieht genaugenommen im Augenblick des Ablesens.⁴⁰⁵

Das Verhalten des Teilchens, beschrieben durch Ort und Impuls, ist nicht mehr exakt vorhersagbar, es wird in statistischen Gesetzen formuliert: Eine Reihe möglicher Resultate wird mit Wahrscheinlichkeiten versehen.⁴⁰⁶ Die Wellenfunktion wird zum „Wissenskatalog von Wahrscheinlichkeiten für eine Unendlichkeit möglicher zukünftiger Ereignisse.“⁴⁰⁷

Naturwissenschaftliche Gesetze formulieren Weltbilder. Der Beobachter hat keine Möglichkeit, Gesetze unabhängig von ihm zu formulieren. Seine Beobachungsposition ist nicht außerhalb, sondern innerhalb des Experiments, innerhalb der Welt. Die Quantenmechanik erzwingt die Aufhebung der Trennung von Objekt und Subjekt, (die Trennung erfolgt erst im Experiment) - und dies gerade in der Disziplin, die angetreten ist, die objektive Realität zu beschreiben. Eingeleitet hat diesen Paradigmenwechsel Max Planck 1900 mit seinem Konzept der Wellenpakete mit nichtkontinuierlichen Energiegehalten. Die Konzepte und

⁴⁰³ Hawking, Stephen W. (1988): Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 77

⁴⁰⁴ Vgl. Heisenberg, Werner (1955): Das Naturbild der heutigen Physik, Hamburg: Rowohlt, S. 12

⁴⁰⁵ Vgl. Nooke, Günther (2000): Die Welt als Welle und Vorstellung. Die Quantentheorie könnte uns neu zu denken lehren, Süddeutsche Zeitung 14. 12. 2000

⁴⁰⁶ Vgl. Hawking, 1988, S. 78

⁴⁰⁷ Nooke, 2000, ebd.

Prinzipien, die ich aus der Naturwissenschaft heranziehe, folgen nicht mehr dem deterministischen Ideal oder bilden Natur an sich ab. Sie sind Modelle, die Beobachtung reflexiv strukturieren. Ihr Gewinn innerhalb dieser Arbeit kann darin bestehen, Erfahrungen einen vorstellbaren Hintergrund zu verleihen. Und das gilt für Erfahrungen, für deren Nichtexistenz oder Nichtbeschreibbarkeit gern naturwissenschaftliche Argumente alter (Newton)Schule angeführt werden. Aber genau diese gelten nicht mehr allein, vielmehr stellen sie - allerdings zweckmäßige - Vergrößerungen dar von quantenmechanischen Vorgängen. Zwischen den Phänomenen der mikroskopischen Welt und der makroskopischen Welt gibt es keine lineare Kontinuität.⁴⁰⁸ Die unterschiedlichen Paradigmen ihrer Beschreibung sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden, und es geht auch nicht um die Ablösung des einen durch das andere. Vielmehr geht es um eine komplementäre Betrachtung, die gerade durch die Nichtvereinbarkeit der Paradigmen herausgefordert wird.⁴⁰⁹

Günther Nooke formuliert zum 100. Geburtstag der Quantentheorie: „Die Wahrheit der exakten Naturwissenschaft kann nicht gegen die Wahrheit der Religionen und die der griechischen Philosophie in Stellung gebracht werden.“ Und noch etwas schärfer formuliert: Die Mystiker von heute sind nicht unter den Bischöfen, sondern eher unter den Physikern zu suchen. Der Quantenmechanik etwa wohnt grundsätzlich ein holistischer Aspekt inne.⁴¹⁰ Unvereinbar geglaubte Paradigmen verschiedener Gebiete rücken eng zusammen, während Paradigmen derselben Disziplin unvereinbar bleiben. Notwendig unvollständig bleibt jeder Ansatz.⁴¹¹

⁴⁰⁸ Die ursprünglichen Eigenschaften der 'Bausteine' werden „weitgehend verdeckt und treten durch ihr kompliziertes Zusammenspiel nunmehr in qualitativ stark veränderter Form in Erscheinung.“ Dürr, Hans-Peter: Unbelebte und belebte Materie: Ordnungsstrukturen immaterieller Beziehungen. Physikalische Wurzeln des Lebens, in: ders., F.-A. Popp, W. Schommers (Hg.) (2000): Elemente des Lebens. Naturwissenschaftliche Zugänge - Philosophische Positionen, Kusterdingen: Die Graue Edition; S. 181

⁴⁰⁹ Vgl. ebd., S. 182f

⁴¹⁰ Vgl. Fischbeck, Hans-Jürgen: Zum Wesen des Lebens. Eine physikalische, aber nicht reduktionistische Betrachtung, in: Dürr u.a., 2000, S. 271

⁴¹¹ Vgl. Gottwald, Franz-Otto: Leben - Ein Problem des Forschungskontexts, in: Dürr u.a., 2000, S. 45

6.2 Im Feld der lebenden Körper

Den Körper als dynamischen Prozeß zu beschreiben, ist nichts anderes als ihn als energetischen Prozeß zu beschreiben. Energetische Prozesse in einem lebenden Körper unterscheiden sich grundlegend von denen eines unbelebten Körpers.

Das ist nicht unbedingt Konsens innerhalb der biologischen Wissenschaft. Prozesse des Lebens werden noch immer zum größten Teil an totem Material studiert. Es gibt die Auffassung, die Prozesse im lebendigen Organismus als biochemische Vorgänge zu sehen, die eben im „Wärmebad“, also bei erhöhten, physiologischen Temperaturen ablaufen. Damit sind aber nicht die Prozesse im lebenden Organismus erklärt, die mit einer teilweise millionenfachen schnelleren Reaktionsgeschwindigkeit ablaufen als unter unbelebten Bedingungen. Wäre der lebende Organismus nur ein erhitztes Reagenzglas, so müßte unsere Körpertemperatur so ungefähr 500 Grad Celsius betragen, um die beschleunigten Prozesse mit der Theorie des „Wärmebads“ zu rechtfertigen, denn eine Temperaturerhöhung um zehn Grad Celsius bewirkt eine Verdoppelung der Reaktionsgeschwindigkeit.

Es müssen also noch andere Prozesse mit im Spiel sein, die Organismen ihr Leben ermöglichen. In Frage stehen Prozesse, die eben nicht erforscht werden können, wenn das Leben erst zerstört und zerteilt in ein Reagenzglas gestopft wird. Die Zerlegung des Lebens folgt der gängigen analytischen Methode. Soll es aber um den Organismus als Ganzes gehen, und akzeptiert man, das dieses Ganze mehr ist als seine Teile (Emergenz), so geht es auch um eine Erforschung des Lebens mit synthetischer Methode.⁴¹² Die Biophotonenforschung arbeitet *in vivo* und untersucht Felder, die möglicherweise in der Lage sind, biochemische Reaktionen in ihren „Einzugsgebieten“ derart zu beschleunigen, wie es physiologische, also lebendige Abläufe verlangen.⁴¹³

⁴¹² Vgl. Belousov, Lev V.: Die gestaltbildenden Kräfte lebender Organismen, in: Dürr u.a., 2000, S. 98

⁴¹³ Vgl. Bischof, Bph, S. 121f.

Der grundlegende Unterschied zwischen toter und belebter Materie wird durch das jeweils unterschiedliche Verhalten in Bezug auf Entropie und das thermische Gleichgewicht beschrieben.

Tote Materie strebt immer, etwa bei Energiezufuhr, einem höheren Entropiewert, also höherer Unordnung zu. Sie strebt dem thermischen Gleichgewicht zu. Das thermische Gleichgewicht ist erreicht, wenn „ein abgeschlossenes physikalisches System mit seiner Umgebung keinerlei Wärme, Energie oder Information mehr austauscht.“⁴¹⁴

Lebewesen dagegen zeichnen sich durch einen niedrigen Entropiewert aus, sie haben die Fähigkeit, bei ständiger Energiezufuhr und Selbstorganisation die Ordnung aufrechtzuerhalten und zu erhöhen. Lebende Systeme befinden sich *weit weg vom thermischen Gleichgewicht*.

Die komplexen Prozesse und Strukturen der Selbstorganisation und des Energiemanagements in lebenden Systemen erfordern ein ungeheures Maß an Koordination.

Die Biophotonentheorie beschreibt auf sehr elementarer, subatomarer - quantenmechanischer - Ebene Prozesse, denen ihr Begründer Fritz Popp wesentliche biologische Funktionen zuordnet, v.a. die der Kommunikation. Ich möchte sie hier in Grundzügen beschreiben.⁴¹⁵ Dabei geht es mir einerseits darum, die Prozesse zu charakterisieren, die die dynamische Ordnung des Lebendigen möglicherweise herstellen. Andererseits geht es um Erkenntnisse über die körperliche Kommunikation, über Prinzipien der übergeordneten körperlichen Koordination. Ich möchte Grundlagen vorstellen, die die Diskussion um

Kommunikation zwischen lebenden Körpern, wie sie im Theater geschieht, nähren

⁴¹⁴ Bischof, Bph, S. 482

⁴¹⁵ Dabei kann es hier natürlich nicht um eine naturwissenschaftliche Diskussion gehen, es steht also nicht die fachliche Akzeptanz des Ansatzes in Frage, sondern es geht um Material für die eigene Modellbildung. Der Ansatz von Popp ist nicht unumstritten, das muß aber nicht mit der Brauchbarkeit des Ansatzes zu tun haben, sondern eher mit der Akzeptanz unter Forscherkollegen. Popp arbeitet in einer, vor allem in Westeuropa, vernachlässigten Forschungstradition.

und vertiefen könnte. Ich folge zunächst Marco Bischof, der in einer gewichtigen Schrift⁴¹⁶ die Forschungen Popp darstellt, sie in den forschungshistorischen Rahmen einbettet und mögliche Anwendungsgebiete diskutiert.⁴¹⁷

Photonen sind Lichtquanten. Das Photon beschreibt den Teilchenaspekt des Lichts. Sie werden ausgesendet, wenn ein angeregtes Elektron, das sich im Bohrschen Atommodell⁴¹⁸ auf einer höheren Umlaufbahn befindet, in seinen Grundzustand - einer niedrigeren Umlaufbahn mit einem niedrigeren Energieniveau - zurückspringt. Die Energie eines Photons ist immer ein Vielfaches des Planck'schen Wirkungsquantum.

Der Wellenaspekt geht aus der Aussage hervor: Licht ist eine elektromagnetische Welle,⁴¹⁹ deren Energie durch Wellenlänge oder Frequenz, die miteinander korrespondieren, angegeben wird. Elektromagnetische Wellen werden grundsätzlich von beschleunigt bewegten Ladungen abgestrahlt:⁴²⁰ hier handelt es sich um ein bewegtes Elektron, das um den Atomkern herumspringt.

Biophotonen sind die Lichtquanten in Organismen. Dieses Licht ist eine Milliarde Milliarden (10^{18}) mal geringer als Tageslicht, es gibt mittlerweile Meßgeräte, die diese ultraschwache Strahlung in allen untersuchten Organismen nachweisen können. „Die Biophotonenemission (ultraschwache Photonenemission) aus biologischen Systemen ist ein universelles Phänomen.“⁴²¹

⁴¹⁶ Bischof, Marco (1995): Biophotonen. Das Licht in unseren Zellen, Frankfurt am Main: Zweitausendeins (=Bph)

⁴¹⁷ Dem Paradigmenwechsel hinsichtlich der Methode zur Erkundung des Lebendigen, den diese Forschungen vollzogen haben, hinkt der Großteil der heutigen Naturwissenschaft noch hinterher.

⁴¹⁸ Das Atommodell von Niels Bohr beschreibt einen Atomkern, um den in vorgeschriebenen Bahnen die Elektronen kreisen, wobei jede Bahn nur von einer bestimmten Anzahl von Elektronen mit einem bestimmten Energiegehalt besetzt sein darf. Dieses Modell entspricht nicht mehr den neuesten Forschungsergebnissen, wird aber wegen seiner guten Anschaulichkeit immer noch verwendet.

⁴¹⁹ Vgl. Sexl, 1989, S. 185

⁴²⁰ Vgl. ebd., S. 223

⁴²¹ Chang, Jiin-Ju: Substantielle und nichtsubstantielle Struktur lebender Systeme, in: Dürr u.a., 2000, S.241

Das Besondere an diesem Licht ist, das es sich durch sehr, sehr hohe *Kohärenzfähigkeit* auszeichnet. Kohärente Wellen besitzen die Fähigkeit zur Überlagerung, zur Interferenz, „wobei sich die Feldamplituden räumlich verschiedener Photonenquellen gegenseitig verstärken oder abschwächen. Dadurch entsteht ein geordneter Zustand, bei dem die Wellen ein zusammenhängendes und kommunikatives Feld bilden und in hohem Maße aufeinander ausgerichtet sind.“⁴²² Bei nicht kohärenten Photonen hingegen brechen die Interferenzen nach kürzester Zeit zusammen. Biophotonen haben eine enorme Bandbreite, sie strahlen in einem breiten Frequenzbereich. Ihre äußerst schwache Intensität - bis zur Emission einzelner Photonen, die gemessen wurden - befähigt sie gerade zu ihrer außerordentlich hohen Kohärenz, ihre Kohärenz ist um viele Größenordnungen höher als die des heute herstellbaren technischen Laser.⁴²³

Die Verweildauer von Photonen ist ein Maß für ihre Kohärenz, Photonen verweilen in toter Materie höchstens ein paar Tausendstel bis Millionstel einer Sekunde, die Verweilzeit von Biophotonen in lebender Materie geht von Sekunden bis zu Stunden.⁴²⁴ Biophotonen strahlen nahezu verlustlos durch Tausende von lebenden Zellen, sie eignen sich auch aufgrund ihrer enormen Geschwindigkeit - Lichtgeschwindigkeit - gut zur *Biokommunikation*.

Die Photonen gelangen über die Nahrung und über die Haut in den Organismus, wobei der Netzhaut des Auges eine besondere Funktion zukommt.

Neben der Sehbahn führt eine nichtvisuelle „energetische“ Bahn direkt zu den Hirnteilen Hypothalamus und Hypophyse, eine weitere direkt zur Zirbeldrüse. Diese nichtvisuellen Bahnen sind sehr viel empfindlicher für verschiedene Wellenlängen als das visuelle System. Bischof spricht davon, daß diese Bahnen durch ihre Vermittlung im Gehirn den gesamten Organismus energetisieren.

Die Haut des Menschen ist ebenfalls lichtempfindlich, diese dermo-optische Sensitivität wird auch als archaische Lichtempfindlichkeit und als Überbleibsel

⁴²² Bischof, Bph, S. 484

⁴²³ Vgl. ebd., S. 129

⁴²⁴ Vgl. ebd., S. 181

der Fähigkeiten wirbelloser Tiere gesehen.⁴²⁵ Die besondere Fähigkeit zur Kohärenz scheint auch davon getragen zu sein, daß der Organismus gerade die kohärenten Wellenlängen des Sonnenlichts absorbiert und sich gegen andere abschirmt.

Die Speicherung des Lichts im Innern des Organismus geschieht in erster Linie in der DNS der Zelle, die mit bestimmten anderen räumlichen Strukturen der Zelle und über sie hinaus zusammenarbeitet. Der Prozeß der Speicherung zeigt die grundsätzliche *Wirkung des Biophotonenfeldes im Organismus*, er soll deshalb hier skizziert werden.

Die Aufnahme von Photonen geht einher mit einer Spiralisierung und Überspiralisierung des Doppelhelix der DNS, während bei der Abgabe von Photonen die Spiralisierung nachläßt.

Die Ansammlung von Photonen gleicher spektraler Eigenschaften erfolgt durch die sogenannte Bose-Kondensation:⁴²⁶ Sie bewirkt, daß dort, wo schon Photonen gleicher Energieverteilung gespeichert sind, eine Tendenz zur Ansammlung weiterer gleichartiger Photonen besteht. Je mehr Photonen bereits gespeichert sind, um so gieriger saugen diese auch weitere Photonen auf. Wenn die dabei wirksame *Kohärenz* eine bestimmte Schwelle überschreitet, vermag sie gegen den Wärmeverlust anzupumpen und sich selbst zu verstärken.

Physikalisch gesehen ist Leben ein Ankämpfen gegen die Entropie. Erwin Schrödinger, Begründer der Quantenmechanik, schreibt: „Der Kunstgriff, mittels dessen ein Organismus sich stationär auf einer ziemlich hohen Ordnungsstufe halten kann, besteht in Wirklichkeit aus einem fortwährenden ‘Aufsaugen’ von Ordnung aus seiner Umwelt.“⁴²⁷ Die Ordnung stammt letztendlich vom Sonnenlicht und seiner Kohärenz. Die außerordentliche Bedeutung der Bose-Kondensation besteht darin, für dieses Aufsaugen von Ordnung ein konkretes Erklärungsmodell des elementaren zugrundeliegenden Prozesses zu liefern.

Der Prozeß der Bose-Kondensation ist ein autokatalytischer Prozeß und die

⁴²⁵ Vgl. ebd., S. 144-147

⁴²⁶ nach dem indischen Physiker S.N. Bose

⁴²⁷ Schrödinger, Erwin (1987): Was ist Leben?, München: Piper, S. 129

Grundlage für die weiteren Prozesse, die Leben ermöglichen und die die Eigenschaften und das Verhalten des Biophotonenfeldes ausmachen, wie die Bildung von Exciplexen, das Umschlagen in dissipativen Strukturen und der Laserprozess.⁴²⁸

Die Beschreibung der Bildung von Exciplexen in der DNS geht auf den chinesischen Lasertheoretiker Ke-Hsueh Li zurück. Er beobachtete zwei Spektren bei der Lichtspeicherung in der DNS. Das erste ging auf den bereits erwähnten Prozeß der Photonenabgabe zurück: Ein angeregtes Molekül, hier eine Base der DNS, geht nach Abgabe eines Photons wieder in seinen Grundzustand zurück. Das zweite Spektrum dagegen wies auf die Bildung weiterer Einheiten hin: Das angeregte Molekül geht nicht in den Grundzustand zurück, sondern verbindet sich mit dem benachbarten, nicht angeregten Molekül, die Bindung entsteht also durch Lichtanregung. Die neu entstandene Einheit nennt Li Exciplex.

Der Exciplexbildungssog innerhalb der DNS ist verantwortlich für die Spiralisierung und Überspiralisierung der DNS, wobei sich der angeregte Zustand eines Exciplexes als stabiler herausstellt als der Grundzustand. Auch bei Lichtverlusten bleibt eine Exciplexverbindung stabil, weil sie die nötige, sehr geringe Energiezufuhr aus der Zelle heraus bequem bewerkstelligen kann. Das wird möglich durch das offene System der Zelle bzw. des Organismus.⁴²⁹

Exciplexe entstehen also durch Lichtanregung und sind somit ein optisch aktives Medium, mit anderen Worten: sie sind *Lasermaterie*.

Nach der allgemeinen Laserbedingung müssen in der Lasermaterie mehr angeregte Zustände - mehr gebundene Photonen, die das Elektron auf eine energiereichere Umlaufbahn haben - als nichtangeregte Zustände vorhanden sein.⁴³⁰ Dies ist in einem Exciplex der Fall. Eine *kohärente* Laserstrahlung entsteht, wenn ein Photon die DNS durchläuft und dabei durch die dabei abgegebenen

⁴²⁸ Vgl. Bischof, Bph, S. 194

⁴²⁹ Vgl. ebd., S. 191f

⁴³⁰ Vgl. ebd., S. 207

Photonen verstärkt wird, dabei zerfällt der angeregte Exciplexzustand.⁴³¹ Licht wird frei als sich verstärkende Laserstrahlung. Die sogenannte *Laserschwelle* meint den Zustand eines Medium, an dem die Laserbedingung gerade noch erfüllt ist.

Das Besondere an der DNS als biologischem Laser ist nun, das sich die DNS immer *genau auf* der Laserschwelle aufhält. Möglich wird dies durch ständige *Rückkopplungen* innerhalb des Moleküls: Bereiche unterhalb der Laserschwelle werden mit Energie versorgt, von Bereichen deutlich oberhalb der Laserschwelle wird Energie abgezogen. So wird das Biophotonenfeld - primär von der DNS aufgespannt, die mit anderen Biomolekülen durch eine Art Netzwerk verbunden ist - stabilisiert, *es oszilliert ständig um die Laserschwelle*.⁴³²

Die Zustände oberhalb und unterhalb der Laserschwelle unterscheiden sich grundlegend voneinander. Lebende Organismen halten sich nach Popp genau auf der Laserschwelle auf und *nutzen die Vorteile beider Zustände*.⁴³³

Unterhalb der Laserschwelle befinden sich mehr Elektronen im Grundzustand, es herrscht das chaotische Regime. Die Kopplungen sind getrennt, Teilchen agieren individuell. Es wird mehr Licht absorbiert, als daß es zu Überlagerungen kommt, Materie nimmt damit vorwiegend Energie aus der Umgebung auf.

Oberhalb der Laserschwelle schlägt das Photonenfeld spontan um in ein stabiles, hochgeordnetes Interferenzmuster, es bildet sich ein *Feld*. Im Feld gibt es ein hochkoordiniertes Verhalten, es funktioniert als Ganzes. Wellen verstärken sich und werden so zu Laserlicht. Das *Biophotonenfeld* bildet eine sogenannte dissipative Struktur, die im folgenden erläutert werden soll:

Dissipative Strukturen hat Ilja Prigogine beschrieben: Durch passende, fortwährende Energiezufuhr kann aus Unordnung Ordnung entstehen, diese Ordnung entsteht durch ein spontanes Umschlagen, durch einen Phasenübergang von einer ungeordneten, chaotischen Struktur in eine geordnete, dissipative Struktur. Das System muß sich dazu weit weg vom thermischen Gleichgewicht

⁴³¹ Vgl. ebd., S. 193

⁴³² Vgl. ebd., S. 195

⁴³³ Vgl. hier und im folgenden ebd., S. 207

befinden, die Wechselwirkungen innerhalb des Systems verlaufen nicht linear, sondern können sich gegenseitig verstärken oder abschwächen, es ist ein offenes System.⁴³⁴ Die dissipative Struktur muß durch ständige Energiezufuhr - Leben verbraucht Energie - aufrechterhalten werden, sie ist eine räumliche Anordnung mit holographischen Eigenschaften: In jedem seiner Teile steckt die Information des Ganzen.⁴³⁵ Das Umschlagen auf der Laserschwelle ist so ein Nichtgleichgewichts-Phasenübergang. Unterhalb der Laserschwelle nimmt die DNS Photonen auf und spiralisiert sich, oberhalb der Laserschwelle ändert sich der Ordnungszustand des Lichts, es herrscht ein hochkohärentes, kooperatives Feld; es werden Biophotonen - Energie - abgegeben in Form von biologischem Laserlicht.

Diesem Licht spricht Popp wesentliche biologische Kommunikations- und damit Steuerungsfunktionen zu. Diese Felder sind rasend schnell und behalten dennoch durch ihre holographische Struktur Verbindung zu ihrem Ursprung. Licht in Organismen ist durch seine unterschiedlichen Ordnungszustände *sehr flexibel*.

„An der Schwelle kann das Licht spontan und schlagartig seinen Ordnungszustand wechseln, und entsprechend kippt auch die Durchlässigkeit des Gewebes für Biophotonen von Undurchdringlichkeit auf Transparenz um. Das bedeutet auch, daß der Organismus ankommende Signale je nach Bedürfnis *absorbieren* oder *abschwächen*, einfach *durch sich hindurchlaufen lassen* oder auch *verstärken* kann - mit anderen Worten, daß er seine Empfindlichkeit nach Belieben einstellt.“⁴³⁶

Das Pendeln auf der Laserschwelle ist nicht nur ein Kennzeichen der DNS, es *charakterisiert einen wesentlichen Prozeß, der Leben überhaupt ermöglicht*. Elektromagnetische Wechselwirkungen sind die elementarsten Kopplungen, die in Lebewesen vorkommen.⁴³⁷ *Felder in und um lebenden Körpern sind hochflexibel durch*

⁴³⁴ Vgl. ebd., S. 131

⁴³⁵ Vgl. ebd., S. 483

⁴³⁶ Ebd., S. 207f

⁴³⁷ Vgl. ebd., S. 134

ihre Fähigkeit zur Absorption, Abschwächung, Durchlaufenlassen und Verstärken anderer Felder, die sich mit ihnen in einem Raum ausbreiten.

Schon der wissenschaftliche Vater dieser Forschungsrichtung, Alexander Gurwitsch, wies in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts darauf hin, daß es nicht auf die chemische Zusammensetzung, sondern auf die *Energieverteilung in lebenden Systemen* ankomme.⁴³⁸ Sie ermöglicht den Umschlag in einen höheren Ordnungszustand, der sich in kürzester Zeit über das gesamte System ausbreiten kann, sie reicht über die Dimension einzelner Bausteine, wie Moleküle hinaus, verbindet die Bausteine kooperativ miteinander und läßt ein Lebewesen als Ganzes agieren. Es sind diese beschriebenen nichtlinearen, autokatalytischen Prozesse, die es einem Lebewesen bei ständiger Energiezufuhr ermöglicht, sich selbst als *dynamische Ordnung* zu stabilisieren. Daher spielen diese langreichweitigen kohärenten Bezüge und Strukturen in lebenden Organismen so eine grundlegende Rolle; es sind *Bezüge und Strukturen (Felder), die durch Wechselwirkungen zwischen den Teilchen existieren und sich ständig wandeln.*⁴³⁹

Dieses Pendeln um die Laserschwelle wird auch als *kohärenter Zustand* bezeichnet. Erstaunlicherweise führt dieser Zustand den Teilchen-Welle-Dualismus zu einer neuen (höheren?) Einheit.

Der Dualismus wird physikalisch in der Unschärferelation⁴⁴⁰ beschrieben, im kohärenten Zustand ist sie nur noch minimal wirksam. Dieser kohärente Zustand des Biophotonenfeldes liegt genau mittig zu Teilchen- und Wellenaspekt, Welle und Teilchen sind an diesem Umschlagpunkt in enger Weise miteinander rückgekoppelt. Die *dynamische Stabilität* läßt sich wohl auch genau darauf zurückführen, denn nur ein Zustand, so macht Bischof deutlich, der auch seinen Gegenpol mit einbezieht, ist ein wirklich stabiler Zustand.⁴⁴¹

⁴³⁸ Vgl. ebd., S. 105

⁴³⁹ Darauf wies Herbert Fröhlich als erster hin. Vgl. ebd., S. 133

⁴⁴⁰ $\Delta E \Delta t \geq h$ (h = Planck'sches Wirkungsquantum) es ist nicht möglich, gleichzeitig Ort und Impuls bzw. Energie und Zeitpunkt der Energiemessung eines Teilchens genau zu bestimmen.

⁴⁴¹ Vgl. Bischof, Bph, S. 208f

Der Organismus absorbiert Licht im chaotischen Zustand und verstärkt es im kohärenten. Mittels dieses Biophotonenfeldes, das eine große Bandbreite von Frequenzen umfassen kann, ist der Organismus mit der Umwelt, mit anderen Organismen und in sich selbst *verbunden*.⁴⁴²

Nach Wladimir Wernadskij, der den Begriff der Biosphäre geprägt hat, ist eben diese Biosphäre Bestandteil der Lebewesen. Ein Lebewesen ist mit der Biosphäre verbunden und gleichzeitig ein autonomer Organismus. „Leben ist eingebunden in sensible Regulationsprozesse mit den es umgebenden elektromagnetischen Feldern, einschließlich der Sonnenenergie.“⁴⁴³ Organismen haben für diese Felder ein hoch-sensitives Antennensystem, das in den Proportionen mit Eigenschaften des Sonnenlichtes korrespondiert.⁴⁴⁴ Geringste Energien können weitreichende biolo-gische Prozesse steuern. „Wir schwimmen in einem Ozean elektromagnetischer Energie.“⁴⁴⁵ Und wir sind selbst Bestandteil dieses *Konzertes von Feldern*.

Maturana und Varela kennzeichnen den Organismus in ihrem Konzept der Autopoiese als informationsdicht. Die Theorien über Felder und Organismen sagen das Gegenteil. Dennoch liegt hier nicht wirklich ein Widerspruch vorliegt. Maturana und Varela betonten, daß die Strukturänderungen der Organismen nicht von außen determiniert sind, sondern lediglich ausgelöst werden können. Diese Perturbationen werden nicht näher erklärt. Man kann sich jedoch vorstellen, daß Feldwirkungen genau solche Perturbationen darstellen. Die Felder im Organismus entstehen, wie beschrieben, durch autokatalytische Prozesse. Werden die körpereigenen Felder durch äußere Felder überlagert, kommt es zu

⁴⁴² Vgl. ebd., S. 164

⁴⁴³ Ebd., S. 162f

⁴⁴⁴ Die Kohärenzfläche des Sonnenlichts auf der Erde korrespondiert mit der Oberfläche einer Zelle von 0,019 qmm, auch die DNS hat sonnengerechte Maße. Vgl. ebd., S. 180

⁴⁴⁵ Ebd., S. 135

Wechselwirkungen.⁴⁴⁶ Nach dem Konzept der Autopoiese müßte das lebende System im Sinne der eigenen Autopoiese agieren, und davon ist auszugehen. Die hochsensiblen Möglichkeiten der Felder zur *Verstärkung, Auslöschung, Veränderung oder Ignorieren* stützen diese Annahme sogar noch. Der Unterschied, der zwischen diesen beiden Ansätzen bleibt, ist die Tatsache, Felder als Träger von Informationen aufzufassen. Bei Maturana und Varela sind lebende Systeme materiell und energetisch offen, nicht aber informationell. Feldtheoretiker dagegen sprechen den Modulationen von Feldern Informationsgehalt zu. Und genau auf die Modulationsart, also die Information, die in der Feldänderung steckt, reagieren nach ihnen Biosysteme.⁴⁴⁷ Das wären dann Informationen, die gesendet und empfangen werden können. Der Biophysiker Hans-Jürgen Fischbeck betrachtet Leben als Kommunikationsphänomen:

„Austausch von Information bedeutet Kommunikation, und sie ist es, die die Selbstorganisation des Lebens bewirkt. Leben ist ein immenses Kommunikationsgeschehen aus drei, wenn nicht vier einander umgreifenden Stufen seiner Selbstverwirklichung (Autopoiese): der zellulären Ebene, der organismischen Ebene, der innerartlichen Ebene und der zwischenartlichen Ebene der Symbiosen und Biotope. Es spielt sich jedesmal in einer ´eigenen´ Sprache ab.“⁴⁴⁸

Diese „einander umgreifenden Ganzheiten“⁴⁴⁹ des Lebens sind nach Fischbeck informationell abgeschlossen und offen *zugleich*.

Vorgänge der biologischen Information sind noch nicht ausreichend erforscht. Man nähert sich diesem Untersuchungsgebiet, seitdem man extrem schwache Energieströme beobachten kann. Die Anregung durch ein Photon etwa ist ein äußerst geringer Energiestrom. Es gibt auch Informationsübertragungen, die

⁴⁴⁶ „Aus physikalischer Sicht kann kein elektrisches Feld existieren, ohne im allgemeinen auch mit den Feldern der Umgebung zu interferieren. Somit ist jedes bioelektrische Feld das Ergebnis aus der Summe der sich beeinflussenden Felder, sowohl vom System selbst als auch aus dem Umfeld.“ Chang, in: Dürr u.a., 2000, S. 241

⁴⁴⁷ Vgl. Klitzing, Lebrecht von: Kommunikation - Die Basis des Lebens, in: Dürr u.a., 2000, S. 224

⁴⁴⁸ Fischbeck, in: Dürr u.a., 2000, S. 263

⁴⁴⁹ Ebd., S. 265

vermutlich sogar ohne Energie auskommen.

Der Organismus erscheint mittlerweile als biologischer Breitbandlaser extrem hoher Kohärenz.⁴⁵⁰ Seine Informationsdichte beträgt das Zehnfache eines technischen Lasers.⁴⁵¹ Die Informationsmenge beträgt 10^{20} bit. Die informativen Wechselwirkungen elektromagnetischer Felder hat als erstes Alexander S. Presman⁴⁵² bereits 1970 aufgezeigt. Lebewesen, so Presman, sind spezialisierte und *hochempfindliche* Antennensysteme für schwache elektromagnetischer Felder, diese Felder sind es, die die Verbindung zwischen Organismus und Umwelt sowie unter Organismen herstellen. Diese informativen Wechselwirkungen treten nur im Organismus als Ganzem auf, auf molekularer Ebene wirken sie nicht oder sind nur rudimentär nachzuweisen.⁴⁵³

Popp vertritt ein interessantes Konzept zur Information, das er auf seine Biophotonenforschung gründet. Danach unterscheidet er aktuelle und potentielle Information. Die aktuelle Information umfaßt die bekannten energetischen Wirkungen, die durch Sinnesorgane und Instrumente wahrgenommen werden. Wahrnehmbar sei diese Information gerade durch ihre starke Lokalisierung, sie betrifft die inkohärenten, nicht weit reichenden, sehr kurzlebigen Wechselwirkungen. Die potentielle Information umfaßt nach Popp die kohärenten, langreichweitigen Wirkungen und Kopplungen. Sie seien das „zweite Gesicht“ der Information, die „Welt der Möglichkeiten“. Ihre niedrigen Intensitäten können aber einen hohen Informationsgehalt haben. Die potentielle Information kann als Ganzheit agieren und schließt viele Zellen, Gewebe, Organismen usw. mit ein. Der Bereich der Möglichkeiten bilde „eine nicht meßbare, kohärente Informationsbasis in Form eines kohärenten Trägerfeldes stehender Wellen(...) ‚Wirklichkeit‘ besteht aus einem dynamischen Schaukelspiel zwischen

⁴⁵⁰ Vgl. ebd., S. 182 und 203

⁴⁵¹ Vgl. ebd., S. 193

⁴⁵² Vgl. Presman, Alexander S.: *Electromagnetic Fields and Life*, New York and London: Plenum Press: 1970 (russische Originalausgabe: Nauka, Moskau 1968) Zit. nach Bischof, Bph, S. 470

⁴⁵³ Vgl. Bischof, Bph, S. 163f

aktueller und potentieller Information.“⁴⁵⁴ Beide Bereiche sind miteinander rückgekoppelt. Popp schreibt: „Ohne eine solche Rückkopplung existierte weder die eine noch die andere ‚Welt‘, denn aktuelle Ereignisse müssen ‚wahrgenommen‘ werden, um als existent zu gelten, während die ‚Existenz‘ durch Beurteilung der Möglichkeiten überhaupt erst ‚Sinn‘ macht.(...)Unter ‚Bewußtsein‘ kann man nun den Prozeß verstehen, der die Transformation von aktueller in potentielle Information (und umgekehrt) bewirkt“⁴⁵⁵

Popp ist der Meinung, daß erst die Untersuchung der Übertragung von Information, der eigentlichen biologischen Kommunikation und Regulation, Verständnis für Lebewesen bringen wird.⁴⁵⁶

Was bedeutet das nun für das Theater? Eine Theateraufführung entsteht zusammen mit Schauspielern und Zuschauenden. Schauspielende und Zuschauende sind lebendige Körper. Das Kunstwerk Theateraufführung entsteht durch lebendige Körper, die auf der Bühne und im Zuschauraum agieren. Jeder Körper schwingt in einem Konzert von Feldern. Lebende Körper interagieren hochflexibel im Raum. Der Theaterraum ist in diesem Sinn ein gemeinsamer Raum des Erlebens und der Teilhabe. Dieses Erleben ist keine Begleiterscheinung, sondern schafft die Grundlage auch jeglicher Wahrnehmungsprozesse. Die Prozesse sind in jedem Körper einzigartig und individuell, sie sind nicht beliebig, sondern konkret und genau. Felder der Körper interagieren auch miteinander im pluralen Körper der Aufführung. Aus dem nicht wahrnehmbaren Basisfeld der Möglichkeiten hebt sich das wahrnehmbare Feld der Wirklichkeiten der Aufführung hervor. Zu dieser Wahrnehmung bedarf es einen aufmerksamen, offenen, eigenverantwortlichen Körpers. Er gestaltet die Aufführung durch seine unwillkürlichen und willkürlichen Interaktionen mit. Auf dieser Ebene der Felder ist die Teilhabe des Zuschaukörpers verankert. Die Felder vermitteln sie, präzise

⁴⁵⁴ Ebd., S. 212 (Eine Querverbindung zu David Bohms holographischer Theorie wäre interessant. Bohm spricht von eingefalteten und ausgefalteten Bereichen.)

⁴⁵⁵ Popp, Fritz-Albert: Leben als Sinnsuche, in: Dürr u.a., 2000, S. 331

⁴⁵⁶ Vgl. Bischof, Bph, S. 211f

spürbar wird Teilhabe im eigenen, lebendigen Körper. Der Zuschaukörper durchlebt ein Ereignis, das sich nicht zurückdrehen läßt, er lebt in irreversibler Zeit; der Wissenschaftskörper hingegen kann Denkprozesse anhalten, wiederholen, noch einmal durchgehen, korrigieren, der Wissenschaftskörper lebt also eher in reversibler Zeit.

Die außerordentliche Empfindlichkeit lebender Körper für elektromagnetische Wellen ist für das Theater von außerordentlicher Bedeutung. Gerade Beschreibungen von Schauspielenden machen immer wieder auf ihre enorme Bedeutung aufmerksam, auch wenn sie nicht in physikalischen Parametern sprechen, sondern eine eigene Sprache entwickelt haben. Dann geht es um Impulse, Energie und ähnliches. Das Spiel zwischen chaotischen und kohärenten Zuständen macht die große Flexibilität lebender Körper deutlich, auf energetische und informationelle Übertragung zu reagieren, Energie zu verstärken, einfach durchlaufen zu lassen, abzuschwächen oder in sich aufzunehmen. Viele Beschreibungen über einen Theaterabend verweisen implizit auf diese Prozesse. Sicher hat mit diesem „Mechanismus“ die vitalisierende Wirkung von Theateraufführungen auf Zuschauer zu tun.

Die Verbindung, die elektromagnetische Felder im Raum herstellen, lösen auch das Bild aus der Einleitung ein. Die körperliche Verbindung wie im Film aus Hong Kong - Kämpfende (Schauspieler) bewegen sich auf den Körpern der Zuschauenden - ist zwar schlagend fürs Auge und konkret eindrücklich, die energetische Verbindung in einem gemeinsam eingenommenen Raum tut es aber auch.

6.3 Resonanz, Struktur und Zeit

Prozesse auf subatomarer Ebene haben Auswirkungen auch auf andere Ebenen des lebendigen Körpers. Die Erforschung der komplexen Vorgänge im lebenden Organismus ist noch jung, sie kann Prozesse längst nicht mehr isoliert

voneinander betrachten, sondern sie muß sie einordnen in die Spezifik lebender Systeme. Der Göttinger Zellforscher Friedrich Cramer hat zu Teilproblemen der Zelle geforscht und es als Mangel empfunden, daß im Forscheralltag die Zeit fehlt, den neuen umwälzenden Paradigmenwechsel im Zusammenhang zu betrachten. Er hat es dennoch unternommen. Auf seine Zusammenschau stützen sich die folgenden Überlegungen. Ziel ist es letztendlich, den Zusammenhang zwischen Struktur und Zeit aufzuzeigen und zu dynamisieren; wesentliche, mögliche Verlaufsformen des Prozesses werden markiert. Die Prozeßhaftigkeit des Körpers und der Vorgänge im Theater wird anschaulich gemacht.

Felder treten zueinander in Wechselwirkung, ihre Wellen haben die Fähigkeit zur Kohärenz, sie schwingen in Resonanz. Cramer schreibt der Resonanz, die mit der Kohärenzfähigkeit von Wellen korrespondiert, eine sehr wichtige biologische Funktion zu, für ihn ist sie *die* integrierende Funktion.⁴⁵⁷ Grundlage für Resonanz in lebenden Körpern ist das kohärente Biophotonenfeld. Bischof faßt zusammen:

„Da die Felder aller Einzelzellen jedoch miteinander gekoppelt sind, ergibt sich ein gemeinsames Biophotonenfeld, in das der gesamte Organismus eingebettet ist und das alle Lebensvorgänge steuert. Dieses Feld ist ein holographisches Feld stehender Wellen, das in der Lage ist, mit Hilfe eines breiten Spektrums von Frequenzen oder Polarisationen und in engem Zusammenspiel mit allen materiellen Strukturen mit Lichtgeschwindigkeit Signale an jeden Ort des Körpers zu übermitteln und da, wo erforderlich ist, biochemische Prozesse zu aktivieren oder zu hemmen, Strukturen zu bilden usw.“⁴⁵⁸

Resonanz kann alle beteiligten Schwingungssysteme verändern, es existiert nicht nur die erzwungene Schwingung. Der lebende Körper ist, wie bereits besprochen, sehr flexibel. Die materiellen Strukturen haben sich gemeinsam mit dem Biophotonenfeld in der Evolution im Feld kosmischer und terrestrischer Strahlung

⁴⁵⁷ Cramer, Friedrich (1996): *Symphonie des Lebendigen*. Versuch einer allgemeinen Resonanztheorie, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel (=SdL)

⁴⁵⁸ Bischof, Bph, S. 28

entwickelt und besitzen Geometrien, die zueinander passen.⁴⁵⁹ Die Qualität dieser Strukturen zeigt sich in ihrer Resonatorgüte, die anzeigt, wie lange die eintretenden Schwingungen sich in der Struktur halten können, wie gut die Struktur den Schwingungen Möglichkeiten zur Resonanz bietet. Lebende Strukturen haben eine um Vielfaches höhere Resonatorgüte als totes Material. Besonders Hohlraum-strukturen haben eine besonders gute Resonatorgüte, wie etwa die Doppelhelix der DNS⁴⁶⁰ und andere Zellstrukturen wie die Mikrotubuli. Schon Lakhovski wies darauf hin, daß die lebende Zelle ein Oszillator und Resonator sei.⁴⁶¹ Ravitz sprach davon, jeder Organismus pulsiere mit individuellen rhythmischen Variationen, deren Intensitäten, Verzerrungen und Tendenzen durch die Resonanz zu anderen Frequenzen *verstärkt, verdichtet, beschleunigt* oder *umgekehrt* werden.⁴⁶²

Die Homöostase im Körper ist ein äußerst kompliziertes rückgekoppeltes Stoffwechselgeschehen. Die vielen unterschiedlichen, metabolischen Zyklen (ca. 3000 sind beschreiben) mit ihren definierten Eigenfrequenzen hängen alle zusammen, dieser Zusammenhalt wird durch Resonanz hergestellt.

„Die makroskopisch meß- und fühlbare *Pulsfrequenz* ist nur die erkennbare Spitze des Eisberges, der Resonanzakkord eines Orchesters von hunderten mikroskopischer Frequenzen, der in seiner gesunden Harmonie die Gesundheit des Organismus in seinen komplexen Teilen anzeigt.“⁴⁶³

Tibetische Ärzte gründen ihre Diagnose auf das Fühlen des Pulses, wobei sie in der Lage sind, die Eigenfrequenzen verschiedener Organe zu differenzieren und zu bewerten. Von den ständigen Veränderungen und Umwandlungen in unserem Körper merken wir nichts, solange sich alles in Resonanz befindet. Für dieses

⁴⁵⁹ Vgl. ebd., S. 28

⁴⁶⁰ Vgl. ebd., S. 193

⁴⁶¹ Vgl. ebd., S. 161

⁴⁶² Vgl. ebd., S. 87

⁴⁶³ Cramer, SdL, S. 155

Geschehen wird Energie benötigt. Die Homöostase wird letztendlich aufrechterhalten durch die abgestimmte Resonanz zwischen Speicherung und Freisetzung von Glukose. Im menschlichen Körper werden pro Tag 70 kg ATP abgebaut und regeneriert, diese Energiemenge entspricht unserem Körpergewicht.⁴⁶⁴ Diese Energie wird in alle erforderlichen Energieformen umgewandelt, etwa in mechanische Energie der Muskelarbeit, in chemisch-elektrische Energie der Nerven, in chemische Energie der Substanzbildung.

Resonanz wirkt nicht nur innerhalb des Körpers, sie wirkt auch wesentlich in der Kommunikation des Körpers mit anderen Körpern und mit der Umwelt. Das Auge ist ein Resonanzorgan. Lichtwellen werden durch quantenmechanische Prozesse empfangen und dann in elektrische Reize des Nervensystems umgewandelt. Aber das Ohr muß erst recht als Resonanzorgan bezeichnet werden. Der Sehsinn dominiert, in Europa vor allem seit den letzten 300 Jahren; dadurch rücken die außerordentlichen Fähigkeiten des Ohres in den Hintergrund. Das Ohr hat einen um das Zehnfache größeren Frequenzbereich, und es ist weitaus genauer als das Auge. Während das Auge schätzt, mißt das Ohr: die Mitte einer Saite kann das Auge nur abschätzen, das Ohr kann diese Mitte auf den Millimeter genau bestimmen durch das Hören der Oktave.⁴⁶⁵

Resonanz stabilisiert Strukturen. Stabile Strukturen sind immer *Zeitkreise*, Kreisläufe, harmonische Oszillatoren, Wellenpakete. Sie sind zyklisch repetitiv. „Bewegliche Kreise sind Wellen und Sinusschwingungen, Kreis- und Ellipsenbahnen, harmonische und gedämpfte Oszillatoren. Jede Struktur ist stabil wegen und durch ihre bewegliche Kreisform.“⁴⁶⁶ Cramer stellt einen *Zusammenhang zwischen Struktur und Zeit* her. Das Grundprinzip einer jeden Struktur ist der Kreis.

⁴⁶⁴ Vgl. ebd. ATP (Adenosintriphosphat) ist der generelle, aus Glukose gebildete, chemische Energielieferant. Pflanzen bilden ihn durch Photosynthese. Es ist der „Kraftstoff“ des Organismus.

⁴⁶⁵ Vgl. Berendt, Joachim-Ernst (o.J.): Vom Hören der Welt, Frankfurt am Main: Network Medien-Cooperative

⁴⁶⁶ Cramer, SdL, S. 52

Ein bewegter Kreis ist repetitiv und damit reversibel, der Kreis ist die reversible Zeit.⁴⁶⁷ Die vollkommene Reversibilität nennt Cramer die Struktur: „*Struktur ist gebremste Zeit*“⁴⁶⁸ Jede Struktur ist nach Cramer ein Stück gebremste Zeit, sie ist „Zeit, die in einen Zyklus, in eine harmonische Schwingung gezwungen wurde und dadurch reversibel geworden ist. Der Zeitkreis kann sehr lange stabil sein.“⁴⁶⁹ Aber auch die stabilste Struktur erfährt eine Störung. Die Welt ist offen, kein System ist damit geschlossen und abgeschlossen vor Einflüssen. Außerdem wirkt das Entropiegesetz, nach dem jede Energieumwandlung mit Verlusten stattfindet. Dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik entgeht letztendlich auch kein lebendes System. Energieübertragungen sind immer mit Verlusten verbunden. Und auch schon eine mikroskopische Veränderung, die im mikroskopischen Bereich noch als Unbestimmtheit durchgeht, kann im Makroskopischen weitreichende Folgen auslösen.⁴⁷⁰ Auch die stabilste Struktur erfährt eine Störung. Cramer nennt drei Arten von Störung: Die Unterbrechung der Resonanz, also Blockade, die störende Frequenz und die zu starke Resonanz.⁴⁷¹ Die Störung schaukelt sich auf, die Resonanz bricht zusammen. Es kommt zu einem chaotischen Übergang, einem Phasenübergang an einem Verzweigungspunkt, an dem das System die eine oder andere Richtung einschlagen kann, danach findet sich das System in einem neuen stabilen Schwingungszustand. Diese Verzweigungspunkte heißen in der Chaostheorie Bifurkationen. Die Chaostheorie sieht Chaos und Ordnung in einem funktionellen Verhältnis zueinander und nennt dies deterministisches Chaos.⁴⁷² Die stabilen Schwingungskreise sind determiniert. Am Verzweigungspunkt ist die Richtung, in die sich das System entwickelt, nicht festgelegt, es gibt Möglichkeiten.

⁴⁶⁷ Vgl. ebd., S. 31

⁴⁶⁸ Ebd., S. 52

⁴⁶⁹ Ebd., S. 32

⁴⁷⁰ Vgl. ebd., S. 48

⁴⁷¹ Vgl. ebd., S. 80

⁴⁷² Vgl. ebd., S. 39

„Die dynamische Welt besteht aus *Schwingen* als dem Normalfall und *Kippen*, das gelegentlich auftreten kann.“⁴⁷³

Zum Schwingen in beweglichen Kreisen gehört die reversible Zeit. Wenn das System kippt und seinen Verlauf ändert, vollzieht sich dies in *irreversibler Zeit*, Verlaufsänderungen sind nicht umkehrbar. Für die reversible Zeit steht die Uhr, deren Zeiger repetitiv und reversibel um die Achse laufen; für die einmalige irreversible Zeit steht der *Zeitpfeil*.⁴⁷⁴

Beide Zeitformen spielen zusammen. Lebende Systeme etwa sind letztendlich irreversibel, asymmetrisch; zu ihrer Stabilität tragen aber Zyklen entscheidend bei. Lebende Systeme sind hochkomplex, unstetig und ihr Verlauf geprägt von Bifurkationen.⁴⁷⁵ Reversible Zeit und irreversibel Zeit wirken ineinander. Cramer verbindet diese Zeiten mithilfe der Phasenübergänge aus der Chaostheorie. Dieses Zusammenspiel bildet Cramer in einem *Zeitbaum*⁴⁷⁶ ab. Die Astverzweigungen dieses Zeitbaumes sind die Bifurkationen, die (chaotischen) Phasenübergänge. In ihrem irreversiblen Verlauf entsteht Neues. Phasenübergänge sind eine Erklärung für Emergenz. Cramer beschreibt die Evolution beispielsweise als einen solchen Zeitbaum. Die Äste dieses Baumes - Arten der Tier- und Pflanzenwelt - stehen zueinander in Resonanz.

Heißt Resonanz auch Harmonie? Resonanz entsteht immer dann, wenn Schwingungen miteinander in Wechselwirkungen treten und sich überlagern. Dabei regen sie sich gegenseitig an: sie löschen sich aus, sie verstärken sich oder sie schwächen sich ab.

Die Welle, die eine Schwingung beschreibt, hat eine bestimmte Amplitude - die Höhe des Wellenberges oder des Wellentales - und sie hat eine Frequenz, die

⁴⁷³ Ebd., S. 43 Für den Übergang von Geraden zum Krümmen gibt es die charakteristische Zahl „Pi“=3,14...; für den Übergang von periodischer Schwingung zu chaotischer Dynamik ergab sich die Feigenbaum-Zahl 4,669201660910. Vgl. ebd., S. 165f

⁴⁷⁴ Vgl. ebd., S. 22

⁴⁷⁵ Vgl. ebd., S. 41

⁴⁷⁶ Vgl. Friedrich Cramer (1993): Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie, Frankfurt am Main und Leipzig. Insel.

Anzahl der Schwingungen pro Sekunde. Die Schwingungsstrukturen, die wirklich vorkommen, sind eigentlich immer zusammengesetzt, sie können miteinander in Harmonie oder in Dissonanz stehen, in jedem Fall ist es Resonanz. Zur Analyse dieser „Überlagerungsgebirge“ wird - etwa in der Medizin - die sogenannte Fourier-Analyse angewendet.⁴⁷⁷

Als harmonische Schwingungsverhältnisse werden ganzzahlige Frequenz-Verhältnisse wahrgenommen. Das wichtigste harmonische Zahlenverhältnis ist 1:2, die Oktave. Über die Oktave sind alle Wellenlängen miteinander verbunden. (So ist es möglich, die Strahlung der Sonne, die auf die Erdatmosphäre trifft zu messen und in unseren hörbaren Bereich zu oktavierem; oder die Schwingung der Erde um die Sonne ergibt ein g, der Sonnenton ein cis.⁴⁷⁸ Cis ist das A des Ostens)

Cramer schreibt: „Harmonie ist nicht ein klassisches, ordentliches ganzzahliges Ordnungsverhältnis, sie enthält chaotische Elemente, sie ist das Aushalten am Rande des Abgrunds, sie ist das Schöne als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen.“⁴⁷⁹

Die fraktale Geometrie erstellt Strukturen, sogenannte Fraktale, die als sehr naturnah wahrgenommen werden. Sie sehen zum Beispiel aus wie ein Farn. Diese Fraktale lassen sich aber gerade mit Hilfe einer *nicht-ganzzahligen* Dimension beschreiben.⁴⁸⁰ Ein Fraktal ist eine geometrische Figur, deren Form sich in immer kleinerem Maßstab in ihr selbst wiederholt; es ist also eine Struktur in Resonanz.

Cramer rückt Chaos und Fraktale zusammen. Anhand einer Analyse von Werken von Bach auf die fraktale Dimension ihrer Harmonien und Notenintervalle und der Einschätzung der Autoren, Bachs Musik wäre eher nach der fraktalen Geometrie und nicht nach der euklidischen Geometrie aufgebaut worden, fragt er: „Bekommen musikalische Kunstwerke, ähnlich wie Kunstwerke der bildenden Kunst, ihr künstlerisches Gewicht aufgrund ihrer fraktalen Unbestimmtheit, ihrer

⁴⁷⁷ Vgl. Cramer, SdL, S. 57

⁴⁷⁸ nach dem Verfahren von Hans Kusta. Die Frequenz ist das Reziproke der Umlaufzeit, Schwingung in der Zeit eben. Vgl. Berendt, Vom Hören der Welt, o.J.

⁴⁷⁹ Cramer, SdL, S. 67

⁴⁸⁰ Vgl. Ib Ravn (1995): Chaos, Quarks und schwarze Löcher. Das ABC der neuen Wissenschaften, München: Deutsche Taschenbuch Verlag, S. 65f

Nähe zum Chaos?“⁴⁸¹ Und er besteht darauf: „In der Akustik und in ihrer schönsten und größten Anwendung, der Musik, gibt es beides, die Harmonie, die Glätte, den Wohlklang *und* den Kontrast, den Kontrapunkt, das Fraktale, das Fremdartige, das Neue.“⁴⁸²

Der Körper ist als lebendiger Organismus ein Netzwerk von Zyklen, die miteinander ein *hochrückgekoppeltes Resonanzsystem* bilden. Resonanz überträgt Energie und Resonanz ist *die* integrierende Funktion⁴⁸³ des Körpers. Durch Resonanz sind Soma, Emotion und Mentales verbunden. Resonanz gibt es nicht nur im Körper, sondern auch in Wechselwirkung mit der Umwelt und mit anderen Körpern.

Dabei lebt jeder Körper in seiner Zeit, der Eigenzeit. Diese gebrochene Zeit (Cramer) ist ein Zusammenspiel aus reversibler Zeit der Schwingungen, die stabile Strukturen schaffen, und irreversibler Zeit, die Veränderungen, Neues, andere Richtungen bringt.

Zeit, Raum und Struktur sind bewegliche, dynamische, d.h. energetische Größen, die miteinander komplex wechselwirken. Dieser Zusammenhang von Zeit, Raum und Struktur ist für das Theater außerordentlich wichtig. Schwingungen in der Zeit schaffen durch Resonanz Felder, breiten sich im Raum aus. Sie schaffen den Raum, der vom lebenden Körper ausgeht, der Körper ist Schwingungsquelle. Der Körper ist Produzent von Schwingungen und Resonator durch Reflexion und Wechselwirkung. Diese raumgreifenden Schwingungen schaffen Strukturen und korrespondieren mit Strukturen in der Zeit. Eine Theateraufführung hat einen Anfang und ein Ende. In der Dauer des Verlaufs schichten sich Schwingungen auf, bilden sich Strukturen, dafür bedarf es der Zeit. *Diese Zeit strukturiert und sie wird strukturiert.* Schwingungen haben immer einen Rhythmus, da sie periodisch wiederkehren. Der Rhythmus strukturiert Schwingung, Raum, Zeit, kurz die

⁴⁸¹ Cramer, SdL, S. 69

⁴⁸² Ebd., S. 69

⁴⁸³ Vgl. ebd., S. 221

Aufführung. Schwingungen schichten sich auf, überlagern sich, löschen sich aus, verstärken oder schwächen.

An der Kommunikation während einer Theateraufführung ist jeder Körper beteiligt, ob auf der Bühne oder im Zuschauerraum. Jeder Körper nimmt teil verstärkend, auslöschend, durchleitend oder abschwächend. Auch bei einem Spiel mit der vierten Wand trifft das zu. Schwingungen bilden *einen* Raum (oder sehr viele). Die Schauspielkörper sind ohne Zweifel in besonderem, herausgehobenem und außerordentlichem Maß an der Aufführung beteiligt. Diese Körper sind es, die in intensivster Weise produzieren. Sie stellen her: Energie, Präsenz, Liebe. Schauspielkörper zeichnen sich durch ihre Offenheit aus. Sie haben in langer Übung ihre körperliche Aufmerksamkeit geschult, sie produzieren somatisch, emotional, mental. Die intensive Strahlung stellen sie aus, sie strahlen ab. Sie nehmen die Zuschaukörper in die intensiven Schwingungen mit ein. Das Allerwichtigste ist aber, daß sie diese Intensität herstellen. Sie überträgt sich dann, Felder wirken. Körper koppeln fern durch Felder. Schauspielkörper rühren an Felder von Zuschaukörper, die bereits existieren, Zuschaukörper produzieren ebenfalls Felder und sie produzieren durch ihre flexiblen „Reaktionen“ der Verstärkung, Abschwächung, Auslöschung oder Veränderung. Die Felder der Zuschaukörper wirken zurück auf die Bühne. Es ist dabei eigentlich unerheblich, ob es gemeinsame (Merleau-Ponty) oder gekoppelte Strukturen (Maturana) sind, beide Beschreibungen treffen Aspekte, die wirken. Strukturen sind dynamisch, sie bauen sich auf, sie verbinden sich, sie fallen zusammen. Bei gemeinsamen Strukturen scheint die Körpergrenze aufgehoben, bei gekoppelten Strukturen verbinden sich eigenständige Körper, die sowohl offen als auch autonom sind; gekoppelte Strukturen wirken aufeinander, sie schwingen gemeinsam mit jeweils veränderter Amplitude.

Der Körper ist in energetischer Perspektive ein komplex rückgekoppeltes Schwingungsnetz in Selbstorganisation. Es ist offen durch die sensiblen Wechselwirkungen mit Außen. Der Körper saugt aus der Umwelt unablässig

Energie bzw. Ordnung auf, und er ist im Verhältnis zu seiner Umwelt auf einem höheren Ordnungsgrad, den er erst bei seinem Tod verläßt. Die Körpergrenzen sind nicht die sichtbaren. Felder, die vom Körper ausgehen und den Körper umgeben, gehen erst allmählich in den allgemeinen Schwingungswald der Umwelt über. Auraforscher geben Maße an und können diese Felder noch weiter strukturieren. Die energetische Perspektive deckt die Dynamik, den inneren und äußeren Zusammenhang und die Umwandelbarkeit des Körpers auf.

Die Kommunikation, von der hier die Rede ist, ist eine körperliche. Der gesamte Körper ist an der Kommunikation beteiligt. Das heißt nicht nur, daß potentiell alle Teile beteiligt sind, sondern das heißt, daß der Körper im Ganzen beteiligt ist, und das ist mehr als seine Teile, das ist der Körper! Körperliche Kommunikation läßt sich also nicht in Segmente unterteilen, so sehr es zur Analyse nützlich ist. Die Kommunikation im Ganzen produziert mehr als separat aufzuzählen ist. Die grundsätzliche Komplexität des Lebendigen betrifft in vollem Umfang die Kommunikation. Information ist ein wesentliches Merkmal von Leben. Und wenn bereits oder gerade Biophotonen Informationen übertragen, dann läßt sich kaum erahnen, auf wieviel Kanälen in Laserqualität der lebendige Körper „funk“t. Er übertrifft alle technischen, heute herstellbaren Arrangements um Dimensionen.

6. 4 Sprache als Sediment und Feld

In diesem Abschnitt soll ein Konzept entworfen werden, das Sprache als körperliche Aktivität faßt. Bei einem Kommunikationsbegriff, der den ganzen Körper mit einbezieht, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von körperlicher und sprachlicher Kommunikation.⁴⁸⁴

Der lebende Körper ist ein dynamischer Prozeß, seine Ganzheit stellt er durch

⁴⁸⁴ „Die innige strukturelle Verschwisterung der beiden Felder wird von heute aus zu wenig betrachtet. Den sprachlichen Feldern oder der Wiederkehr des Körpers werden jeweils getrennte Sammelbände gewidmet.“ Haß, Ulrike (1999): Der Körper auf der Bühne, in: Heller, Heinz B., Karl Prümm, Birgit Peulings (Hg.): Der Körper im Bild: Schauspielen - Darstellen - Erscheinen, Marburg: Schüren, S. 31

Resonanz her, sie ist ebenso ein dynamischer Prozeß. Felder sind Übertragungsmedium für Energie und Information, und sie lassen aus den einzelnen Teilen neue Eigenschaften entstehen. Alle Aktivitäten des Körpers sind miteinander vernetzt und rückgekoppelt. Materie, Energie und Information sind in Bewegung und interagieren. Informationen fließen durch den Körper. Komplexe Prozesse brauchen gegenseitige Abstimmung, Steuerung. Die beiden bekanntesten Steuerungsmechanismen des menschlichen Körpers sind die Hormone und das Nervensystem, die natürlich auch miteinander interagieren.

Zu allen Aktivitäten des Körpers gehören auch die Aktivitäten, die als die geistigen bezeichnet werden. In der Sprache dieser Arbeit fallen sie unter die mentalen Aktivitäten, zu denen die Sprache zweifelsohne allgemein gerechnet wird.

Es gibt unterschiedliche Auffassungen, die noch nicht geklärten Relationen zwischen somatischer und mentaler Aktivität zu kennzeichnen. Prominent ist heute der Reduktionismus, der die somatischen Aktivitäten des Körpers als notwendige Bedingung für geistige Aktivität sieht, sie aber nicht als hinlängliche Erklärung für ausreichend hält. Mentale Aktivität ist nichts Außerkörperliches.

Wichtig ist hier, die Verbindungen und das Zusammengehörende der verschiedenen körperlichen Aktivitäten aufzuzeigen. In Konsequenz des bisher Ausgeführten gehe ich davon aus, daß somatische und mentale Aktivitäten in Resonanz zueinander stehen. Beides sind körperliche Aktivitäten. Die mentalen Funktionen des Körpers sind körperliche Funktionen. Sie sind vernetzt und rückgekoppelt wie alle anderen Funktionen des Körpers. Die mentalen Aktivitäten sind voll integriert in alle anderen Aktivitäten, sie wirken auf andere Funktionen des Körpers.

Sprache wird vorrangig aufgefaßt als mentale Aktivität. Als körperliche Aktivität möchte ich Sprache weiter fassen, das Konzept von Sprache soll mit dem weiten Begriff der Biokommunikation korrespondieren können. Wenn mentale

Aktivitäten körperlich verstanden werden können, kann auch die Sprache körperlich verstanden werden. Der Körper ist nicht Hilfsmittel für die Sprache. Natürlich brauchen wir unsere Sprechwerkzeuge und Denkwerkzeuge, und einen Satz kann man in der Rede mit einer Geste unterstreichen. Die Beteiligung des Körpers an Kommunikation ist aber weitreichender und muß dementsprechend auch weitreichender beschrieben werden: Der Körper kommuniziert.

Dies läßt sich mithilfe der Körperregister erörtern. Der Körper spricht somatisch, emotional und mental. Und alle diese Sprachen sind miteinander verbunden, vernetzt, *rückgekoppelt*. Wie gesagt, Informationen fließen auf komplexen Netzbahnen durch den Körper. Die bewußte Sprache ist darin eingebettet.

Den Fluß, die Umwandlung und die Speicherung der Sprache innerhalb des Körpers möchte ich in einem Modell beschreiben.

Ich nutze ein Modell, das in der Naturwissenschaft formuliert wurde. Es ist also ein Ergebnis des äußeren Studiums des Körpers. Hier nutze ich dieses Modell in der anderen Position, in der Position des inneren Beobachters (Maturana). Maturana hat ausdrücklich davor gewarnt, Begründungen aus der jeweils anderen Position heranzuziehen. Und hier soll es auch nicht darum gehen, mit äußeren Forschungen Erfahrungen der inneren Position zu begründen. Es geht nicht um einen naturwissenschaftlichen Beweis, sondern darum, das Konzept von Sprache als umfassende Aktivität des Körpers zu veranschaulichen.

Es geht um das bereits erwähnte Modell des Lichtes als Welle und Teilchen. Niels Bohr hat die Widersprüche bei der Beschreibung des Lichtes 1927 im Komplementaritätsprinzip zusammengeführt. Mittlerweile gilt es für die gesamte Materie. Materie ist Welle und Teilchen. In der einen Versuchsanordnung erscheint Materie als Teilchen, in der anderen als Welle. Das Phänomen Licht wird im äußeren Fokus *beschrieben* in den Konzepten von Welle und Teilchen.

Ich übertrage dieses Modell auf das Verhalten von Sprache als körperliche Aktivität. „Welle“ ersetze ich dabei durch Feld, „Teilchen“ durch Sediment. Welle und Feld stehen in einer unmittelbaren Beziehung, die ich bereits in Kapitel 6.1

deutlich gemacht habe; ähnlich verhält es sich bei Teilchen und Sediment, Sediment kann man als Anhäufung von Teilchen verstehen. Die Sprache eines Körpers verhält sich *wie* Welle und Teilchen oder: *Sprache als körperliche Aktivität wird beschreibbar durch Sediment und Feld*.

Das Feld (oder Welle) ist das Verbindende, Übertragende, Bewegliche, Kommunikative, das sich Ausbreitende der Sprache, z.B. ist gesprochene Sprache Schall, der sich in Wellen bzw. Feldern ausbreitet. Innerhalb des Körpers breitet sich Sprache - im Bild gesprochen - ebenso durch Felder aus. Felder übertragen Energie und eben auch Information. Sie stehen für den energetischen Aspekt, für die *Umwandelbarkeit* von Sprache.

Das Sediment (oder Teilchen) ist das Festgehaltene, das Starre, das Feste, das Bewahrende, die Schrift der Sprache.

In allen drei Körperregistern gibt es Sprache als Sediment und Feld.

Soma: Das Körperwissen oder auch Körpergedächtnis ist das Sediment, der agierende Körper ist die Welle, das Feld ermöglicht Umwandlungen, Ortsveränderungen, Bewegung.

Emotion: Der agierende Körper hat immer auch einen emotionalen Aspekt, das emotionale Körperfeld sozusagen. Das emotionale Sediment oder Gedächtnis ist körperlich verankert, manchmal über viele Jahre regelrecht verschüttet.

Mentales: Gedächtnis ist Sediment, Denken und Sprechen ist Feld.

Das Bild des Feldes garantiert die Verbindung zwischen diesen Körperteilungen und ihren sprachlichen Äußerungen. Sprache verflüssigt sich sozusagen, wird Schwingung und wandelt sich von Funktionsbereich zu Funktionsbereich. Das soll der große Gewinn dieses Bildes sein. Sprache als körperliche Aktivität ist einheitlich und divers.

Um es an einem einfachen Beispiel zu verdeutlichen: Kopfschmerzen sind eine somatische Äußerung, gelingt es, die Kopfschmerzen zu lösen, folgt eine emotionale Veränderung, der Krampf im Kopf löst sich vielleicht in Tränen, und die Gefühlslage ändert sich augenscheinlich, aus dieser Gefühlsbewegung und der anschließenden Erleichterung kann das Gefühl benannt werden, verbale Sprache

bezeichnet einen Zustand, der zunächst somatisch mit dem Kopfschmerz begonnen hat und dann durch die Bereiche wandert.

Oder ein anderes Beispiel aus der Literatur: Ein Mensch findet als Erwachsener seine Mutter wieder, die er nur als Säugling gekannt hat. Er umarmt sie:

„Unser Atem wurde langsamer und tiefer. Immer noch in dieser Umarmung verschlungen, konnte ich plötzlich den Rhythmus ihres Herzschlags an meiner Brust spüren. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich darauf und ich fühlte, wie dieses Barrrrumpa, Barrrrumpa durch mich hindurchhallte. Nach und nach verlor ich mich in diesem Herzschlag, jeder Zweifel, den ich je gehabt haben mochte, ob diese Frau wirklich meine Mutter war, löste sich auf. Meine rasenden Gedanken wurden ganz ruhig und ich fühlte mich zunehmend entspannt und sicher und behütet und warm, bis mir schließlich aufging, dass ich mich irgendwann in der Vergangenheit schon einmal genauso gefühlt hatte. Ich weiß nicht, was es war, aber irgendwas tief in mir drin erkannte diesen Herzschlag wieder.“⁴⁸⁵

Der Herzschlag ist somatisch, er spricht zu dem Sohn, er fühlt ihn, er ist emotional sehr aufgewühlt, der Herzschlag erinnert ihn an eine emotionale Situation aus seiner frühesten Kindheit und sogar aus seiner pränatalen Phase. Er erkennt den Herzschlag:

„Erkannte ihn aus der Zeit lange bevor ich in diese Welt geglitten war. Erkannte ihn aus der Zeit, als der Körper mich beschützte und wärmte. Als sie nichts als Vibration, Fluss und Bewegung war. Als unsere Seelen Raum und Zeit geteilt hatten. Meine Mutter. Und ich weinte so heftig und so lange, wie ich noch nie geweint hatte und auch seither nicht mehr geweint habe“⁴⁸⁶

Indem ich die Sprache körperlich fasse, fasse ich sie mit diesem Modell auch zugleich energetisch. Im Verlauf dieses Kapitels, das mit „Die Energie“ überschrieben ist, wurde deutlich, daß auch der Materiebegriff längst eine Vorstellung von Leere und Schwingung geworden ist. Und so ist auch der Körper

⁴⁸⁵ Wagamese, Richard (1997): Hüter der Trommel, München: Schneekluth, S. 86

⁴⁸⁶Ebd., S. 86f

Energie. Feld und Sediment sind energetische Zustände.

Für das Theater ist dieser Sachverhalt außerordentlich wichtig. Genaue Beschreibungen von theatralen Vorgängen arbeiten mit energetischen Metaphern. Es sind eben keine Metaphern, es sind Beschreibungen, die den Sachverhalt am genauesten fassen können: Theatrale Vorgänge sind energetische Vorgänge!

Einfache Übungen innerhalb des Schauspielunterrichts können dies verdeutlichen. In ihrer Reduktion erreichten sie eine große Intensität und Anschaulichkeit.

Interessant dabei ist, daß die Intensität der Präsenz von unterschiedlichen Aufgaben ausgehen kann: Wird der Körper jeweils in seinen unterschiedlichen Funktionen - somatisch, emotional, mental - angesprochen und gefordert, antwortet er in seiner Ganzheit durch Aktivitäten in allen Dimensionen.

Wird zum Beispiel alle Energie ins Ohr (Soma) verlegt und geht es nur darum, zu hören, wird der Ausführende ganz Ohr, sein ganzer Körper vermag eine schimmernde Präsenz einzunehmen, die von den Zuschauenden als atemberaubend spannend und gleichzeitig als sanft erfahren wird.

Besteht die Aufgabe darin, zum Beispiel ein Tier darzustellen (Mentales) kann die gleiche körperliche Intensität erreicht werden. An einzelnen Merkmalen und der augenscheinlichen Haltung der Ausführenden ist das Tier dann nicht zu erkennen, aber in der Gesamterscheinung manifestiert es sich genau und kann bis in die genaue Art hinein von den Zuschauenden erkannt werden. Gleiches gilt, wenn es darum geht, zum Beispiel das Böse (Emotion) darzustellen. Der Körper des Ausführenden aktualisiert die Energie des Bösen durch alle Körperregister, dem Ausführenden wächst derart zerstörerische Energie zu, daß die Mitspielenden wie Streichhölzer umzufallen scheinen, wenn sie sich ihm in den Weg stellen.

7 Lebendige Körper im Theater

Die lebendigen Prozesse im Theater umfassen viel mehr als in verbalen Bedeutungsversuchen festgehalten werden kann. Daher hat diese Arbeit einen anderen Weg genommen, diesen vitalen Prozessen gerecht zu werden. Es wird die Struktur dieser Prozesse erarbeitet. Das Feld des wissenschaftlichen Diskurses wird erweitert, indem die den Diskurs begrenzende Begriffsstruktur verlassen, der Weg zu einer adäquaten Begriffsstruktur beschritten und diese umfassende Struktur fruchtbar gemacht wird. Diese Schritte sind tiefgreifend und verwandeln in ihrer Konsequenz die Rede über Theater grundlegend. Die andere Begriffsstruktur arbeitet jenseits eines Paradigmenwechsels.

Beschreiben wird dieser Übergang oft als ein Paradigmenwechsel vom Theater der Repräsentation zu einem Theater, das in allen Vorgängen Präsenz und Gegenwärtigkeit herausstellt, ich möchte es hier behelfsweise präsentisches Theater nennen.

Virulent wird dieser Wechsel im Nachdenken über Theater am Lebendigen des Theaters und damit am Körper, und zwar aller Beteiligten. Hier wird ein Körpermodell vorgeschlagen, das gewonnen werden konnte, nachdem ein Übergang vollzogen wurde von einem Körperbegriff, in dem die dominierende Idee den Körper aus den Diskurs zu weisen trachtet, hin zu einer Auffassung vom *Körper als Prozeß*. Die Argumentation führt von mechanistisch geprägten Vorstellungen von Bewegung zum Verständnis von dynamischen Vorgängen. Der vermeintlich „unbeteiligte, objektive“ Beobachter weicht einem im dynamischen Prozeß aktiv involvierten Beteiligten. Die distanzierte Zuschauposition - zumindest in der Beschreibung - bricht auf, vorangetrieben von theatralen Prozessen, die auf ein Miteinander abzielen und die Aktivität der Zuschauenden fordern.

Dieser Übergang korrespondiert letztendlich mit einem Übergang auch in den Naturwissenschaften, in denen die Physik als Zentralwissenschaft von der

Biologie abgelöst wird.⁴⁸⁷ Die biologischen Disziplinen vermögen es zunehmend, eine Wissenschaft der lebendigen Prozesse zu entwickeln. Bis vor noch kurzer Zeit haben auch sie vorwiegend an totem Material geforscht. Auch wenn daraus Aussagen über das Leben abgeleitet wurden, die komplexen Zusammenhänge des Lebens werden jetzt aufgedeckt, mittels einer integrierenden, synthetischen Sicht und Forschung am lebenden Material. Sämtliche Konzepte, die aus anderen wissenschaftlichen Feldern herangezogen wurden, arbeiten in Strukturen, die Strukturen des Lebendigen sind. Sie dienen der Erarbeitung einer Theorie des lebendigen Körpers auf der Ebene der Abstraktion, die eben die Strukturen der prozesse seutlich machen. Diese prozesse sind zu komplex, um sie auf der konkreten Ebene zu beschreiben. Es interessiert ihre Struktur, um diese auch im Theater arbeitende Struktur zu erfassen und in deren Folge lebendigen Theater noch eingehender und vor allen direkter und konkreter beschreiben und verstehen zu können. Die einflußreich gewordenen Strömungen der „Philosophie der Differenz“⁴⁸⁸ gründen und stützen diesen Übergang.

7.1 Theorie des lebendigen Körpers

Wurde im Verlauf der Arbeit bislang die Theorie des lebendigen Körpers untrteilt nach den einzelnen wissenschaftlichen Feldern vorangetrieben, erfolgt an dieser Stelle eine zusammenfassende Beschreibung quer zu den Einzeldiskursen, aber entlang der wesentlichen inhaltlichen Ergebnisse in Hinsicht auf die wesentlichen Merkmale eines lebendigen Körpers auf dieser Ebene der Abstraktion. Sie zeigt, das sämtliche erörterten Konzepte auf dergleichen Struktur basieren.

Derrida liefert eine Beschreibung dieser Struktur des Lebendigen auf einer noch grundlegenderen Ebene, auf der Ebene der Begriffsstruktur.

⁴⁸⁷ Vgl. Sloterdijk, Peter, Hans-Jürgen Heinrichs (2000): Die Sonne und der Tod, Lettre International, 48, I/2000, S. 32

⁴⁸⁸ Vgl. Kimmerle, Heinz (1992): Derrida zur Einführung, Hamburg: Junius, S. 15

Die **Begriffsstruktur**, die Derrida immer schon am Werk sieht, ist eine dezentrierte Struktur. Ihr Zentrum definiert Derrida als Nicht-Ort und Mangel und begründet so den fluktuierenden Austausch der Elemente. Der unendliche Austausch ist ein dynamischer Prozeß. Im zweiten Kapitel wurde argumentiert, daß diese Struktur, die schon immer am Werk ist, an den Körper gebunden sein muß und damit mit dem Leben assoziiert werden kann. Die Nähe der dezentrierten Struktur zur Struktur des Lebens kann aber auch aus der Struktur selbst hergeleitet werden.

Derrida beschreibt diese Struktur auch als Feld und als begrenztes Ganzes. Diese Begrenzung ist erforderlich, um den unendlichen Austausch möglich bzw. denkbar zu machen. Den Begriff des Feldes bestimmt Derrida nicht genau, bei eingehender Lektüre wird erkennbar, das Feld zeichnet sich auch bei ihm aus durch fortwährende Bewegung und Veränderung. Die energetischen Implikationen des Feldbegriffs bleiben bei Derrida also voll gewahrt, das erlaubt eine Verknüpfung der Begriffsstruktur als Feld mit dem Feldbegriff im konkreten Sinne der Physik. Beide Feldbeschreibungen weisen die gleiche Struktur auf. Das Zentrum als Nicht-Ort und Mangel in einem Feld als begrenztes Ganze setze ich mit der grundsätzlichen Kennzeichnung des Lebens nach Werner Schrödinger in Beziehung. Nach ihm saugt ein Organismus fortwährend Ordnung aus der Umgebung auf. Das begrenzte Feld ist demnach ein großes Feld des Lebens, in dem alle Organismen „eingeschrieben“ wären. Der Mangel löst den Sog aus und treibt den Austausch an, unentwegt zirkuliert Energie in unterschiedlichster Form, der Sog sorgt für die Konzentrierung dieser Energie, der Ordnungsgrad kann stabilisiert und erhöht werden, das Feld des Lebens arbeitet gegen die Zunahme von Entropie. Der unendliche Austausch in der dezentrierten Struktur ist ein energetischer Prozeß, ihm ist aber die Richtung der Veränderung, die mit dem Entropiebegriff verbunden ist, eigentlich fremd, es sei denn, man leitet die Richtung aus dem Antrieb ab, der dem Zentrum, das jetzt Nicht-Ort und Mangel ist, entspringt. Die Ökonomie des Gleichen sorgt für die Energieerhaltung, die auch der erste Hauptsatz der Thermodynamik verlangt; die Entropie beschreibt die Richtung und die Dynamik des energetischen Geschehens, die auch der zweite

Hauptsatz der Thermodynamik faßt. Lebendige Prozesse spielen sich aus energetischer Sicht weit weg vom thermischen Gleichgewicht ab.

Diese Engführung könnte die Gefahr eines Kurzschlusses bergen, sie zeigt aber vielmehr die Brisanz der Derrida'schen Aufarbeitung der Begriffsstrukturen; denn Derrida geht es um die Beschreibung einer Begriffsstruktur. Diese Begriffsstruktur ist aber die Matrix für diskursive Beschreibungen. Ich möchte deutlich machen, daß diese dezentrierte Struktur den diskursiven Raum eröffnet, um Begriffe für das Leben zu finden. Sie ist eine Struktur, die der Fluidität der Prozesse des Lebens gerecht zu werden vermag. Sie ist aber keine Kurzformel für das Leben. Das würde dem Leben nicht gerecht werden, das hier im Diskurs - wie der Körper auch - als Widerpart auftaucht und Widerpart ist.

Alle angeführten Beschreibungen über den Körper in den Kapiteln 3 bis 6 arbeiten in der dezentrierten Struktur. Sind die Perspektiven, Untersuchungsausschnitte und Methoden auch unterschiedlich, liegt hier das Gemeinsame des behandelten Materials.

Die dezentrierte Struktur ist die Matrix für einen umfassenden Körperbegriff. Der Körper wird nichthierarchisch gedacht. Er ist ein dynamischer, das heißt energetischer Prozeß.

Der Körper ist ein offener und geschlossener Prozeß. Maturanas Konzept des autopoietischen Systems macht es besonders deutlich: Der Körper ist autonom, also geschlossen *und* verflochten, also offen.

Der offene Prozeß arbeitet energetisch, materiell und strukturell. Er gewährleistet den Austausch und die Verbindung mit der Umwelt und mit den anderen lebenden Körpern. Er ist gekennzeichnet durch permanente Veränderung. Die plastische, offene und veränderbare Struktur der Körper bei Maturana korrespondiert in gewissem Sinne mit den Strukturen der Phänomenologen: Wenn sie auch nicht genau das selbe Phänomen in den Blick bekommen wollen, geben sie doch

offensichtlich die gleichen Prinzipien lebender Strukturen wieder. Merleau-Ponty beschreibt sie in seinem offenen Leib, der gemeinsame Strukturen mit der Welt bildet, Vehikel des Zur-Welt-Seins ist. Der offene Prozeß bindet den Körper in die Welt, er ist die Welt, aber nie allein. Der Fremd- und Weltbezug ist immer schon da.

Der geschlossene Prozeß produziert die Einheitlichkeit, Geschlossenheit und Ganzheit des Körpers. Er betrifft die Selbstorganisation des Körpers. Bereits bei Heraklit umfaßt die Einheit die Spannung der Gegensätze, die Einheit erscheint bei ihm als das sich selbst unterscheidende Eine im Streit mit sich selbst.

Die Selbstorganisation des Körpers hält ihn invariant und geschlossen. Seine Geschlossenheit wird also durch einen aktiven Prozeß permanent hergestellt. Ungefähr 3000 metabolische Prozesse bilden die Homöostase, die dem geschlossenen Prozeß Körper dynamische Stabilität verleiht.

Das sich ständig Verändernde, das in der Antike noch die großen Unsicherheiten auslöste, auf das Platon keinen sicheren Gedanken stützen wollte, gerade das sich Wandelnde gewährleistet das Dauernde, Stabile; zumindest in dem Maße, wie man im lebendigen Prozeß überhaupt von Dauer sprechen kann. Diese Veränderungen können durch ihre Periodizität Stabilität erlangen, sind aber grundsätzlich durch ein Wechselspiel von Stabilität und Instabilität zu beschreiben, das durch Phasenübergänge strukturiert wird.

Die Autonomie und die Verflochtenheit des Körpers sind hier nicht unabhängig voneinander zu denken. Im Bild der Teilchen-Welle-Komplementarität könnte man sagen, daß der Aspekt der Autonomie dem Teilchenaspekt entsprechen würde, der Aspekt der Verflochtenheit korrespondiert mit dem Wellenaspekt.

Das Zusammenspiel beider Aspekte wird durch das Aufhalten und Pendeln lebender Körper auf der Laserschwelle beschrieben. Und die daraus sich bildende Einheit im Zusammenspiel der Gegensätze, ohne ihre Gegensätzlichkeit auch nur zu berühren, entsteht in der Ökonomie des Gleichen (Derrida).

Die in dieser Ökonomie des Gleichen beheimateten Ganzkörper und Nicht-Ganzkörper können auch mit diesen beiden genannten Prozessen angesprochen werden, dann ist der Ganzkörper der autonome, geschlossene Prozeß und der Nicht-Ganzkörper der offene, verflochtene Prozeß. Auch das Zusammenspiel von Materie und Energie kann in diesen Körpern gefaßt werden, der Ganzkörper vertritt die Materie, der Nicht-Ganzkörper steht für die Energie, beide verbunden in der Ökonomie des Gleichen.

Der lebende Körper ist hochsensibel und flexibel im internen Austausch und in Wechselwirkung mit seiner Umwelt. Die Theorie der kohärenten Zustände von Biophotonen und ihr Spiel um die Laserschwelle eröffnet einen Einblick in die möglichen organischen Abläufe, die diese außerordentliche Sensibilität und Flexibilität herstellen. Felder minimalster Intensität können vom Körper verstärkt, ausgelöscht, abgeschwächt oder einfach durchgelassen werden.

Die Trennung und die Verbindung des offenen und des geschlossenen Prozesses, die ihrerseits ohne Zweifel Teilprozesse beinhalten, leistet die Membran oder Schwelle.

Der zusammenhängende Körper produziert sich aktiv selbst in komplexen rückgekoppelten Abläufen, fähig zu Emergenz. Diese komplexen Abläufe haben die Struktur von Kreisen oder Netzen. Die Beschreibung körperlicher Prozesse in Form von Kreisen und Netzen hat eine Tradition.

Bereits der Biologe Jakob von Uexküll beschreibt den Zusammenhang von Merken und Wirken, und der Gestalttheoretiker Viktor von Weizsäcker entwickelt den Gestaltkreis. Der Phänomenologe Merleau-Ponty entwickelt das Konzept des intentionalen Bogens, um den Zusammenhang des tätigen Leibes und den Zusammenhang der Tätigkeiten des Leibes zu beschreiben. Waldenfels hat in den Kreis von Sensorium und Motorium noch das Konzept des leiblichen Responsoriums eingeführt. Der Neurobiologe Gerhard Roth beschreibt die Zuordnung von Gehirnprozesse, die Aktivitäten des Körpers koordinieren,

ebenfalls in einem Kreis; sein Kreis wird gebildet von Verhalten, Wahrnehmung, Bewertung, Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Wahrnehmung. Das autopoietische System lebender Körper stellt der Biologe Maturana als Netzwerk - man kann sie auch als rückgekoppelte Kreise bezeichnen - dar. Und Moshé Feldenkrais umreißt sein Körperbild auch in dem Bild eines Kreises, gebildet aus Skelett, Muskeln, Nervensystem, Umgebungen. Nicht nur bei Feldenkrais, sondern auch bei Maturana und bei Merleau-Ponty gehört die (Um)-Welt ausdrücklich und konsequenterweise zum wahrnehmenden Körper.

Es geht nicht darum, die Disziplinen und ihre unterschiedlichen Untersuchungsbereiche vorschnell zu amalgamieren, es ist aber wichtig, ihre Korrespondenzen zu konstatieren, wie sie durch unterschiedliche Methoden immer wieder zu Tage treten. Der lebende Körper organisiert sich in einer Vielzahl von rückgekoppelten Kreisen, in Netzen. Wie diese Kreise bzw. Netze ausformuliert werden, hängt von der Perspektive und vom Erkenntnisinteresse ab.

In dieser Arbeit schlage ich ein Netz bzw. Kreis aus drei Dimensionen vor. Diese Dimensionen sind so gewählt, um die Aktivität lebendiger Körper im Theaterprozeß beschreiben zu können. Der Körper ist ein zusammenhängender, aber in seinen unterschiedlichen Dimensionen erfüllt er unterschiedliche Funktionen. Die Körperteilung, die ich vorschlage, ist eine funktionelle. Der Körper teilt sich in die dynamischen Register Soma, Emotion und Mentales. Das wechselseitige Zusammenspiel aus Soma, Emotion und Mentalem produziert die Modi des Körpers. Jeder dieser drei Körperregister ist versehen mit Bewußtsein, Sprache, Stimme und Sediment (Gedächtnis). Der Begriff Körper ist nicht Teil der Teilung, er ist einerseits „Überbegriff“ und andererseits Widerpart, in der Ökonomie des Gleichen: Körper als Gedachtes und Ungedachtes. Der Körper spricht und er spricht nicht. Der Austausch zwischen den Dimensionen Soma, Emotion und Mentalem wird durch Sprache als Sediment und Feld bewerkstelligt. Der Körper ist veränderbar. Veränderungen gehen durch alle Register, durch Soma, Emotion und Mentales. Gut anschaulich wird dies bei dem Phänomen der

multiplen Persönlichkeit: Die unterschiedlichen Persönlichkeiten manifestieren sich somatisch, emotional und mental, dies zeigt sich beispielsweise an den unterschiedlichen Blutdrücken und Herzfrequenzen der unterschiedlichen Persönlichkeiten, die sich in einem Körper „abwechseln“. Die verschiedenen Persönlichkeiten sind Modi des Körpers. Abbildungen ein und derselben Person in ihren unterschiedlichen Persönlichkeiten sind frappierend, die Person verändert sich auch äußerlich, wird etwa dicker und dünner, wenn eine andere Persönlichkeit aktualisiert, manifestiert wird. Selbst die Augenfarbe kann sich ändern. Auch herausragende Schauspieler verkörpern eine Figur nicht nur mental und emotional, sondern auch somatisch: Ihre somatische Gestalt verändert sich.

Soma, Emotion und Mentales sind unauflöslich miteinander verwoben.

Aristoteles vertrat den Hylomorphismus, das Nicht-ohne-einander-sein-können von Form und Substanz. Das in dieser Arbeit entwickelte Konzept schließt in gewisser Weise daran an. Neurobiologische Forschungen etwa ermutigen dazu. So betont Roth die unauflösliche Einheit von Großhirnrinde, die als Ort mentaler Aktivität angesprochen wird, und limbischem System, das als Ort emotionaler Aktivität gilt. Roth bezeichnet das Gedächtnis als wichtigstes Sinnesorgan und die Gefühle sind nach ihm konzentrierte Erfahrung. Auch das Enterische Nervensystem, das sogenannte zweite Gehirn im Gedärm, ermutigt zu diesem Konzept.

Die Erforschung von Soma, Emotion und Mentalem ist ein äußerer Zugang, sie gehört in den äußeren Bereich, das Erleben von Emotion, Soma und Mentalem ist dem inneren Bereich zugeordnet. Die Praktiken von Feldenkrais schulen das innere Erleben des Körpers und führen zur Verbesserung von somatischer, emotionaler und mentaler Verfaßtheit des Körpers und ihres gegenseitigen Wechselspiels, diese Praktiken beugen der Überflutung des einen Bereichs durch den anderen vor, etwa der Überflutung des Somatischen durch das Mentale. Es ist eine Praktik, die das nichtmanipulative Körperspiel stark macht, indem sie Räume

schaft für die entsprechenden Funktionen.

Das Somatische ist der Bereich des eigenen „körperlichen“ Erlebens, es ist die erlebte Körperwelt, das Leibspüren. Die äußerliche Benennung des Bereichs müßte strenggenommen als Körper bezeichnet werden. Soma ist das Sichtbare und das Sehen des Körpers. Die Aktivität des Somatischen beschreiben die Phänomenologen im Körperschema. Soma ist der mit Geschichte durchtränkte Leib. Sediment des Somatischen ist das Körpergedächtnis; das Feld des Somatischen ähnelt vielleicht dem Leib, es vermittelt zwischen Geschichte und Jetzt.

Das Mentale wird gekennzeichnet als reine Relationen des Gehirns, dann ist das Mentale lediglich das rationale Denken. Das Mentale ist aber auch das unmittelbar dem Bewußtsein Gegebene: Bewußtsein ist Bewußtsein von etwas. Die gesamte Gehirnaktivität kann ebenfalls als mentale Aktivität angesprochen werden.

Das Emotionale wird körperlich produziert, der Leib produziert, das Gefühl existiert nur konkret und in der Erinnerung, Emotion ist der erlebnismäßige Ausdruck der Selbstbewertung des Gehirns. Gefühle sind konzentrierte Erfahrungen. Gefühl ist die Art und Weise, sich auf die Dinge zu beziehen.

Soma, Emotion und Mentales sind keine starren Konzepte, die in eindeutigen Begriffsbeschreibungen bestimmt werden können, sondern es handelt sich um Suchbegriffe, die sich in der Auseinandersetzung im jeweiligen Gegenstandsbereich genauer entfalten.

7.2 Zuschauen im Theater - Der plurale Körper

Zuschauen im Theater ist ein umfassender, aktiver Prozeß lebendiger Körper.

Die Unterteilung in Innen und Außen geschieht in der Wahrnehmungswelt, im Prozeß der Wahrnehmung. *Alle* Wahrnehmungen des Menschen geschehen in einer Welt, in der Welt der Wahrnehmung, der Wirklichkeit. Ihr voraus geht die

prémonde, es schließt sich ihr die Erkenntniswelt an. Die Wahrnehmungswelt ist die Wirklichkeit, die *eine* Welt, die uns zugänglich ist. Wir ordnen unseren Wahrnehmungen den Bereich des Inneren oder des Äußeren innerhalb der Wirklichkeit zu.

In der *prémonde* gibt es diese Unterscheidung noch nicht. Wahrnehmender und Wahrgenommenes ist noch ungeteilt. Es bestehen gemeinsame Strukturen. Im Theaterraum entwickeln sich gemeinsame Strukturen aller Körper. Der Leib hat Anteil an dieser *prémonde*, er ist Vehikel des Zur-Welt-Seins des Menschen, er spannt den intentionalen Bogen, er sorgt für die von vornherein gegebene Korrelation von Gegenstand und lebendem Körper. Hier liegt die Basis aller Erfahrung im Theater. Die Leiberfahrung wurzelt in der *prémonde*. Diese *prémonde* ist dem Bewußtsein nicht zugänglich. Die Phänomenologen erschließen sie durch die Reduktion in der Beschreibung der phänomenalen Welt. Die (Neuro)Biologen erforschen sie im Experiment, und machen Aussagen über sie in der Wahrnehmungswelt.

Die Wahrnehmungswelt ist die Wirklichkeit, das dem Körper Zugegangene. Der Zugang des lebenden Körpers zu dieser Wirklichkeit erfolgt nicht als Organismus, sondern als Beobachter (Maturana). Dieser beobachtende Körper ist aber als Organismus eingelassen in die (Vor)Welt. Der Körper ist im offenen Prozeß eingelassen in die Welt, im geschlossenen Prozeß organisiert er seine Wirklichkeit, dieser Zugang zur Welt stellt er her im geschlossenen Prozeß der Selbstorganisation und der Selbstreflexion. Der zuschauende Körper ist eingelassen in den Prozeß der Aufführung und er organisiert sich die Aufführung in seinem geschlossenen Prozeß, er deutet und reflektiert, spürt seine Empfindungen.

Die Neurobiologen beschreiben den geschlossenen Bereich des neuronalen Codes. (Die Bedeutungszuordnung fällt schon nicht mehr in ihr Ressort.) Der wahrnehmende Körper, eingelassen in den offenen und in den geschlossenen Prozeß, ist der *involvierte* Beobachter, Mitschöpfer des Wahrzunehmenden, der aktive Zuschaukörper. Die Unschärferelation macht es deutlich, der Beobachter

verändert das Wahrzunehmende, das Wahrgenommene, und sich selbst.

Im offenen Prozeß ist der Körper in die Vorwelt eingelassen, im geschlossenen Prozeß bildet der Körper seine Wirklichkeit. Diese Prozesse und die Welten, die diese Prozesse herstellen, sind getrennt voneinander und sie sind verbunden. Für das Verbindende und Trennende stehen Membran und Schwelle.

Allgemeiner kann dieses Verbindende und Trennende durch die Bildung und Lösung von *Strukturen* beschrieben werden.

Bildete die Begriffsstruktur die Matrix für die Herausbildung der Begriffe, und war der erarbeitete Körperbegriff von einer bestimmten Struktur, erscheint die Struktur hier in engem Zusammenhang mit dem Prozeß an sich. Der Prozeß führt zu beweglichen, veränderlichen Strukturen in der Zeit. Der offene Prozeß schafft Strukturen, die als verbundene, gemeinsame Welt, als gekoppelte Strukturen oder als Strukturen in Resonanz beschrieben werden. Der geschlossene Prozeß schafft Strukturen, die darüberhinaus als Kreise und Netze beschrieben werden. (Diese Kreise und Netze der Selbstorganisation haben den Vorteil des gemeinsamen Datenformats und des wirkungsvollen Willens.)

Die Verbindung zwischen offenem und geschlossenem Prozeß ist für beide Prozesse grundlegend: Die *Selbstorganisation* vollzieht sich durch Energie, Materie, sie frißt und bildet Energie, sie bildet und frißt die Schwelle oder Membran. Struktur und Prozesse verbinden sich über die Zeit. Energie und Materie bilden in der Zeit Strukturen.

In dieser Arbeit wurden (beispielhaft) drei grundlegenden Arten von Strukturbildung beschrieben: Figur/Grund-Differenzierung, Welle-Teilchen-Komplementarität und Verläufe im Zeitbaum.

Gestalten sind Strukturen, die sich in Figur und Grund differenzieren. Aus der Welle-Teilchen-Komplementarität lassen sich Strukturbildungen wie die dissipativen Strukturen, Resonanz oder das Pendeln an der Laserschwelle weiterentwickeln. Strukturveränderungen in der Zeit sind im Konzept des Zeitbaums zusammengefaßt worden. Das ständig Verändernde des Prozesses und das

Verbindende zwischen dem offenen und geschlossenen Prozeß wird möglich, weil alle Komponenten wie Energie, Materie, Zeit usw. *zusammenhängen*.

Die Zeit des Prozesses ist die Jetzt-Zeit. Prozeß ist Übergang, Zeit ist Übergang. Jetzt steht aber im Verweisungszusammenhang, Zukunft und Vergangenheit ist in dem Jetzt intentional enthalten. Der Prozeß in der Zeit schafft Räume. Der Körper ist so ein ZeitRaum, der seine eigenen Strukturen produziert in seiner eigenen Zeit, eingelassen in Raum und Zeit. Der Leib ist orientiert in eine Situationsräumlichkeit oder in einen Tätigkeitsraum. Der Körper existiert in einer äußeren RaumZeit und in seiner Eigenzeit. Zeiten sind diachron und synchron verwoben, sie existieren im Plural. Zwei grundsätzliche Strukturen der Zeit sind zu unterscheiden, die reversible und die irreversible Zeit, aus ihrem Wechselspiel wächst der Zeitbaum, Die Zeit lebender Körper verläuft asymmetrisch, irreversibel.

Die Theateraufführung hat eine äußerlich zu definierende Zeit und einen Raum, diese „objektiven“ geografisch-kalendarischen Daten markieren auch die Einmaligkeit des Vorgangs einer Aufführung, der Zeitpfeil des Kalenders läßt sich nicht umbiegen.

Dieser eine Raum und diese eine Zeit gewährleistet aber auch die Anwesenheit aller beteiligten Körper, diese eine RaumZeit ist wegen der leiblichen, körperlichen Anwesenheit der Körper Rahmen, Boden, Quelle aller daraus erwachsenen Räume und Zeiten, sie ermöglicht Theater. In dieser einen Raumzeit existiert jeder Körper in seine eigenen RaumZeit.

Innerhalb des Verlaufs der Aufführung aber verweben sich die Zeiten und Räume zu einem Geflecht gemeinsamen Tuns lebender Körper. Jeder Körper bildet mit seinem Eigenraum und Eigenzeit (des inneren Fokus) eine KörperRaumZeit. An einer Aufführung sind also sovielen Körperraumzeiten wie anwesende Körper aktiv beteiligt. Im gemeinsamen Produzieren bildet sich die Sphäre des Zwischen und ein pluraler Leib.

Neben dem einen geografisch-kalendarischen Raum, den vielen Räumen der anwesenden Körper, und dem einen Raum des pluralen Leibes der Theateraufführung tritt noch eine grundsätzliche Teilung der Körper in zwei Räume hinzu, in den Bühnenraum und in den Zuschauraum. Beide Räume bilden eine Gestalt, interagieren, differenzieren sich in Figur und Grund. Während der Aufführung bildet der Bühnenraum mit den in ihm tätigen Körpern die Figur, und der Zuschauraum mit den in ihm tätigen Körpern wird zum Grund.

Während der Aufführung ist jeder Körper aktiv. Die drei Körperregister arbeiten in ihren jeweils beiden Aspekten, dem Feld- und dem Sedimentaspekt. Die interne Arbeit ist also vorstellbar als ein Wechselspiel dreier Felder mit ihrem jeweils bereichsinternen Spiel zwischen Feld und Sediment. Jeder Körper ist ein komplexes Schwingungssystem verschiedener Felder.

Die Aufmerksamkeit der Zuschaukörper ist auf den Bühnenraum, auf die Bühnenkörper gerichtet, das ist ein energetischer Vorgang. Die Aufführung beginnt, die Bildung, Lösung, Aufeinandertürmen, Ineinanderwirken, Zusammenstürzen von Strukturen beginnt und hält für den Verlauf der Aufführung an.

Strukturbildung und -veränderungen werden in unterschiedlichen Konzepten beschrieben. Der Leib beschreibt die Öffnung des Körpers zur Welt hin, er ermöglicht die Bildung gemeinsamer Strukturen des Körpers mit der Welt und das Spiel zwischen offener und geschlossener Struktur (als Einverleibung) durch bewegliche Begrenzungen der Struktur. Das Konzept, das diese Strukturveränderungen vor allem in räumlicher Hinsicht anschaulich werden läßt, ist das Konzept des Feldes⁴⁸⁹ und der Resonanz. In zeitlicher Hinsicht bekommen diese Strukturveränderungen mit dem Konzept des Zeitbaumes ein klareres Bild. Jeder lebende Körper ist außerordentlich sensibel und flexibel, er interagiert in einer Bandbreite von Feldern.

⁴⁸⁹ Bildung und Lösung gemeinsamer Strukturen der Phänomenologen kann auch durch das Feldkonzept veranschaulicht werden. Unter Energiezufuhr können dissipative Strukturen gebildet und aufrechterhalten werden, dissipative Strukturen sind Felder, sie haben holistische Eigenschaften, bei ihrem Zerfall verbleiben unverbundene Einzelstrukturen.

Der Wahrnehmungsprozeß des Zuschaukörpers ist ein körperlicher. Merleau-Ponty nennt eine solche Wahrnehmung Schöpfung, weil es eben zur Strukturveränderung kommt. Solch schöpferische Wahrnehmung ist rückgekoppelt und wirkt auf das gesamte Geschehen in der Zeit zurück. Der Zuschaukörper *kommuniziert* körperlich. Die körperliche Kommunikation manifestiert sich im **pluralen Leib**. Im Verlauf der Aufführung bildet sich zwischen den aktiven Körpern eine Sphäre des Zwischen heraus, die Zwischenleiblichkeit. Körper und ihre Zwischensphären bilden den pluralen Leib, eine mehrdimensionale Sphäre des Gemeinsamen und Kommunikativen, die mit dem einzelnen Körper wiederum in einer Relation von Figur und Grund steht. Diese Körper kooperieren und löschen sich nicht aus. Der einzelne Leib und der plurale Leib existieren gleichzeitig. Der plurale Leib korrespondiert mit dem Begriff des Publikums. Äußerungen die sich auf den gesamten Körper der anwesenden Zuschaukörper beziehen, sind Äußerungen über den pluralen Leib. Im Verlauf der Aufführung wird aus dem Publikum ein pluraler Körper, ein dynamisches Feld kommunizierender Körper, die im Ganzen etwas anderes sind als die Summe der Einzelkörper. Der plurale Körper wird mit den Kategorien des Feldes beschreibbar.

Oder der plurale Leib ist die Gesamtheit aller anwesenden Körper, also auch der Bühnenkörper? Aus der Perspektive des Bühnenkörpers wird das Publikum als pluraler Leib wahrgenommen. Aus der Perspektive des Zuschaukörpers ist eine Wahrnehmung des pluralen Leibes als Gesamtheit aller anwesenden Körper naheliegender. Dem Bühnenraum als vordergründig agierenden, energetisch aufgeladenen, alle Aufmerksamkeit auf sich gerichteten Raum schließt sich der Zuschaukörper gewissermaßen an, er koppelt sich an.

Maturanas Konzept der Kopplung betont das Autonome des Einzelnen auch im Kommunikationsprozeß und schreibt jedem Körper sogar Informationsdichtheit zu. Dagegen zielt das Konzept der Phänomenologen auf die Sphäre des Gemeinsamen. In der Tat ist Informationsübertragung bei lebenden Körpern experimentell noch wenig erforscht; zur Informationsübertragung wird extrem

wenig Energie oder gar keine benötigt, entsprechend schwierig ist der experimentelle Nachweis. Zwischen den vermeintlichen Widersprüchen der genannten Modelle vermitteln die Konzepte der Membran und der Schwelle. Die Interferenzen von Feldern zeigen auch den informationell offenen Körper. Die Erfahrung im theatralen Prozeß zeigt, daß der entscheidende Prozeß der der Herstellung eines bestimmten Zustandes, Ausdrucks usw. ist, nicht der der Übertragung.

Die Übertragung ist denkbar als Anstoß, also Kopplung Die Übertragung ist denkbar als gemeinsame Struktur; in der das herkömmliche Sender-Antenne-Bild überschritten wird. Aber selbst das Sender-Antenne-Bild wäre möglich, wenn man es bis hin zu den elementarsten Kopplungen, den elektromagnetischen Wechselwirkungen konsequent ausweitet auf alle körperlichen Prozesse, sie haben alle einen potentiellen kommunikativen Aspekt aufgrund ihrer Feldeigenschaften. Felder sind Ausbreitungen im Raum, die Verbindung halten zu ihrem Ursprung, sie wirken auf Körper, die sich in ihrem Ausbreitungsbereich aufhalten; das Konzept des Feldes erklärt die Nahwirkung von Körpern aufeinander, auch wenn sie sich nicht augenscheinlich berühren. Felder geben spürbaren energetischen Vorgänge ein naturwissenschaftlich beglaubigtes Bild. „Feld“ stellt mithin *das* Konzept dar, das theatrale Vorgänge diesseits der Darstellung fassen kann.

Das Verhalten von Feldern bei ihrer gegenseitigen Überlagerung beschreibt die grundsätzlichen Möglichkeiten des gegenseitigen Einwirkens der Strukturen aufeinander: Verstärken, Auslöschen, Verändern oder unverändert Lassen. Der Körper ist ein komplex rückgekoppeltes Schwingungssystem. Die Strukturen, die von ihm aus und in Wechselwirkung mit anderen gebildet werden, sind ebenso komplexe rückgekoppelte Felder, die aber in ihrer Gesamtcharakteristik auch ganz schlicht und einfach sein können. Die Prozesse der Resonanz haben auf die Ausprägung von Feldern einen großen Einfluß. Resonanz ist ein Zusammenspiel von Harmonie und Dissonanz in ganzzahligen wie auch in fraktalen Dimensionen. Schönheit spielt im Spannungsfeld von Ordnung und Chaos.

Der Zuschaukörper ist ein Körpermodus, hergestellt durch das Zusammenspiel von Emotion, Soma und Mentalem. Berücksichtigt man, daß jede dieser Dimension einen Feld- und einen Sedimentaspekt hat, wirken sechs Komponenten oder Sphären, besser Funktionen, ineinander. Die Feldaspekte stehen für das Verbindende, der Sedimentaspekt für Gedächtnis, Dauer. Die flexible Stabilität des Körpers entsteht aus dem Zusammenspiel aller Funktionen.

In der Theateraufführung wird der Zuschaukörper in seiner Aktivität vom Schauspielkörper zweifelsohne übertroffen. Der Schauspielkörper ist offen, sehr mobil, alle Körperregister arbeiten mit größtmöglicher Offenheit. Der Zuschaukörper ist in seiner äußeren Bewegungsmöglichkeit eingeschränkt, durch die Stuhl- und Platzverhältnisse diszipliniert.⁴⁹⁰ Am Wahrnehmungsvorgang sind dennoch Soma, Emotion und Mentales aktiv beteiligt. Der Zuschaukörper hat mit dem Schauspielkörper die gemeinsame *konkrete* Situation. Er erlebt konkret im Hier und Jetzt. Er schafft mit, er animiert den Schauspielkörper, er hat für den Schau-spielenden Aufforderungscharakter, er wird beeindruckt und er verändert sich im Prozeß der Aufführung. Der Zuschaukörper erlebt eine entlastete Wirklichkeit, gerade weil er in der Zuschauposition ist, und aktives Reagieren im Sinne aktiver äußerer Einflußnahme ihm „erspart“ wird. Auf der anderen Seite kann die Theatersituation auch eine Verdichtung des Lebensprozesses sein. Der Zuschaukörper erlebt in konkreter Einstellung, die durch die abstrakte Einstellung fortwährend durchbrochen werden kann.

Demgegenüber überwiegt beim Wissenschaftskörper die abstrakte Einstellung. Er lebt in erster Linie in der Erkenntniswelt. Das bedeutet aber nicht, daß der Wissenschaftskörper nur über ein aktives mentales Register verfügte. Die reinen Relationen des abstrakten Denkens verleiten ihn vielleicht dazu, das von sich selbst anzunehmen. Das stimmt aber nicht. Auch ein Wissenschaftskörper ist ein zusammenhängender Körper mit den genannten Registern. Wissen, der Schatz des Wissenschaftskörpers, ist in diesem Modell als Sediment des Mentalen anzusehen.

⁴⁹⁰ Bei stundenlangem Ausharren droht das Economy-Class-Syndrom, das bei Langzeitflügen immer wieder Todesopfer fordert.

Aber alle anderen Register sind auch aktiv, sie sollten es jedenfalls, zumindest in der Relation des Grundes. Der herrschsüchtige Wissenschaftskörper muß sich dessen bewußt sein und demütig werden. Der kooperative Wissenschaftskörper weiß bereits, daß er genährt wird vom Zuschaukörper und mit ihm zusammenarbeitet. Die Beschreibung der konkreten Einstellungen in dieser Arbeit soll zu diesem Wissen dazu beitragen. Zuschaukörper und Wissenschaftskörper sind nur in ihrer sich gegenseitig verabsolutierenden, ignorierenden Form Gegenspieler. In Wirklichkeit nähren sie einander, wohnen einem Körper ein und sind jeweils ein Spiel in Soma, Emotion und Mentalem.

Sind diese beiden Körper Körpermodi, die in Wirklichkeit vorkommen, ist der Horizontkörper ein gedankliches Konstrukt oder alle Körper in einem. Der Horizontkörper ist in Wirklichkeit seine eigene Spur.

Im Prozeß, im Spiel der Körperdimensionen, in der Wahrnehmung, in allen behandelten Konzepten kam dem Begriff der Aufmerksamkeit eine besondere Rolle zu. *Aufmerksamkeit ist eine Aktivität, die jedem Körperregister zugesprochen werden kann.*

Für die Phänomenologen löst und begrenzt die Aufmerksamkeit Strukturen. Leibliche Aufmerksamkeit ist beispielsweise beim Blickespüren aktiv. Aufmerksamkeit arbeitet nicht wie ein Scheinwerfer. Aufmerksamkeit positioniert den Leib und wirkt in der Wahrnehmung. Sie spezifiziert das Wahrnehmungsfeld, die Dinge verändern sich durch den Wechsel der Wahrnehmung. Die Dinge strömen durch ihren Aufforderungscharakter der Aufmerksamkeit zu, das leibliche Responsorium ist ohne leibliche Aufmerksamkeit nicht zu denken. Leibliche Aufmerksamkeit ist ein Aufmerken auf das Leben, eine Bewußtheit in unserem Leib entspringender Bewegungen ohne Durchgang durch die Vorstellungen, also ohne Durchgang durch die mentale Funktion. Der intentionale Bogen braucht die leibliche Aufmerksamkeit. Die Bewegung verändert den Bewegenden.

Die Aufmerksamkeit des inneren Beobachters bedeutet aber auch, daß die mentale

Aufmerksamkeit sich dem eigenen Körper zuwendet, das Ich fungiert dann als Aufmerksamkeitsbündler. Mentale Aufmerksamkeit ist Zustand des Bewußtseins, für das das Ich-Bewußtsein den Grund bildet. Feldenkrais beschreibt Aufmerksamkeit als Bewußtheit, die die Selbst-Lenkung und damit die körpereigene Orientierung ermöglicht. Dieser Aufmerksamkeit kann man den Vorwurf des eingeschleusten Dualismus nicht machen. Die Körperteilungen erfüllen lediglich ihre Funktion, arbeiten in dezentrierter Struktur. Aufmerksamkeit arbeitet somatisch, emotional und mental.

7.3 Status und Nutzen des Modells

Das Modell eines umfassenden, zusammenhängenden, lebendigen Körpers arbeitet auf der Ebene der Begriffsstruktur. Auf dieser Ebene wurde auch der Übergang vollzogen von einem Körpermodell in hierarchischer Struktur zu einem in enthierarchisierter Struktur. Die Ebene der Begriffsstruktur erlaubt die Offenlegung der prägenden Strukturen, die unser Denken und Reden bestimmen, in der Theorie. Die tatsächlichen konkreten Prozesse sind sehr komplex, ihre Struktur jedoch wurde hier auf der „Formelebene“ dargestellt. Gerade durch diese Abstraktion wird mehr Lebendigkeit in der Rede über Theater auch im wissenschaftlichen Kontext möglich. Die Abstraktion bereitet das Feld für die Rede im Konkreten.

Zur Veränderung der Praxis bedarf es jedoch noch eines weiteren Schrittes, es bedarf der *Integration* dieser Struktur ins eigene Denken, in die eigene Struktur, in den eigenen Körper.

Schaden kann aus dem Modell eines umfassenden, zusammenhängenden Körpers erwachsen, wollte man es zu den falschen Legitimationen mißbrauchen. Dieses Modell legitimiert nicht dazu, den Körper sprachlich zu überfluten, ihn diskursiv beherrschen zu wollen. Das Modell ist zum gegenteiligen Zweck erarbeitet worden.

Nutzen kann aus diesem Modell gezogen werden, wenn man verinnerlicht, daß es ein Modell ist, das Vorgänge in den Blick nehmen will, die sich dem direkten Weg des diskursiven Zugriffs verschließen. Dieser indirekte Weg ist aber keine Einladung, ihn in umgekehrter Richtung, als Abkürzung etwa, für den unmöglichen direkten Weg zu gebrauchen. Das Erleben im Hamburger Schauspielhaus bei „Kasimir und Karoline“ (Kap. 1) ist mir mittlerweile durch die behandelten Konzepte in seiner Struktur vorstellbar, ohne daß der Zauber des Erlebnisses verletzt wäre.

Der Körper ist und bleibt Widerpart, wir bleiben Körperwesen, und unsere grundsätzlichen Wege zum bzw. als Körper haben sich nicht geändert. Das in dieser Arbeit entwickelte Modell will die Aufmerksamkeit auf den wahrnehmenden, erlebenden und tätigen Körper lenken. Es verknüpft Diskurse und betont unser Verwobensein.

Der *eigene* Körper ist der Raum, in dem und durch den Wahrnehmung und Erkenntnis gehen. Dies führt nicht zu einer vermeintlichen „Subjektivierung“ wissenschaftlicher Beobachtung, sondern legt die Bedingungen, unter denen sie entsteht und arbeitet, offen. Dies ist umso wichtiger, da die aktuellen Theaterformen vehement den eigenen Zuschaukörper herausfordern, ihn in aggressiver Weise vereinzeln und pluralisieren. Gemeinsamkeiten im Sehvorgang müssen erarbeitet werden, sie können längst nicht mehr vorausgesetzt oder als sich selbstverständlich ergebend aufgefaßt werden. Seherfahrung vereinzelt, und muß in ihrer Vereinzelung stark gemacht werden, bevor sie überhaupt erst diskursiv gemacht werden kann.

Das *präsentische* Theater arbeitet am ganzen Körper. Jede Körperaktivität hat demnach auch den selben Stellenwert, jeder Körpereindruck gehört zur Theaterform und kann nicht mehr als Nebensächlichkeit oder *privatissimo* abgetan werden. Das Reden über das präsentische Theater klingt anders als das Reden über das Theater der Repräsentation. Die *Vorgänge* der Aufführung sind häufig die Aufführung. Zuschauende berichten mit deutlich spürbarer Faszination

hinterher, was alles passiert ist und empfinden die Vorgänge als sinnvoll, ohne den Sinn genau bezeichnen zu können. Er stellt sich her, im Spiel der Körper. Die persönliche Beteiligung ist konstitutiv, der Zuschaukörper schöpft mit, stellt mit her. Beschreibungen setzen folgerichtig in der eigenen Erfahrung ein und schreiten von dort aus fort. Der entscheidende Prozeß an einem Theater-erlebnis kann dann die am eigenen Körper erfahrene energetische Belebung sein. Sie muß nicht mental überhöht werden, sie reicht vollkommen aus. Aber natürlich kann das Nachdenken über das Theater sich anschließen, es nimmt andere Wege als das Nachdenken über das Theater der Repräsentation. Präsenz und Materialität der theatralen Kommunikation lassen sich mithilfe der vorgestellten Konzepte konkreter fassen. Der Schwerpunkt liegt nicht auf der verhandelten Idee, sondern auf dem Prozeß. Präsentisches Theater ist Theater als Prozeß. Die Idee, die mentale Auseinandersetzung, trägt bei zu einer Balance zwischen Wandelbarem und Unveränderlichem. Diese Balance muß immer neu aktiv austariert werden. Daran beteiligt sind Theaterschaffende und Zuschauende, der *plurale* Körper.

Modernes Zuschauen hat immer weniger mit dem Auge zu tun. Das neue, nicht privilegierte, aber in seinen Möglichkeiten wieder eingesetzte Organ ist das Ohr, in seiner Funktion viel sensibler als das Auge, versehen mit dem Gleichgewichtssinn und empfänglich für feinste Schwingungen und Atmosphären. (In der Antike waren Blinde volle Bürger, Taube dagegen galten als behindert und hatten einen Vormund. Das Ohr hilft im Leben also weiter als das Auge.)

Theaterwissenschaft reagiert auf eine solche Entwicklung. Wenn die wissenschaftliche Reflexion ihr Augenmerk auf die lebenden Prozesse auf der Bühne richtet, kann sie eigentlich nicht an der Theaterpraxis vorbeidiskutieren. Das erfordert eine außerordentliche Genauigkeit, nicht nur in der eigenen Begriffswelt, sondern auch bei der Erforschung der eigenen Erlebnisse. Es erfordert Spürarbeit in Richtung des eigenen Körpers, um den Körper eines Schauspielers verstehen zu

können.

Zum abstrakten Bereich der Erkenntnis sollte sich noch ausgewogener der konkrete Bereich der eigenen Körpererfahrung gesellen, und zwar nicht nur als Zuschaukörper. Beide Bereiche - der konkrete und der abstrakte - brauchen eine lebendige Beziehung zueinander, der eine kann nicht durch den anderen erschlossen werden. Daher plädiere ich für die Intensivierung der durchaus schon vorhandenen, manchmal marginalisierten, Ausbildungsbereiche in der Universität, die in aktiver Körperpraxis bestehen. Neben Sehen, Lesen und Schreiben, die jeweils eine Körperpraxis darstellen, geht es mir um Körperarbeit für Theaterwissenschaftler, die der Körperarbeit für Schauspieler entspricht. Wohlgemerkt, es geht nicht um die Ausbildung von Schauspielern, sondern um die Pflege und Verbesserung des eigenen Körpers, des Instruments der eigenen Praxis. Zum Verständnis der theatralen Vorgänge auf der Bühne halte ich dies für unerlässlich. Das Gespräch zwischen Wissenschaft und Praxis könnte davon profitieren. Vokabeln, die in der Praxis gang und gebe sind und genaue Beschreibungen liefern, können auf der Grundlage genauer Konzepte auch im wissenschaftlichen Kontext virulent werden. Diese genauen Konzepte können wiederum Impulse für die Theaterpraxis beinhalten.

Literatur

Die hier verzeichnete Literatur umfaßt nicht die gesamte eingesehene Literatur, sondern lediglich die durch Verweis oder Zitation aktuell eingearbeitete Literatur.

Abkürzungen

- BdE Maturana, Humberto J, V.R. Varela (1984/1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens, Bern, München: Goldmann
- Bph Bischof, Marco (1995): Biophotonen. Das Licht in unseren Zellen, Frankfurt am Main: Zweitausendeins
- DfA Derrida, Jacques (1972/1988): Die différance, in: ders.: Rundgänge der Philosophie, Wien: , S. 29-52 und 318-319 (Anm.)
- EdS Feldenkrais, Moshé (1981/1987): Die Entdeckung des Selbstverständlichen, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- GsW Roth, Gerhard (1998): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- LbH Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- PhW Merleau-Ponty, Maurice (1945/1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, übersetzt von R. Boehm, Berlin: Walter de Gruyter
- SdL Cramer, Friedrich (1996): Symphonie des Lebendigen. Versuch einer allgemeinen Resonanztheorie, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel
- SzS Derrida; Jacques (1967/1976): Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen, in: ders.: Die Schrift und die Differenz, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Literatur

Aristoteles (1990): Metaphysik, übersetzt von Friedrich Bassenge, Berlin: Akademie -Verlag

Benjamin, Walter (1963): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Bischof, Marco (1995): Biophotonen. Das Licht in unseren Zellen, Frankfurt am Main: Zweitausendeins (=Bph)

- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft,
Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main:
Suhrkamp
- Cramer, Friedrich (1993): Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des
Lebendigen, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel
- ders. (1993): Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie, Frankfurt
am Main, Leipzig: Insel
- ders. (1996): Symphonie des Lebendigen. Versuch einer allgemeinen Resonanz-
theorie, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel (=SdL)
- Derrida; Jacques (1967/1976): Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im
Diskurs der Wissenschaften vom Menschen, in: ders.: Die Schrift und
die Differenz, Frankfurt am Main: Suhrkamp (=SzS)
- ders. (1967/1976): Kraft und Bedeutung, in: ders.: Die Schrift und die Differenz,
Frankfurt am Main: Suhrkamp
- ders. (1972/1988): Die différance, in: ders.: Rundgänge der Philosophie, Wien:
Passagen, S. 29-52 und 318-319 (Anm.) (=DfA)
- Dürr, H.-P., F.-A. Popp, W. Schommers (Hg.) (2000): Elemente des Lebens.
Naturwissenschaftliche Zugänge - Philosophische Positionen,
Kusterdingen: Die Graue Edition
- Englert, Klaus (2000): Unsere Freiheit hängt von der wahren Information ab.
Warum wir den Dialog zwischen der Philosophie und den
Naturwissenschaften vorantreiben müssen: Ein Gespräch mit Michel
Serres, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 10. 2000
- Feldenkrais, Moshé (1967/1995): Bewußtheit durch Bewegung, Frankfurt am
Main: Suhrkamp
- ders.(1981/1987): Die Entdeckung des Selbstverständlichen, Frankfurt am
Main: Suhrkamp (=EdS)

- Fischer-Lichte, Erika (1993): Materialität der theatralischen Kommunikation, in dies.: Kurze Geschichte des deutschen Theaters, Tübingen, Basel: Francke, S. 419 - 432
- Florey, Ernst (1992): Gehirn und Zeit, in: Schmidt, Siegfried J. (Hg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 170 - 189
- Glaser, Wilhelm R. (1997): Wahrnehmung, in: Straub, Jürgen, Wilhelm Kempf, Hans Werbik (Hg.): Psychologie. Eine Einführung, München: DTV
- Haß, Ulrike (1999): Der Körper auf der Bühne, in: Heller, Heinz B., Karl Prümm, Birgit Peulings (Hg.): Der Körper im Bild: Schauspielen - Darstellen - Erscheinen, Marburg: Schüren, S. 31 - 45
- Hawking, Stephen W. (1991): Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Heisenberg, Werner (1955): Das Naturbild der heutigen Physik, Hamburg: Rowohlt
- Heraklit (1964): Fragmente der Vorsokratiker, übersetzt von Hermann Diels, Zürich, Berlin: Weidmann, 1. Bd
- Hiß, Guido (1999): Rauheit des Körpers, in: Heller, Heinz B., Karl Prümm, Birgit Peulings (Hg.): Der Körper im Bild. Schauspielen - Darstellen - Erscheinen, Marburg: Schueren, S. 47 - 60
- Horkheimer, Max, Theodor W. Adorno (1969): Dialektik der Aufklärung, Frankfurt am Main: Fischer
- Husserl, Edmund (1950): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie (Ideen I), Den Haag: Nijhoff
- Irigaray, Luce (1979): Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin: Merve
- Kamper, Dietmar, Christoph Wulf (Hg.) (1982): Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt am Main: Suhrkamp

- Krämer, Sybille (1998): Zentralperspektive, Kalkül, virtuelle Realität. Sieben Thesen über die Weltbildimplikationen symbolischer Formen, in: Vattimo, Gianni, Wolfgang Welsch (Hg.): Medien - Welten - Wirklichkeiten, München: Wilhelm Fink, S. 27 -37
- Kristeva, Julia (1988/1990): Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Lacan, Jaques (1973/1975): Schriften I, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Lehmann, Hans-Thies (1989): Die Inszenierung: Probleme ihrer Analyse, in: Zeitschrift für Semiotik, Bd. 11, S. 29-49
- ders. (1999): Postdramatisches Theater, Frankfurt am Main: Verlag der Autoren
- Lyotard, Jean-Francois (1954/1993): Die Phänomenologie, Hamburg: Junius
- Macho, Thomas H. (1987): Todesmetaphern, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Mainzer, Klaus (1999): Zeit. Von der Urzeit zur Computerzeit, München: Beck
- Maturana, Humberto R. (1982): Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg
- ders., V.R. Varela (1984/1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens, Bern, München: Goldmann (=BdE)
- ders. (1994): Was ist erkennen? München, Zürich: Piper
- Merleau-Ponty, Maurice (1942/1976): Die Struktur des Verhaltens, Berlin, New York: Walter de Gruyter
- ders.: (1945/1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, übersetzt von R. Boehm, Berlin: Walter de Gruyter (=PhW)
- ders.: (1964/1994): Das Sichtbare und das Unsichtbare, München: Fink
- Müller, Heiner (1992): Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln: Kiepenheuer & Witsch

- Nooke, Günther: Die Welt als Welle und Vorstellung. Die Quantentheorie könnte uns neu zu denken lehren, Süddeutsche Zeitung 14. 12. 2000
- Pavis, Patrice (1994): Zum gegenwärtigen Stand der Aufführungsanalyse, Vortrag gehalten am Institut für Theaterwissenschaft an der FU Berlin am 9. Juli 1994
- ders.: (1996): L'Analyse des spectacles, Paris: Nathan Université
- Parmenides (1964): Fragmente der Vorsokratiker, übersetzt von Hermann Diels, Zürich, Berlin: Weidmann, 1. Bd
- Platon (1951): Phaidon, übersetzt von Otto Apelt, Hamburg: Felix Meiner
- Platon (1967): Der Staat, übersetzt von Wilhelm Wiegand, Köln: Jakob Hegner
- Roth, Gerhard (1998): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, Frankfurt am Main: Suhrkamp (=GsW)
- Schmidt, Siegfried, J (Hg.) (1987): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Schrödinger, Erwin (1987): Was ist Leben? München: Piper
- Shusterman, Richard (1994): Die Sorge um den Körper, in: Kuhlmann, Andreas(Hg.): Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne, Frankfurt: Fischer, S. 241 -277
- ders. (1996): Vor der Interpretation. Sprache und Erfahrung in Hermeneutik, Dekonstruktion und Pragmatismus, Wien: Passagen
- Sloterdijk, Peter, Hans-Jürgen Heinrichs (2000): Die Sonne und der Tod, Lettre International, 48, I/2000, S. 32 - 47
- Uexküll, Jakob von (1928/1973): Theoretische Biologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Wagamese, Richard (1997): Hüter der Trommel, München: Schneekluth

Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen
zur Phänomenologie des Leibes, Frankfurt am Main: Suhrkamp (=EdS)

Weizsäcker, Viktor von (1997): Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von
Wahrnehmen und Bewegen, Gesammelte Schriften, Bd 4, Frankfurt am
Main: Suhrkamp

Lexika und Überblicksdarstellungen

Helferich, Christoph (1992): Geschichte der Philosophie, München

Kimmerle, Heinz (1992): Derrida zur Einführung, Hamburg: Junius

Lutz, Bernd (Hg.) (1995): Metzler Philosophen Lexikon, Weimar: Metzler

Precht, Peter; Franz-Peter Burkard (Hg.) (1996): Metzler Philosophielexikon,
Begriffe und Definitionen, Stuttgart, Weimar: Metzler

Sexl, Roman, Ivo Raab, Ernst Streeruwitz (1989): Der Weg der modernen Physik,
Frankfurt am Main: Diesterweg

Stroppe, Heribert (1994): Physik für Studenten der Natur- und Technikwissen-
schaften, Köln, Leipzig: Fachbuchverlag

Vorländer, Karl (1990): Geschichte der Philosophie mit Quellentexten, Reinbek bei
Hamburg, Bd.1

Wuchterl, Karl (1992): Lehrbuch der Philosophie, Bern, Stuttgart: Haupt

Lebenslauf

- 2.5.1968 geboren in Rostock
- 1974-1986 Schulausbildung in Rostock, Abschluß: Abitur
- 1986-1987 Kirchenmusikalisches Seminar in Halberstadt, Abschluß: C-Kantorin
- 1987-1988 drei Semester Studium der Biologie und Chemie auf Lehramt in Mühlhausen/Thüringen und Rostock
- 1989 Schauspielerin bei der „Leipziger Spielgemeinde“, Tourneetheater in der Trägerschaft der Diakonie Sachsen
- 1990 Beginn der Studiums der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Romanistik und Geschichte in Köln
- 1991 Fortsetzung des Studiums in Bochum
- 1994-1997 Stadtverordnete im Rat der Stadt Wuppertal
- 1998 Abschluß des Studiums in Theaterwissenschaft, Film- und Fernsehwissenschaft und Neuere Geschichte: Magistra Artium
- 2001 Promotion in Theaterwissenschaft
„Das Zuschauspiel. Lebendige Körper im Theater“
- 2002 Gründung CHORA Theater, Figurentheater